...phus

...wochen

...s

...lichen

...ums

Das Wiedererwachen

des

evangelischen Lebens

in

der lutherischen Kirche Bayerns.

Ein Stück süddeutscher Kirchengeschichte
(1800—1840)

von

D. G. Thomasius,
ord. Professor der Theologie.

Erlangen.
Verlag von Andreas Deichert.
1867.

Druck von Junge u. Sohn in Erlangen.

Vorwort.

Das Schriftchen, welches ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, ist entstanden theils aus Studien für die neueste Geschichte der protestantischen Kirche und Theologie, theils aus Vorarbeiten zu einer Monographie über meinen seligen Schwiegervater Lehmus. Sie führten mich tiefer in die Spezialgeschichte der lutherischen Kirche Bayerns hinein und ließen mich sowohl die früheren Zustände derselben, als die Erweckung, die auch sie durch Gottes Gnade erfahren durfte, genauer kennen. Die herzliche Liebe zu ihr und der Wunsch, ihren Dienern, Gliedern und Freunden damit einen Dienst zu erzeigen, bestimmten mich dann, dieses Schriftchen zu verabfassen; ja ich hoffe, daß der Inhalt desselben, obwohl es sich auf einen verhältnißmäßig so engen Kreis beschränkt und selbst für diesen keine vollständige Geschichte, sondern nur eine Reihe von Beiträgen und Lebensbildern gibt, doch auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein werde. Denn er fällt in jene Frühlings- und Blüthenzeit, in der die Züge göttlicher Gnadenwirkungen sichtbarer als in andern Perioden an den Tag treten und deren Betrachtung noch

heute jedes christliche Gemüth erquicken kann. Es sind die Wurzeln unserer eigenen Vergangenheit, aus denen unsere Gegenwart erwachsen ist. Je unvollständiger die vorliegenden Leistungen gerade über diesen Abschnitt sind, desto weniger bedarf der Versuch einer Rechtfertigung.

Es erübrigt daher hier nur eine nähere Angabe der Quellen, aus denen ich schöpfte, und die Art wie ich sie verarbeitete.

An eigentlichen Vorarbeiten fand ich nur vor: Em. Fr. H. Medicus, Geschichte der evangelischen Kirche im Königreich Bayern, diesseits des Rheins. Erlangen 1863 und die Aufsätze: „Die lutherische Kirche in Bayern" in Freimund's politischem Wochenblatt, Jahrgang 1861; erstere mit großem Sammlerfleiß verfaßt, beschränkt sich jedoch auf die äußere Seite der Geschichte, während es mir gerade um die innere zu thun war; letztere enthalten eine Reihe gut geschriebener Beiträge, aus Dokumenten, die auch mir zum größten Theile zur Hand waren, umfassen aber nur einen kleinen Abschnitt des Zeitraums, mit dem sich meine Arbeit beschäftigt, machen auch auf Vollständigkeit nicht Anspruch. Einzelnes boten die mehrfach genannten Annalen der protestantischen Kirche Bayerns von K. Fuchs; mannigfache Winke und Fingerzeige finden sich auch in Schuberts Altem und Neuem und in dessen Selbstbiographie, Schriften, die jedoch einen zu vorherrschend erbaulichen Charakter haben, als daß sie nicht mit Vorsicht benutzt werden müßten. Alles Uebrige mußte aus Zeitschriften, Biographien, Nekrologen, Traktaten, fernliegenden Monographien u.s.w. zusammengebracht werden, und habe ich überall die Fundorte genau angegeben. Indessen reichten diese

Quellen lange nicht aus, um das nothwendige Material zu gewinnen. Es galt vielmehr, die Erinnerung und Erfahrung der Männer zu befragen, welche selbst Zeugen und Mitarbeiter jener Zeit waren, und so den quellenmäßigen Stoff erst zu schaffen. Ich habe mich zu dem Ende an eine ganze Reihe von Freunden gewendet, theils im Dienst der Kirche ergraute Veteranen, theils mir gleichalterige oder jüngere Zeitgenossen, und habe von Vielen derselben kürzere oder ausführlichere Beiträge erhalten. Manche von ihnen sind unterdessen heimgegangen — eine Bestätigung der Bemerkung in der Einleitung, daß nach einem Decennium diese Geschichte überhaupt nicht mehr geschrieben werden könnte. Mit herzlichem Danke nenne ich, ohne nähere Amtsbezeichnung, ihre Namen: Fabri †, Dietlen †, Sixt †, Beck, Bomhard, Burger, Grießhammer, Maier, W. Meinel, Mezger, Redenbacher, H. Schmid, J. Schmidt, Schott, Trenkle, Wucherer, Volck. Diese Beiträge habe ich dann sorgfältig sowohl unter sich als mit meinen eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen verglichen, und wo sie übereinstimmten, was allermeist der Fall war, meiner Darstellung zu Grunde gelegt, so viel es thunlich erschien, sie selbst reden lassen; denn gerade auf Detail kam es für meine Zwecke an. Auch das Königliche Consistorium in Ansbach hat die Güte gehabt, mir die Akten unserer Generalsynoden mit großer Bereitwilligkeit zu überlassen, wofür ich demselben hiemit öffentlich den schuldigen Dank sage. So gelang es mir den Stoff zu gewinnen und mir ein sicheres Urtheil zu bilden; die Organisirung ergab sich dann leicht, denn der Stoff theilte sich von selbst in gewisse Gruppen, und zwar theils nach lokalen, theils nach chronologischen Ver-

hältnissen. — An manchen Thüren habe ich freilich umsonst angeklopft; aber ich hoffe, daß aus der Mitte unserer Geistlichkeit diese meine Darstellung mannigfache Ergänzungen hervorrufen wird, und will hiemit die Brüder im Amt ausdrücklich gebeten haben, mir alles, was etwa zur Vervollständigung dienen kann, insbesondere was in das zehnte Kapitel einschlägt, zukommen zu lassen, um es in einer vielleicht später folgenden Fortsetzung verwerthen zu können.

Was mir die bisherige Geschichte unserer Kirche als Lehre und Mahnung der Gegenwart an's Herz zu legen schien, habe ich in ein kurzes Schlußwort zusammengefaßt: möge es bei den Freunden eine gute Stätte finden!

Erlangen, 1. Mai 1867.

G. Thomasius.

Uebersicht.

Die geschichtlichen Voraussetzungen.

Das Erwachen des evangelischen Lebens

(seit 1815—1825).

Die Consolidirung des evangelischen Lebens

(vom Jahre 1825—1835).

Der Uebergang zur kirchlichen Reife
(von 1835—1840).

Verbesserungen.

S. 106 statt „ihre" lies: „ihr"
S. 116 Anmerk. statt „dieselben" lies: „derselben"

Wie der protestantische Norden Deutschlands, so hat auch die lutherische Kirche in Süddeutschland eine Zeit erlebt, in welcher nach langer Erstorbenheit ein neues evangelisches Leben in ihr wieder erwachte. Die Genesis dieses neuen Lebens in unserer eigenen lutherischen Landeskirche — denn darauf beschränken wir uns im Nachfolgenden — zu beschreiben, ist nicht leicht. Es war seinem Ursprung nach nichts weniger als eine theologische Schule, es hat keinen von den Meistern der Wissenschaft zum Vater, es datirt von keinem akademischen Lehrstuhl, auch von keiner einzelnen großen, sei es kirchenregimentlichen oder pastoralen, Persönlichkeit: an vielen Punkten zumal brach es durch Gottes Geist geweckt hervor, wie wenn im Frühling auf einen gnädigen Regen allerwärts Keime und Blüthen der Erde entsprießen — gleichzeitig im Norden und im Süden, bald als leichterer Anflug, bald als tiefere Bewegung. Und wenn sich auch eine Reihe einzelner Orte und Männer, von denen es ausging, und eine allmähliche Verbindung zwischen ihnen nachweisen läßt, die Wurzeln des Ursprungs und die Fäden des innern Zusammenhangs liegen doch sehr im Verborgenen. In kleinen Kreisen wurde es anfangs wie ein stilles Geheimniß gepflegt, aber es wuchs durch Gottes Thau und Regen, es gewann Boden, es schuf sich seine Zeugen in Wort und That, seine Vertreter auf Kanzeln und Kathedern — und wie mannigfaltig es sich auch gestaltete, sein Grundzug war: das Bedürfniß des Menschen nach einer Erlösung von Sünde und Tod, der Glaube an die freie Gnade Gottes in Christo, die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben. So war es ein gesundes Erzeugniß aus derselben lebenskräftigen Wurzel, aus welcher die Reformation selbst

hervorgewachsen ist, ein frischer, hoffnungsreicher Trieb am Baum der lutherischen Kirche.

Die älteren Zeugen und Träger dieser evangelischen Richtung sind zum größern Theile bereits entschlafen, die noch lebenden werden bald gar dahingegangen sein, dann wird Niemand mehr die Geschichte derselben zu schreiben vermögen; deshalb möchte ich hier, so viel ich darüber erkunden konnte, zusammenfassen und es im Zusammenhang mit der äußern Gestaltung und Entwicklung der lutherischen Landeskirche Bayerns der nachkommenden Generation überliefern; — freilich nur in fragmentarischer Gestalt, denn zu einer Geschichte im vollen Sinn des Wortes reichen meine Quellen nicht aus.

Die ersten, noch sporadischen Anfänge des wiedererwachenden evangelischen Lebens reichen zurück bis in die Jahre 1814—1819, in dieselben Jahre also, in welche auch die Freiheitskriege, in welche das dritte Jubelfest der Augsburgischen Confession, die Constitution des Königreichs und die gegenwärtig noch geltende Organisation unserer protestantischen Landeskirche fallen. — Das zweite Stadium reicht von hier aus bis dahin wo sich die neue Richtung consolidirte und in dem homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt ein Organ gewann (1825—27), aber eben damit die heftigste Reaction des bis dahin herrschenden Rationalismus hervorrief. Wir können es das Stadium der frischen, kampfesmuthigen Jünglingszeit nennen. — Mit dem dritten, gegen das Ende der dreißiger Jahre anhebenden, reifte sie zum kirchlichen Charakter; von Innen heraus, völlig naturgemäß vollzog sich dieser Fortschritt; die Gründung der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche im J. 1838 bezeichnet den Anfang dieses Stadiums. Wir werden den Verlauf der Dinge nur wenig darüber hinaus, etwa bis zum Jahre 1840 verfolgen.

Zunächst werfen wir einen Blick auf die Vorgeschichte.

Erstes Kapitel.

Die Vorgeschichte.

Als im Jahre 1806 das vormalige Churfürstenthum Bayern zum Königreich erhoben worden war, wurden demselben zugleich das protestantische Fürstenthum Ansbach, die Reichsstadt Nürnberg mit ihrem Territorium, und die umfänglichen Gebiete der mediatisirten Reichsfürsten in Franken und Schwaben, mit ihren zum Theil protestantischen Bevölkerungen, einverleibt, nachdem schon etwas früher die säkularisirten Bisthümer Würzburg [1] und Bamberg, welche gleichfalls mehrere protestantische Gemeinden zählten und eine Reihe von Reichsstädten: Nördlingen, Rothenburg, Dinkelsbühl, Schweinfurt, Kaufbeuern u. a., im Jahre 1805 Augsburg und Lindau mit dem neuen Staate verbunden worden waren. Im Jahr 1810 kam dann auch das Fürstenthum Bayreuth (und Regensburg) hinzu. Auf diese Weise entstand zugleich mit dem Königreich die „protestantische Gesammtgemeinde", welche dermalen den Complex der lutherischen Landeskirche in Bayern bildet. Aus so vielen und verschiedenartigen Bestandtheilen ist sie zusammengewürfelt [2]. Es brauchte längere Zeit, bis diese mannigfaltigen Theile sowohl mit den

[1] Von 1806 an selbstständiges Großherzogthum, bis es 1814 wieder an Bayern zurückfiel.

[2] Vgl. Medicus: Geschichte der evangelischen Kirche im Königreich Bayern, Erlangen 1863 S. 2, 3 und die näheren Nachweise ebend. im Flgd. Winer: Evangl. luth. Kirchenzeitung 1854 p. 2 ff.

älteren, protestantischen Gebieten (Sulzbach und Sulzbürg), als unter sich zu einer organischen Einheit verbunden werden konnten; fast jedes Jahr brachte, im Zusammenhang mit den fortwährenden Kreiseintheilungen und Organisationen der Provinzialverwaltungen, neue Einrichtungen, doch wurden im J. 1809 sechs protestantische „Generaldekanate" errichtet, die im folgenden Jahre auf vier beschränkt wurden, welche ihren Sitz in Ansbach, Bayreuth, Regensburg und München hatten. Ihre Mitglieder hießen Kreiskirchenräthe, beziehungsweise Kreisschulräthe; sie bildeten einen integrirenden Theil der politischen Verwaltung, der sogenannten Generalkommissariate — eine Section der königlichen Domänenkammer. Ueber ihnen stand eine Centralbehörde unter dem Namen Generalconsistorium, welche eine Abtheilung des (katholischen) Ministeriums bildete und einen (wohlgesinnten) Katholiken zum Vorstande hatte [1]. Damit war auch der letzte Rest kirchlicher Selbstständigkeit, deren sich die neuen protestantischen Landestheile zuvor, obwohl auch nur in sehr kümmerlichem Maße, erfreut hatten, verschwunden. Erst im J. 1819, — um dieß gleich hier vorgreifend zu bemerken — folgte die Consistorialverfassung: zwei protestantische Consistorien in Ansbach und in Bayreuth und darüber ein „selbstständiges Oberkonsistorium in München, durch welches das oberste Episcopat und die daraus hervorgehende Leitung der protestantischen innern Kirchenangelegenheiten ausgeübt werden soll"; allein dieses 'selbstständige' Oberconsistorium ist dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordnet, es ist eine königliche Behörde, die deshalb auch im Namen des Königs ihre Anordnungen erläßt und darin ganz dem hergebrachten Kanzleistyl sich anschließt [2]. Noch heute lastet dieser ungeistliche Consistorialstyl und diese ganze äußerliche Geschäftsbehandlungsweise schwer auf unserer Geistlichkeit.

[1] Ausführl. Nachrichten darüber in Fuchs: Annalen der protestantischen Kirche im Königreich Bayern, I. Folge (1819). Medicus 494 ff.

[2] Edict über die inneren kirchl. Angeleg. der protest. Gesammtgemeinde. Vgl. Fuchs Annalen, zweite Folge Heft 2 (1840) S. 58 ff.

Welches waren nun die kirchlichen und sittlichen Zustände der bezeichneten fränkischen Gebiete, als sie an die Krone Bayern fielen?

Der Pietismus hatte in ihnen keine tieferen, nachhaltigen Wurzeln geschlagen, Zwar waren schon bald nach dem Anfang des vorigen Jahrhunderts einzelne Ausläufer desselben nach Franken gekommen und hatten in Altdorf und der Umgegend, wie auch im Bayreuthischen Anhang gefunden. Allein sie gehörten jener spiritualistisch-separatistischen Richtung an, die sich so leicht an den Pietismus ansetzte. Es war ein Sporersgeselle J. G. Rosenbach aus Heidelberg, der bekannte Petersen, E. Chr. Hochmann v. Hochenau, Vict. Chr. Tuchtfeld, der Perrückenmacher Tennhard, „des großen Gottes Kanzellist", wie er sich in seinen Flugschriften nannte. Sie predigten Buße und die nahe Wiederkunft des Herrn, bewirkten einige Erweckungen, richteten Conventikel ein, gewannen selbst einige Altdorfer Professoren für sich, gingen aber theilweise bis zur Lossagung von dem öffentlichen Gottesdienst, bis zur eigenmächtigen Spendung des Abendmahls und Verweigerung der Kindertaufe fort. Dagegen schritt sofort der Rath der Stadt Nürnberg ein, indem er, nach der Praxis jener Zeit, einige von den Häuptern der Pietisten gefangen setzte, die Versammlungen verbot und die Widerspenstigen mit Ausweisung bedrohte, andrerseits aber durch Abstellung mancher offenkundiger Aergernisse gerechte Klagen abzuschneiden suchte. Mehr als diese Maßregeln wirkte „die Warnung und Vermahnung", welche die hochgeachtete Nürnberger Geistlichkeit an ihre Gemeinden erließ [1]. Die „Separatisten" durften auf Verwendung des trefflichen Altdorfer Professor Zeltner und des Predigers Marberger bei St. Aegydien [2], im Lande bleiben „und sind nach und nach alle abgestorben". Einen ähnlichen Verlauf nahmen die Dinge im Bayreuthischen. Hier muß allerdings der Pietismus tiefer

[1] Will: Bibliotheca Norica II, n. 1302.

[2] Sein treffliches Bedenken findet man in Will's Museum Noricum S. 257 ff.

eingegriffen haben, denn wir finden da neben denselben separatistischen Ausschreitungen auch die Anfänge einer gemeindlichen Bewegung, namentlich in Neustadt a/A., wo der Graf v. Zinzendorf auf einer Durchreise mehrere Vorträge theils in der Schule, theils in seiner Wohnung gehalten hatte. Einzelne Geistliche begünstigten und vertheidigten die Erbauungsstunden, ja sie scheinen dieselben selbst in die Hand genommen zu haben: in Neustadt die Superintendenten Lerche und Steinmetz, in Bayreuth der Hofprediger Silchmüller. Aber die Markgrafen traten auch hier mit wiederholten Verboten entgegen; schon 1704 war ein Erlaß an das Konsistorium ergangen: „Weil sich verschiedene Schwärmer, so unter dem Namen Pietisten verwerfliche Neuerungen unternehmen und Irrungen auch Aergernisse unter den gemeinen Leuten hervorthun und sich nach und nach vermehren, allermassen wir uns aber sehr angelegen sein lassen, das seligmachende Wort Gottes rein zu behalten, auch aller Aergerniß, so viel möglich in unsern Landen vorzubauen, besonders aber solche gefährliche Leute, so unter dem Schein eines gottseligen Lebens sich nur des Müssiggangs befleißen und gute Ordnung, ohne welche doch kein Staat bestehen kann, zu tadeln und über Haufen zu werfen sich unterstehen, dieselbigen eingezogen und nach Verdienst gestraft wissen wollen, so befehlen wir" u. s. w. Und als späterhin (1733) das Consistorium selbst in einer Vorstellung an den Markgrafen Georg Friedr. Karl der Erbauungsstunden sich annahm, erfolgte der Bescheid, „daß Anleitung zu wahrhafter Gottesfurcht des Volkes auch ohne diese Privatstunden durch Vermahnungen, Tröstungen und Stärkungen im Beichtstuhl und sonst privatim, so wie durch ordentliche, . . . mit erforderlichem Fleiß in der Furcht des Höchsten und in der alleinigen Absicht Seelen zu gewinnen elaborirte Predigten geschehen könne. Nur etwa zur Wiederholung der Predigten wolle man eine besondere Zeit nach vollendetem Gottesdienst frei lassen"[1]. Das Verbot wurde aufrecht gehalten,

---

[3] Kraußold: Gesch. der evang. Kirche im ehemal. Fürstenthum Bayreuth, 1860 S. 286 ff.

und die kümmerlichen Reste des Pietismus zogen sich ins Dunkel zurück.

Man kann die Richtigkeit der Grundsätze, auf denen diese Erlasse beruhen, vollständig anerkennen und es dennoch beklagen, daß durch solche Maßnahmen der Kirche die anregenden und belebenden Einflüsse des Pietismus, deren sie so sehr bedurfte, abgeschnitten worden sind. Denn die herrschende Orthodoxie war wirklich gerade damals — im großen Ganzen angesehen — zu einer todten Form geworden, kirchliches Leben und kirchliche Sitte tief gesunken. Wie weit es damit gekommen war, beweist am besten ein Erlaß desselben Markgrafen, Gg. Fr. Karl, eines trefflichen Fürsten, vom Jahr 1724 an das Consistorium, in dem es wörtlich heißt: „Ueberlegen wir den zeitherigen Kirchenzustand, so zeigt sich leider auf Seiten der Zuhörer nichts als grobe Unwissenheit in göttlichen und geistlichen Dingen, ein roher und ruchloser Lebenswandel, welcher in mancherlei Sünden und Lastern beständig ausbricht. Auf Seiten der Lehrer und Prediger aber findet sich eine große Lauig- und Schläfrigkeit in Besorgung ihres geistlichen Amtes, bei den einen eine starke Ignoranz und Unerfahrenheit in den Religions- und Glaubensgründen, andere hingegen vermeinen ihrem Amte ein sattsames Genüge gethan zu haben, wo die Kirchenagende vorgeschriebener Massen besorgt, die Predigten an gewöhnlichen Tagen abgelegt und die Pfarreinkünfte genau beobachtet und bestritten werden. Die Zahl derjenigen mag gar gering sein, welche durch fleißiges Katechisiren, Privatbesuchungen und unabläßiges Erinnern, Vermahnen und Strafen die ihnen auf die Seel gebundenen Zuhörer von Jugend an zu Gott zu führen und dem Bösen Abbruch zu thun sich befleißigen. Dahero es dann gekommen, daß mit den geistlichen Diensten eine rechte Commerce und Gewerb getrieben und vor was rechtmäßiges geachtet worden, den besten Pfarrdiensten nachzulaufen, solche zu verkaufen oder durch andere Nebenwege sich einzudrängen, wodurch dann Weiters geschehen, daß, da der Beruf unrichtig und die Gemeine nicht mit Seelenhirten, sondern diese mit Ein-

kommen versorgt worden, die Kirchengebäude zwar wohl eine tönende Stimme erfüllt, des Redenden und der Hörenden Herzen aber ohne Rührung und Empfindung geblieben; ja wohl gar der Geistliche durch ungeistlichen Wandel und öffentliche Schandlaster Aergerniß in der Gemeine angerichtet, andern gepredigt und sich selbst verwerflich gemacht. Daß sich dieses Alles bis daher in der That also befunden, ist landkundig und wäre zu wünschen, daß nicht in die Nachbarschaft und bei fremden Religionen das üble Gerücht ausgelaufen. Wir nehmen euch selbst zu Zeugen, ob nicht dieß der wahre, wiewohl betrübte Zustand der Kirche und Geistlichkeit sei und ob nicht der Verderb noch weiters eingerissen Euerem Gewissen und Nachdenken wollen wir anbei anheimgeben, was wohl die Ursachen dieses so schändlichen Kirchenübels sei und ob nicht durch anhaltendes Vorstellen und unaufhörende Beobachtung des Consistorialamts vor den Riß gestanden werden könne, und der Schaden in so langen Jahren nicht zu heilen gewesen wäre, wo man ihn anders tief zu Herzen genommen?"[1] Diesem einreißenden Verderben vermochten dann freilich die zahlreichen, fast alljährigen, polizeilichen und sehr strengen Mandate gegen Sonntagsentheiligung, Fornikation, Sittenlosigkeit, Fluchen, Schwören u. dgl. nicht mehr zu steuern, sie vermochten es um so weniger, als schon unter dem Vorgängern des trefflichen G. Fr. Karl und noch mehr unter seinen Nachfolgern ein breiter Strom von Genußsucht, Sittenverderbniß und Frivolität von dem markgräflichem Hofe aus sich in das Land ergoß, und zunächst die höhern Stände corrumpirte, dann das Volk, welches die Kosten dieses grenzenlosen Luxus tragen mußte, demoralisirte. Man kennt die Maitressenwirthschaft und Schauspielmanie an dem Brandenburger Hof. Besser stand es zur selben Zeit in Nürnberg, wo der althergebrachte Bürgersinn, die väterliche Sitte, die Abgeschlossenheit des reichsstädtischen Wesens und eine würdige Geistlichkeit dem hereinbrechenden Verderben länger widerstand, obwohl es auch

---

[1] **Corpus const. Br. 123.**

hier nicht an Anzeigen wachsenden Unglaubens und offenkundigem Abfalls fehlte [1]. — Ueber die Zustände im Ansbachischen fehlen uns nähere Nachrichten, aber wenn man erwägt, daß hier dieselben Mandate, wie dort, einander drängten, und daß von dem Hofe ähnliche Ausflüsse wie dort in das Land ausgingen, so wird man sie nicht viel höher anschlagen dürfen.

Der seit der Mitte des Jahrhunderts vom Norden her andringenden synkretistischen und neologisirenden Richtung setzte allerdings die im Jahre 1743 gestiftetete Universität Erlangen in den ersten Decennien ihres Bestehens einen starken Damm entgegen. Sie ist ganz auf das lutherische Bekenntniß gegründet, die Statuten der theologischen Fakultät enthalten die stricteste Verpflichtung auf sämmtliche symbolische Schriften, und ihre Mitglieder, ein J. E. Pfeiffer, Ellroth, Huth, gehörten zu den mannhaftesten und gelehrtesten Vertretern des kirchlichen Lehrbegriffs [2]. Allein seit den siebenziger Jahren lassen sich bereits die Einflüsse jener Richtung sowohl an der Universität als im Kirchenregiment Schritt für Schritt verfolgen: die modernisirende Umgestaltung der alten Gesangbücher, die, zunächst fakultative, Einführung der Seiler'schen liturgischen Formulare (1788), die stillschweigende Beseitigung der trefflichen Brandenburg-nürnberger Kirchenordnung, des Veit Dieterich'schen Agendbüchleins, die Abschaffung alter guter Katechismen, die neue Junge'sche Agende in Nürnberg, geben davon Zeugniß [3]). Als dann im Jahre 1792 die Fürstenthümer an Preußen fielen, brachte der Preußische Beamtenstand den irreligiösen Sinn, den er in der Schule des großen Friedrich eingesogen hatte, mit in's Land und theilte ihn den höheren Ständen mit. „Es gibt in der heu-

[1] Man sieht dieß aus Waldau und aus dem Schriftchen: Beschreibung des Religionswesens in der Reichsstadt Nürnberg 1789. Das Nähere unten Cap. 4.

[2] Engelhardt: die Universität Erlangen von 1743 — 1843 ꝛc. S. 20-27.

[3] Medicus 269—280. Kraußold 306 ff.

tigen Gesellschaft ganze Stände, welche über das Christenthum so weit hinweg zu sein glauben, daß sie es für nichts anderes, als für einen abergläubischen Unrath, von den Vätern ererbt, ansehen und sich schämen, die Kirche zu besuchen", sagt eine competente Stimme aus dem Jahre 1803 (b. p.); zur Zeit des Uebergangs an Bayern war diese Richtung in den oberen Schichten der Gesellschaft die herrschende geworden.

Und merkwürdig — gerade hier begegnete sie einer ähnlichen oder vielmehr noch weit radikaleren Strömung. In demselben Bayern, welches zuvor (insbesondere unter Karl Theodor) mehr als irgend ein anderes Land sich geistig abgesperrt und vorzugsweise für den Sitz der Stabilität, des Obscurantismus, der Intoleranz und Priesterherrschaft gegolten hatte — in diesem selbigen Bayern hatte gleich mit dem Regierungsantritt Maximilian Josephs eine Bewegung begonnen, die auf eine gänzliche Umgestaltung der verrotteten Zustände, auf eine durchgreifende Reform der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse ausging. „Ausrottung der alten Vorurtheile, Aufklärung, Fortschritt" waren das Losungswort geworden. Diese Bewegung war auch hier nicht aus dem Volke hervorgegangen, sie wurde ihm von Oben herab durch die Regierung d. h. durch den geistreichen, kühnen und gewaltthätigen Grafen von Montgelas, dem der Churfürst die Leitung der öffentlichen Dinge vollständig überließ, aufgedrungen. „Zu einer Zeit — so erklärt er in einem Erlaß vom 11. Febr. 1800, der das Programm der neuen Aera genannt werden kann — zu einer Zeit, in welcher dem Staate große und gefährliche Erschütterungen drohen, müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilt werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will. Mit Klugheit und Entschlossenheit sind die Bewegungen zu leiten, welche vielleicht noch eine Zeitlang aber doch nur mit großem Nachtheile vielleicht mit Verlust des Ganzen zurückgedrängt werden könnten. Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstandes und das Bedürfniß der Zeit jeder achtsamen Regierung abnöthigen, liegt so we-

nig in unserer Macht, wie das Gebot, einen Strom stille stehen zu lassen. Gefährlich werden Neuerungen nur dann, wenn durch unvernünftige Hemmungen falsche bösartige Auswüchse erzeugt werden; der Fürst darf sich, um seiner Pflicht für das Ganze zu genügen, nicht ängstlich um die Form bekümmern. Die Erreichung des Ziels steht höher, als die Beobachtung der Form." So das Programm. Und in der That, es wurde ohne Beachtung aller bestehenden Formen, aller historischen Rechte und Verhältnisse mit entschloßner rücksichtsloser Energie durchgeführt: auf dem politischen, dem kirchlichen und dem allgemeinen innern Lebensgebiete zugleich. Eine Organisation folgte der andern. Bis in's innerste Herz der katholischen Kirche und des Volkslebens griffen die Neuerungen ein. Für uns kommen nur die letzten Seiten in Betracht — die Umgestaltungen auf dem politischen und socialen Gebiete muß man bei Perthes nachlesen, der hier unsere Quelle ist [1]. Vor Allem wurde die bisherige Absperrung gegen die Protestanten aufgehoben; ein Erlaß vom Jahre 1801 gestattete ihnen die Niederlassung in ganz Bayern, das Religions-Edikt vom Jahre 1803 und 1809 sicherte allen christlichen Confessionen des Landes gleiche bürgerliche und politische Rechte, allen Unterthanen vollkommene Gewissensfreiheit zu. Eine Verordnung vom 2. Oct. 1802 löste den geistlichen Rath, der bisher die kirchlichen Angelegenheiten verwaltet hatte, „weil er für andere Zeiten errichtet zu Unserem Regierungssysteme nicht mehr paßt", auf und übertrug die Leitung derselben einer besondern Section im Ministerium. Die umfassendsten Befugnisse standen dieser neuen Behörde zu: die Aufsicht über die religiösen Ceremonien, über die Processionen, Wunderbilder, Ablaßandachten, Feiertage, Glocken- und Teufelsbanner, über die öffentlichen Religionsvorträge der Geistlichen, über

---

[1] Clem. Theod. Perthes: Politische Personen und Zustände in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft 1861 (1862); eine vortreffliche Schrift, die aber über den volksfreundlichen König Max Joseph unbillig urtheilt. S. 385 ff.

Verfassung und Einrichtung der Klöster, deren Studien und Verkehr mit auswärtigen Oberen. Sie sollte „die Religion, diese wohlthätige Stütze der sittlichen Ordnung und Cultur, auf alle Weise befördern, aber auch Alles von ihr beseitigen, was den wirksamen Einfluß derselben auf das Wohl der Unterthanen durch das eine oder das andere Extrem von Unglauben oder Aberglauben schwächen oder vollends zerstören könnte. Es sei die Absicht nicht, daß die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise gehemmt werde, das Bestreben der Regierung gehe einzig darauf, den ehrwürdigen Stand der Priester zu der Würde seines wichtigen Amtes wieder zu erheben und einen reinern christlichen Religionscult zu befördern." Diese Förderung fing man auch sogleich, aber freilich auf ganz verkehrte Weise am Aeußerlichen an. Man verbot aus landesherrlicher Machtvollkommenheit eine Reihe herkömmlicher religiöser Mißbräuche, die sich in dem katholischen Volke eingewurzelt hatten: die langen Wallfahrten, namentlich die zu den Heiligenbildern des Auslands, Mummereien, Puppen, Wasserkünste bei gottesdienstlichen Handlungen u. s. w., man brach Martersäulen und Heiligenhäuschen in Menge ab, man suchte polizeilich dem Aberglauben entgegenzuwirken. Noch mehr, man hob durch einen Gewaltstreich fast alle die zahlreichen Klöster in Bayern auf und veräußerte ihre Güter, um mit dem Erlös derselben den Staatsschatz zu füllen, in welchen freilich nur der geringste Theil davon floß — eine Maßregel, die zwar unvermeidlich geworden war, aber häufig mit roher, vandalischer Hand von den Unterbeamten ausgeführt wurde[1].

Um das Volk aus seiner Gleichgiltigkeit und Stumpfheit zu wecken griff die Regierung insbesondere das Erziehungswesen, mit dem es am übelsten bestellt war, an der Wurzel an. Die Leitung des gesammten deutschen und lateinischen Schulwesens ward schon 1802 dem Clerus genommen und einer landes-

---

[1] Perthes 409 und Ad. Menzel: neuere Gesch. der Deutschen Bd. 12, b 544 ff.

herrlichen Behörde übergeben; allenthalben wurden die Volksschulen neu organisirt, Lehrerseminare gebaut, sogar Sonntagsschulen eingerichtet, — vor allem aber sollte die Stellung der Schullehrer gehoben werden. Der Lehrplan vom 3. Mai 1804 machte außer Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion auch das Sprechen, die Kenntniß des menschlichen Körpers und der menschlichen Seele in ihrem Denken, Wollen, Empfinden, die Natur der vorzüglich merkwürdigen Thiere, der Pflanzen und der die Kinder umgebenden Handwerke zum Gegenstand des Unterrichts. Das Lesen und die Verbreitung des Noth- und Hülfsbüchleins ward dringend empfohlen. An die Priester, welche den Localschulcommissionen beigegeben waren, erging eine ernste Mahnung, ihre Pflicht nicht zu versäumen; „sind etwa, heißt es in derselben, die Landschulen bereits ehrwürdige Bildungswerksstätten der aufblühenden Menschheit? Wie manche erzieht leider methodisch zur Dummheit und Immoralität! Auf! der Träge und Thor nur säumt; es ist Verrath an der guten Sache, wenn Ihr Euch tüchtiger Mitwirkung in Schulen weigert; rottet alle Vorurtheile und Gebrechen aus, lasset die Jugend nicht Eine unverständliche Zeile lesen oder lernen"[2]. Mit solchem Eifer betrieb man die Aufklärung des Volkes — allerdings im Sinn des oberflächlichsten Rationalismus; der Regierung war es damit voller Ernst. Dieselbe Energie wandte sie auch dem wissenschaftlichen Schulwesen zu. Die Seminarien und lateinischen Schulen in den Klöstern wurden geschlossen; einige wenige, aber gute Gymnasien sollten bestehen, Lyceen nur in München und Amberg. Die Universität zu Ingolstadt hob Montgelas auf, um den nachwirkenden Einfluß der Jesuiten in der Wurzel zu vertilgen und gründete an deren Stelle die zu Landshut. — Aber nun fehlten in Bayern die Kräfte und die Männer, welche diese Absichten der Regierung hätten verwirklichen können. So suchte man sie aus dem Ausland zu gewinnen. Und da faßte man in der That die bedeutendsten Namen,

[2] Perthes A. a. O. 403.

die glänzendsten Sterne, die eben im Aufgehen begriffen waren, in's Auge, lauter jüngere Männer, an die sich die Hoffnung großer Erfolge anknüpfte. Schon im Jahre 1803, als man eine Neugestaltung der Universität Würzburg beabsichtigte, hatte man J. Schelling, Eberh. G. Paulus, Fr. Im. Niethhammer in Jena, Martini in Rostock und K. H. Fuchs (Feldprediger) berufen. Auch J. H. Voß, Daub in Heidelberg und Schleiermacher hatte man (obwohl vergeblich) zu gewinnen gesucht. Denn man gedachte neben der katholisch-theologischen auch eine protestantische Fakultät zu errichten. Es waren überhaupt die kühnsten Plane, die man bei der Organisation dieser Universität verfolgte. Sie sollte mitten in den Katholicismus hineingestellt, ein starkes Gegengewicht gegen den früher allgewaltigen Jesuitismus bilden, ein Heerd der Aufklärung werden. Gerade auf Paulus setzte Montgelas nach dieser Richtung hin die größten Hoffnungen; „man verspricht sich von den Kenntnissen und der Thätigkeit des Gewählten für den Schwung der Studien und die Reinheit der Disciplin vorzüglichen Gewinn", heißt es in dem Dekret, das ihn zum Mitglied des (katholischen) Senates ernennt. Er war neben seiner Professur mit der Mitaufsicht über das Unterrichtswesen in Franken betraut; er sollte nach dem Wunsch des Ministers auch für die katholischen Theologen im Seminar Vorlesungen über Encyclopädie halten, und da sich im ersten Semester noch keine protestantischen Theologen eingefunden hatten, so waren in der That die katholischen seine einzigen Zuhörer. Er lobt ihre Aufmerksamkeit und ihren Privatfleiß „durch den sie sich mitten in ihrer Clausur viele Aufklärung verschafften." Dagegen erhob sich natürlich von katholischer Seite eine heftige Reaction. Der (säcularisirte) Fürstbischof Freiherr von Fechenbach verbot seinen Seminaristen den Besuch der Vorlesungen bei Schelling und Paulus, doch soll er über der Tafel einmal geäußert haben: er habe nichts gegen die Person des Paulus und werde seine Seminaristen, wenn sie reifer wären, selbst zu ihm schicken. — Es hat wohl niemals einen Moment in der Geschichte gegeben, wo man dem

Gedanken an eine Vereinigung des Katholicismus und Protestantismus auf der breitesten Grundlage nivellirender Aufklärung so nahe getreten war. Hielten doch die Mitglieder der katholischen und protestantischen Fakultät in Würzburg gemeinsame Sitzungen, waren doch einige von katholischen Geistlichen redigirte Gesangbücher, darunter eines durch bischöfliche Autorität empfohlen, erschienen, deren meiste Lieder von Gellert, Sturm, Neander u. a., ganz oder stückweise, sind, obwohl mit manchen, das katholischen Dogma schonenden Veränderungen, und hatte doch der Coadjutor Carl von Dalberg an Paulus geschrieben: daß er nichts mehr wünsche als eine allgemeine Vereinigung der verschiedenen Meinungen, und daß der Zeitpunkt kommen werde, in der sie sämmtlich in Einer allgemein richtigen Erkenntniß zusammenfließen werden[1]. Indessen zerschlugen sich in Kurzem alle diese hochfliegenden Plane, welche man Bayerischer Seits an Würzburg geknüpft hatte. Es ging 1806 an den Großherzog von Toskana über, um nach zehn Jahren wieder an Bayern zurückzufallen. Paulus, der übrigens den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte, wurde als Kreisschulrath nach Bamberg, wo wir ihn später mit Stephani wieder begegnen werden, versetzt.

Um so eifriger verfolgte die Regierung ihre Tendenzen in München selbst. Hier vor Allem wollte sie einen Heerd wissenschaftlicher Bildung schaffen, von dem die Ströme über das ganze Land sich ergießen sollten. Die dortige Akademie der Wissenschaften wurde gründlich erneuert und in dieser erneuerten Gestalt von Friedrich Heinrich Jakobi, den man dafür gewonnen hatte, am 27. Juli 1807 feierlich eröffnet. Mit ihm waren zu Mitgliedern der Akademie Schelling aus Würzburg, Jakobs und Schlichtegroll aus Gotha, (etwas später) Friedr. Thiersch,

---

[1] Reichlin-Meldegg: Eberh. Gottl. Paulus und seine Zeit 1853, 1 Bd. S. 367. 373. 395. 241; Gabler: Journal für theol. Lit. Jahrg. 1801, S. 96. 104 ff.; Benedict Sattler: Plan zu der allein möglichen Vereinigung der Protestanten mit der kathol Kirche, München 1791.

J. Niethammer zum Oberstudienrath berufen. In Landshut standen neben dem eingeborenen trefflichen Sailer bedeutende auswärtige Juristen; auch Babo und Westenrieder arbeiteten an dem Werke der Neubildung mit [1]. Was ließ sich nicht von dem Zusammenwirken dieser Kräfte erwarten!

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte man von auswärts auf diese Bewegung in Bayern, nicht ohne Bedenken und Mißtrauen, doch im Allgemeinen mit anerkennender Zustimmung. Protestantische Stimmen begrüßten sie mit lautem Beifall, man sah bereits eine neue Schöpfung in Bayern erblühen, eine neue Sonne über dem alten Chaos aufgehen [2]. Auch im Inlande war die Stimmung wenigstens in weiten Kreisen, denen freilich der heftigste Widerspruch des Klerus entgegentrat, günstig. Dennoch entsprach das Resultat den kühnen Erwartungen der Regierung nicht — und konnte es auch nicht; ja die Regierung trug selbst die Schuld daran. Denn die ganze Bewegung war nur eine künstlich gemachte, sich selbst überstürzende Revolution, ohne Wurzeln in der Geschichte, ohne Pietät gegen die Kirche, ein fortwährendes Experimentiren, und — was die Hauptsache, der Geist des allmächtigen Ministers, von dem sie getragen wurde, war nicht der Geist wahrer Humanität und Sittlichkeit, sondern ein im Grunde selbstsüchtiger, frivoler Sinn; die Methode der Durchführung: rücksichtslose, absolute Gewaltherrschaft [3]. Was insbesondere die religiöse und wissenschaftliche Bildung betrifft, so fanden die Neuerungen keinen Boden in dem katholischen Volke; es verhielt sich theils gleichgiltig, theils mißtrauisch und widerwillig dagegen, um so mehr, als es am unmittelbarsten von den zahllosen Mißgriffen, die dabei vorkamen, berührt wurde. Der Cle-

[1] Interessante Mittheilungen darüber in Heinr. W. J. Thiersch Leben seines Vaters, Bd. 1, 67 ff.

[2] Gablers theol. Journal IV, 108. Neues th. Journal IV (1803) S. 366. 554; vgl. J. G. v. Pahl: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 1840, S. 255.

[3] Das Nähere bei Perthes 410. 417.

rus, zu ohnmächtig, um eine öffentliche Reaction zu erheben, zog sich grollend zurück; der Adel ging innerlich theilnahmslos daran vorbei. Die nach München berufenen Ausländer sahen sich bald völlig isolirt, angefeindet, von den Ultramontanen bedroht, gefährdet, nur durch die Macht der Regierung gehalten [1]. Ihre wissenschaftliche Aussaat reifte erst später (Thiersch). Dagegen war die „Aufklärung" allerdings in den Beamtenstand und theilweise auch in den Mittelstand, bei welchem sie einen durch den früheren Illuminatismus schon vorbereiteten Boden vorfand, tiefer eingedrungen; aber sie gestaltete sich als oberflächliche Aufklärung und seichter Liberalismus. Rationalismus, totale Indifferenz gegen Religion und Kirche, kirchenfeindliche Gesinnung hatten sich in weiten Kreisen verbreitet [2].

Indem also diese in Bayern seit 1800 gepflegte Richtung mit der von Norden her einbrechenden Strömung sich begegnete, konnte es nicht fehlen, daß Unglaube, Indifferentismus und Rationalismus auch in der so eben entstehenden protestantischen Landeskirche sich steigerten.

Fassen wir vor Allem den Stand der Theologie vom Jahre 1800 ab näher ins Auge.

---

[1] Vgl. W. Thiersch a. a. O. I, 79. 90 ff.

[2] Perthes 415; Montgelas wurde erst 1815 auf dem Congreß zu Wien entlassen; Menzel S. 603.

Zweites Kapitel.

Der Rationalismus auf dem Katheder.

Die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche standen nach wie vor in öffentlicher Geltung. Derselbe Erlaß der Bayreuther Regierung vom Jahre 1790, welcher den Gebrauch der Seiler'schen Formulare gestattet, hatte die Geistlichen mit großem Ernst zum Festhalten an dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß, „woran das Blut so vieler Bekenner hängt, dann der übrigen Glaubensbücher, wozu sie ihre Vokation und Pflicht verbinde", ermahnt[1]. Auch im Ansbachischen verpflichtete man auf sämmtliche symbolische Schriften[2]. In beiden Gebieten wurde der Rationalismus unter der Geistlichkeit nur allmählich herrschend. Der Rationalismus, — sagen wir, und verstehen darunter die eigenthümliche Form der neologischen Theologie, wie sie sich nach Semler unter den Einflüssen der Kantischen Philosophie gebildet hat, den sogenannten kritisch-historischen Rationalismus. Bis dahin war die Geistlichkeit im Ganzen orthodox geblieben; nur freilich war es nicht mehr die alte glaubensfeste, sondern jene halbe, unsichere Orthodoxie, die mit dem Unglauben bereits zu capituliren begann und so von selbst den Uebergang zum Rationalismus bildete. Dieser Uebergang erfolgte hier jedenfalls später als im Norden, wo der Rationalismus seinen Ausgangspunkt hatte; er fällt in die Jahre 1790—1815, und trug auch einen minder radicalen Charakter,

---

[1] Kraußold a. a. O. 309.

[2] In Nürnberg auf die sog. libri normales.

als dort. Ein Blick auf die Universitäten, von denen er in die fränkischen Provinzen ausging, läßt uns Verlauf und Charakter desselben genau erkennen.

Die meisten Geistlichen, welche der neuentstandenen protestantischen Kirche Bayerns von vorn herein angehörten und in den beiden ersten Decennien in ihr wirkten, hatten in Erlangen und Altdorf, einzelne in Leipzig, Jena und Göttingen studirt [1].

In Erlangen bildete Gg. Fried. Seiler (v. 1771—1807) den Uebergang aus der alten Zeit in die neuere. Er hatte in früheren Schriften die Gottheit Christi und den Versöhnungstod Jesu, obwohl nicht ohne Concessionen an die Neologie, vertheidigt und sich dadurch den Ruhm und Haß eines orthodoxen Theologen erworben; von einer etwas späteren Schrift: Fragen der zweifelnden Vernunft u. s. w. urtheilt der Recensent in dem Gabler'schen Journal: „Wenn man diese Schrift des verdienstvollen Herrn Kirchenraths mit der über den Versöhnungstod Jesu vergleicht, so hat man gewiß Ursache über die großen Fortschritte in liberaler Theologie, welche dieser ehrwürdige Veteran mit seinem Zeitalter gemacht hat, sich zu freuen. Schon in jenem Buche herrschte eine mildere Darstellung der Versöhnungslehre, aber in dieser Schrift findet Recensent nichts als die Worte und eine gewisse äußere Form, an die sich der Verfasser durch die Länge der Zeit einmal gewöhnt zu haben scheint; aber von dem kirchlichen Lehrbegriff selbst findet sich in der Schrift nichts. Der Verfasser hat sich vielmehr einen ganz eigenen Begriff von der Begnadigung durch Christum gebildet, den wir zwar nicht für biblisch halten können und den auch ein Socinianer seinem System unbeschadet zugeben kann, wodurch aber wirklich mehr Uebereinstimmung mit der Vernunft bewirkt worden ist, und den man zugleich als rühmlichen Beweis von dem freieren Nachdenken des Herrn Verfassers über diese schwere Materie betrachten kann". Seinem Schriftchen: Religion nach Vernunft und Bibel vom Jahre 1798 wirft derselbe Gabler nicht mit Unrecht Halbheit und Oberflächlichkeit vor. Er

[1] Protest. Kirchen-Jahrbuch für das Königreich Bayern, 1812.

tadelt es überhaupt, daß sich Seiler durch seine zahlreichen asketischen Schriften so sehr an den populären Ton gewöhnt habe, daß man philosophische Kürze und Präcision bei ihm ganz vermisse. Und Seiler war der namhafteste, angesehenste Docent an der theologischen Fakultät. Neben ihm standen Rau und J. G. Rosenmüller, beide unbedeutend: ersterer lediglich praktischer Theologe, letzterer, der Verfasser der bekannten Scholien zum N. Test., ein wohlmeinender, aber ziemlich oberflächlicher Supernaturalist. Er dringt in seiner Abschiedsvorlesung auf fleißiges Bibelstudium, Vereinfachung der Glaubenslehre und Ausscheidung alles dessen, was lediglich dem kirchlichen Systeme angehört; ein Verständniß desselben besitzt er nicht [1]. Dann folgten Hufnagel (v. 1782—1799) und Hänlein (1789—1804); jener ein entschiedener Rationalist und feiner Weltmann, der sich zwar in seinem Handbuch der biblischen Theologie noch sehr zurückhaltend aussprach, aber später das gangbare Aufklärungssystem vertrat, ja darin bis an Frivolität anstreifte; dieser ein trockner, wenig beliebter Docent. Ch. Fr. Ammon, zunächst nur ein Jahr in Erlangen, kehrte später (1804) als ordentlicher Professor und Director der praktischen Seminarien, begleitet von dem Ruhm eines geistvollen und gelehrten Theologen, von Göttingen aus dahin zurück. Auf ihn und auf Bertholdt, der 1808 eintrat, kommen wir unten noch einmal zurück.

Besser als in Erlangen stand es in der kleinen nürnbergischen Universität Altdorf. Hier finden wir Anfangs der neunziger Jahre Junge, Sixt, Gabler, Vogel und Bauer. Sie stehen alle unter den Einflüssen Döberlein's, der hier, wie Seiler in Erlangen, nur in bedeutenderer und consequenterer Weise, den Uebergang aus der älteren in die neue Richtung vermittelt hatte, aber schon 1782 nach Jena gegangen und seitdem einer der berühmtesten Sterne am theologischen Horizont geworden war. Von ihm haben sie die neologisirende, aber zugleich vorsichtige Rich-

---

[1] Abschiedsvorlesung in Erlangen 1783.

tung. Junge setzte Döderlein's „Religionsunterricht", aber ohne die Gelehrsamkeit und den Geist desselben fort, bis er 1810 als Hauptprediger an St. Sebald in Nürnberg übergieng. Doch rühmt ihm der würtembergische Prälat Pahl nach, er sei bei heller Denkart, durch philosophischen Geist, scharfsinnige und lichtvolle Entwicklung der Gedanken und durch das Beispiel, das er als trefflicher (?) Prediger gab, seinen Zuhörern sehr nützlich gewesen [1]. Ueber Sixt bemerkt derselbe, daß er, obwohl ohne wissenschaftliche Tiefe und Selbstständigkeit, durch seine mehr conversatorische Lehrweise, insbesondere durch seine mit häufigen Ausarbeitungen und Uebungen verbundenen homiletischen und katechetischen Vorlesungen, so wie durch sein in gewandtem Latein geführtes Examinatorium über Dogmatik, sich um die Studirenden wohl verdient gemacht habe; und Buchrucker erzählt in seiner Selbstbiographie, er habe in einer Zeit schwerer, innerer Bedrängniß an Sixt einen weisen, vortrefflichen Wegweiser gefunden. Um so bedeutender waren J. Phil. Gabler und Siegm. Vogel. Gabler ein klarer, scharfsinniger, eben so gründlich gelehrter als rühriger und schriftstellerisch thätiger Theologe, ein edler Charakter, dem es auch nicht an religiöser Wärme fehlte — ganz ein Mann, wie jene Zeit sie liebte: freisinnig, kritisch, entschieden dem „Fortschritt" zugewendet, und doch tolerant und moderat, dazu ein sehr geliebter Docent und von großem Einfluß auf die Studirenden; noch im späteren Alter sprachen sie mit Liebe und Verehrung von ihm — wir werden ihn gleich hernach näher kennen lernen. Neben ihm Sigm. Vogel, der Philosoph der Altdorfer Schule, dessen theologischer Standpunkt sich nicht besser zeichnen läßt, als es sein Freund Gabler selbst mit den Worten thut: „Der würdige Vogel gehört zu den Freunden und Vertheidigern einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung durch Christum, zugleich aber zu den liberalen, irenischen Theologen, welche keinen andern wegen verschiedener theologischer Denkart verketzern, sondern vielmehr zwi-

[1] J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 1840, S. 24.

schen den Parteyen Frieden zu stiften suchen, um Ruhe und Eintracht in der Kirche zu erhalten, ohne jedoch dem freien Nachdenken über Religion Einhalt zu thun. Heil allen den vortrefflichen Männern, setzt er hinzu, die, wie Vogel, Vorsicht bei der Belehrung des Volkes dringend empfehlen, aber auch gelehrte Untersuchung frei geben" [1]. Er hat sich die Kantischen Grundanschauungen angeeignet, sucht aber auf dem theoretischen Gebiete über ihn hinauszukommen und bekämpft mit Energie und Klarheit den Fichte'schen Atheismus. G. Lorenz Bauer endlich, Professor der Orientalia, hat, wie er selbst in dem Vorwort zu seiner Geschichte der hebräischen Nation vom Jahr 1800 sagt, „die heilige Geschichte von dem Uebernatürlichen und Mirakulösen entkleidet und sie als menschliche und natürliche Geschichte pragmatisch darzustellen versucht".

Zur näheren Kenntniß der an beiden Universitäten gepflegten Theologie gibt es kein sichereres Mittel, als das theologische Journal, welches 1792 von Döderlein begründet, dann von Ammon und Hänlein unter dem Titel: Neues theologisches Journal fortgesetzt, vom Jahr 1795 an unter die ausschließliche Leitung des D. Paulus in Jena gekommen, seit 1798 von Gabler unter dem Titel: Neuestes theologisches Journal und seit 1800 als Journal für auserlesene theologische Literatur bis 1810 herausgegeben worden ist. Es gehört nach Inhalt und Ton zu den besten Zeitschriften jener Periode, es zählt zu seinen Mitarbeitern, neben mehreren Ausländern, die namhaftesten Docenten beider Universitäten und ist für unsern Zweck deshalb von besonderem Interesse, weil es neben der allgem. Lit. Zeitung weitaus das gelesenste und einflußreichste Blatt in den fränkischen Provinzen gewesen ist. Namentlich die 4 ersten Bände und die von Gabler redigirten Reihen dienen diesem Zweck, denn die von Paulus herausgegebenen Stücke (Bd. 4—9 des neuen th. J.) liegen uns für jetzt ferner. Das Journal macht sich's zur Aufgabe, alle neueren bedeutenden theo-

[1] Journal für theol. Lit. IV. (1802) 577.

logischen Erscheinungen, — und diese drängten sich bekanntlich in unserer Periode — den Lesern bekannt zu machen und mit seinem Urtheil zu begleiten. So bildet es recht eigentlich den Kanal, durch den der von Norddeutschland ausgehende Strom der Aufklärung sich nach Süddeutschland ergoß. Und zwar ist es eine zwiefache Strömung, eine mehr radikale und eine mehr moderate, die wir darin unterscheiden können; letztere die vorherrschende, weil von den Herausgebern vertreten. Das Journal stellt den Grundsatz an seine Spitze: Beförderung freier und gründlicher Wahrheitsforschung, aber verbunden mit Humanität und Bescheidenheit, Bekämpfung der Frivolität, Seichtigkeit und Einseitigkeit . . . nachdrückliche Vertheidigung der vernünftigen Würde des Christenthums, Hinlenkung von dem Buchstaben auf den Geist der Religion Jesu und auf die praktische Bestimmung des Religionslehrers — speciell: Kampf gegen den trostlosen, alle Religion umstürzenden Idealismus; würdige Haltung, anständiger, urbaner Ton. Zur Kantischen Philosophie nimmt es eine anerkennende doch freie Stellung. Die Herausgeber bekennen sich ausdrücklich „zu der neueren und freieren theologischen Denkart, ohne deshalb an allen neueren theologischen Einfällen Theil zu nehmen"; ihre Losung ist: vorwärts, Beförderung eines vernünftigen Christenthums, aber Achtung gegen jede wahrheitsgetreue Ueberzeugung, auch wenn sie der älteren Schule angehört [1]. Und man muß es den Herausgebern nachrühmen, daß sie dieses Programm, so weit es von ihrem Standpunkte möglich war, gewissenhaft eingehalten haben. Sehr klar fassen sie die Physiognomie der Zeit und ihre Stellung zu derselben in's Auge: „Ist je ein Zeitpunkt erschienen, wo es um der Ehre der Religion willen dringendes Bedürfniß und heilige Pflicht wird, unerschrocken Wahrheit zu lehren und aufzugeben was unhaltbar ist, um dem, was ewig bestehen wird, Achtung und Einfluß zu erhalten, so möchte es der gegenwärtige sein." „Sie selbst, die fränkischen Theologen, seien ohne-

[1] Neuestes theol. Journal I, 13—23.

hin in Ansehung der Reinigung des kirchlichen Lehrbegriffs und kirchlicher Einrichtungen leider noch hinter ihrem fortschreitenden Zeitalter zurück, auch mache ihnen ihre äußere Lage größere Vorsicht zur Pflicht; um so mehr freuten sie sich des offenen und freimüthigen Zeugnisses derer, die sich in günstigern Verhältnissen befinden" [1]. — Hiernach gestaltet sich denn auch das Verfahren des Journals. Mit lautem Beifalle begrüßt es alle neueren, wissenschaftlichen wie praktischen Erscheinungen aus dem Bereich der Neologie, vor Allem die Spalding, Teller, Eichhorn, Eckermann, Löffler; Niemeyer ist ihm ein wahres Muster praktischer Lehrweisheit, selbst dem Commentar von Paulus zum Neuen Testament wird großes Lob gespendet, obwohl man mit der ganzen Verfahrungsweise nicht einverstanden ist. Dagegen ruft es den allzukühnen und allzuradikalen Schriften, wie denen von Kanabich und Schuderoff, ein bedenkliches „zu weit", entgegen, mahnt zur Behutsamkeit und Bescheidenheit, züchtigt überdieß nachdrücklich, wo er ihm entgegentritt, den frivolen Uebermuth und die seichte Oberflächlichkeit junger vorschneller Neologen; freilich um dann über die vereinzelten Bestrebungen, die Kirchenlehre zu halten oder zu erneuern, ein desto härteres Urtheil zu sprechen, während es gleichzeitig den Kampf gegen den pantheistischen „Idealismus" mit allen Kräften fortsetzt: Denn es handle sich da um Sein oder Nichtsein aller Religion und Theologie [2].

Gabler insbesondere, und mit ihm die Mehrzahl der Mitarbeiter, hält durchweg fest an einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung — göttliche Mittheilung wichtiger Religionswahrheiten durch Christus. Ihre Vertheidigung ist ihm Herzenssache: mit ihr stehe und falle das Christenthum, die Religion Jesu. Lasse sich auch eine unmittelbare Offenbarung den kritischen Einwendungen gegenüber nicht strikte erweisen, so lasse sich doch noch weit weni-

---

[1] Neues theol. Journal I (1798), 16 ff. Neuestes theolog. Journal I, 583.

[2] Neuestes theolog. Journal II, 13. 18; III, 266; V, 17.

ger die Unmöglichkeit derselben beweisen; nur auf dem Standpunkt des Pantheismus, der kein objektives Dasein Gottes glaubt, müsse sie nothwendig behauptet werden; an sich sei eine unmittelbare Offenbarung weder physisch noch moralisch, weder der göttlichen Allmacht noch der göttlichen Weisheit unmöglich; — und was die Hauptsache, sie ist für das Volk Bedürfniß. Allerdings müsse auch dieses zu vernunftgemäßer Wahrheitserkenntniß angeleitet werden, aber die christliche Offenbarung ist das unentbehrliche Vehikel dafür. „Wage es nun ein Volkslehrer und mache dem Volke die unmittelbare Offenbarung des Christenthums verdächtig, und er wird sich entweder alles Zutrauen seiner Gemeinde rauben, oder diese aller Religionsverachtung und Zügellosigkeit preißgeben". Die ganze Geschichte beweist deren Unentbehrlichkeit. Was aber die Wirklichkeit betrifft, so ist der Beweis aus den Wundern, auf den freilich Alles ankommt (s. unten), trotz aller Einwendungen dagegen, wenigstens noch nicht widerlegt, die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Evangelien im Großen und Ganzen unbestreitbar, und die heilige Gesinnung Jesu, der all sein Thun für Gotteswerk erkläre und auf den Vater zurückführe, bürgt für die Wahrheit seiner Aussagen; er war weder ein Volkstäuscher noch ein Schwärmer. Mag man immerhin eine gewisse Vermittlung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung versuchen, die Sache selbst bleibt doch stehen. „Daß ich nie bloser Rationalist werde, dessen bin ich gewiß. Dafür bürgt mir meine innige Verehrung Jesu und seine Lehre, so wie mein Studium der christlichen Religionsgeschichte, die mir laut zuruft: Hier ist Gottes Werk" [1]. Dagegen aber, fährt Gabler fort, sei zwischen Offenbarung und Offenbarungsurkunde wohl zu unterscheiden — und hier ist es, wo der so eben abgewiesene Rationalismus wie durch offene Thore wieder eingelassen wird. Denn die Offenbarungsurkunde ist nach der Vernunft auszulegen. „Die Vernunft ist höchste Instanz und höchste Richterin in Glaubens-

[1]) Neuestes theolog. Journal VI, 505. 520. 540 ff. Journal für theolog. Lit. III, 272—314. IV, 629 ff.

sachen, sie muß die Gründe für eine wahre Offenbarung und ihre Kriterien angeben, sie muß das Göttliche und Menschliche in der Offenbarung ausscheiden, um uns die reine Religionslehre zu verschaffen". Diese Ausscheidung sei um so nothwendiger, als die Schrift im orientalischen Geist geschrieben, von lokalen, nazionalen, temporellen Vorstellungen durchzogen, eine vielfach getrübte Quelle der Offenbarung ist. „Dem Morgenländer floß Bild und Vorstellung, Faktum und Erzählung in ein unzertrennliches Ganzes zusammen." An dieser Seite geht das Journal ganz auf die durch Semler und Eichhorn eingeführte Ansicht von der Bibel ein [1].

Die Inspiration der h. Schrift ist bereits völlig aufgegeben. Das alte Testament enthält zahlreiche Mythen, theils historische, theils philosopische, z. B. die Schöpfungsgeschichte, die Kindheitsgeschichte Mosis, die Versuchungsgeschichte; die ganze Geschichte der Altväter ist eine Sagengeschichte aus einem Zeitalter, von dem man nichts Historisches wußte; namentlich gehören dahin alle Berichte über Engelerscheinungen [2]. Auch die Evangelien sind nicht frei von historischen Mythen, z. B. die Kindheits- und Versuchungsgeschichte Jesu [3]. Es gilt daher, hinsichtlich der geschichtlichen Berichte überall wohl zu unterscheiden zwischen den zu Grunde liegenden Thatsachen und zwischen der Art, wie sich die Schriftsteller dieselben dachten und erklärten, hinsichtlich der lehrhaften Aussagen zu fragen: was die Verfasser bei solchen Phrasen (wie Erlösung, Versöhnung) gedacht haben, und ob diese ihre Vorstellungsart wirkliche Offenbarung oder eigenes Philosophiren gewesen sei, worüber die Kritik zu entscheiden hat [4]. Auf Jesu eigene Worte leide dieser Grundsatz allerdings keine, oder nur seltene Anwendung, allein es bleibe auch da immer noch ungewiß,

---

[1] Journ. f. theol. Lit. V, 13, Journ. f. auserl. th. Lit. V, 618 ff.

[2] Neuest. theol. Journ. I, 118—217. 317: Journ. f. theol. Lit. I, 207, 395 ff.

[3] Journ. f. theol. Lit. I, 397, II, 331. Auserl. theol. Lit. II, 47.

[4] Neuest. theol. Journ. I, 453. 533—37. IV, 519. VI, 227.

ob sie die Referenten richtig verstanden und wiedergegeben haben, namentlich bei den Johanneischen Reden; doch beschränke sich dieß auf die Form, die Ideen Jesu werden dadurch nicht alterirt; Johannes hat ihnen blos seine Sprache und Ausführungsweise geliehen, so weit er sie nemlich richtig verstanden hat [1]. Anderwärts geht jedoch das Journal noch weiter: „Manche Lücken in den von den Aposteln uns mitgetheilten Reden Jesu zeigen, daß sie entweder von ihrem Gedächtniß verlassen wurden oder sehr willkürlich nur das heraushoben, was ihnen nach ihren Vorstellungen wichtig schien.“ In noch höherem Maße gelte dieß von ihren Briefen, die noch sehr von judaistischen Begriffen inficirt seien — woraus dann die allgemeine Folgerung gezogen wird: daß wir die Autorität der Apostel nur auf wesentliche Religionswahrheiten einschränken dürfen. Nur darauf bezog sich der göttliche Beistand, den sie erfuhren, in außerwesentlichen Behauptungen waren sie dem Irrthum ausgesetzt [2].

Was insbesondere die Wunder (Jesu) betrifft, worüber sich das Journal an vielen Orten ausläßt, so sei es allerdings bereits dahin gekommen, daß die Möglichkeit aller Wunder und damit alle unmittelbare göttliche Offenbarung von der großen Mehrzahl der Theologen geleugnet werde — eine Folge der herrschenden Zeitströmung, des unaufhaltsamen Aufstrebens des menschlichen Geistes zur Mündigkeit, Freiheit und Oberherrschaft der Vernunft. Allein die Gründe, die man dafür anführt, seien keineswegs so stark, als es scheint, und Gabler stellt ihnen in der That eine Reihe von Gegengründen entgegen, die sich noch heute sehen lassen können. „Recensent, sagt er z. B. hat sich noch nie über-

---

[1]) Jesus selbst war imperfektibel, sowohl hinsichtlich der Moralität, als der Erkenntniß. Die Apostel waren in beider Hinsicht perfektibel, jedoch vor Verirrungen in wesentlichen Religionslehren gesichert, Journ. f. theol. Lit. IV, 583, Vogel.

[2] Neuest. theol. Journ. II, 93 ff. Man vergl. ebd. die Abhandlung v. Ziegler: Ueber die wahrscheinliche Entstehung der drei ersten Evangelien IV, 417 ff.

zeugen können, daß die Wunder die Naturgesetze aufheben, so oft dieß auch gesagt wird; letztere haben und behalten ihre Giltigkeit für die Natur, aber nicht für Gott, außer wenn er Naturzwecke ausführen will . . Wenn ich recht sehe, so liegt der Hauptgrund aller jener Behauptungen und Beanstandungen darin, daß man Gott nicht mehr außer der Natur, sondern blos in der moralischen oder physischen Weltordnung sucht" . . . Die Wunder sind eben so gut als die Naturgesetze in den ewigen Gesetzen der göttlichen Weisheit gegründet, sie gehören einer höheren Ordnung der Dinge an" u. s. w.[1]. — Indessen, wenn es sich um die Wirklichkeit und Beweiskraft der einzelnen Wunder handelt, wird dann doch wieder abgebrochen und wenigstens eine Reihe derselben natürlich zu erklären versucht; auch dann, wenn dabei Alles ganz natürlich zugegangen ist, geben sie doch noch einen hinlänglichen Beweis für eine besondere göttliche Leitung, mithin auch eine Bestätigung der göttlichen Autorität Jesu. Es komme auch da Alles auf die Unterscheidung von Auslegung und Erklärung an[2]. Die erstere hat sich einfach an den Wortlaut zu halten und alle Künsteleien zu vermeiden; darin unterscheidet sich Gabler vortheilhaft von Paulus; bei den Erklärungsversuchen aber geräth dann der kritische und philosophische Scharfsinn doch wieder auf dieselben Trivialitäten und Absurditäten. Geben wir einige Belege. Die Verklärung Jesu auf dem Berge erzählten die Schüler Jesu ganz so, wie sie sich dieselbe dachten, der Vorgang selbst aber läßt sich also erklären: Jesus ging mit seinen drei vertrautesten Jüngern gegen Abend auf einen hohen Berg, um dort zu beten und doch in dieser Einsamkeit nicht ohne alle Gesellschaft zu sein. Die Höhe des Berges, die feierliche Stille, der reinere Himmel — Alles lud zu feierlichen Betrachtungen ein. Es war natürlich daß hier die Messiaswürde Jesu ein Hauptgegenstand ihrer Unterredung mit ihm und unter einander wurde. Jesus betete nun nicht fern von ihnen; durch dieses Beispiel, durch ihre eigenen Empfindungen und durch die Feierlichkeit des

[1] Journ. f. th. Lit. I, 186 ff.; auserl. theol. Lit. III, 420. V, 618.
[2] Neuest. th. Journ. VI, 225 ff.

Momentes aufgemuntert, beteten auch sie, daß das Messiasreich nun bald seinen Anfang nehmen und Jesus in seinem Glanze erscheinen möge. Dieß war ja der Lieblingsgedanke ihres Herzens; sie konnten sich hier auf dem hohen Berge dieses Reich so lebhaft, so feierlich denken — Jesum in seinem Glanze und in der Gesellschaft des Moses und Elias, die nach der unter den Juden herrschenden Meinung den Messias in der Errichtung seines Reichs mächtig unterstützen sollten! Ueber diesen süßen Träumen schliefen sie ein — und träumten fort. Ein Gewitter zog auf, es blitzte. Dieser Blitz wirkte auf die Imagination der schlafenden Jünger. Sie, oder vielleicht nur Petrus, sahen nun in ihren Traum, was sie zuvor gedacht, verwirklicht, Jesum von Glanz umgeben, u. s. w. In dem träumenden Anblick dieser Herrlichkeit fühlte sich Petrus so selig, daß er, um diese Wonne noch länger zu genießen, (im Traum) einige Lauben angelegt wünschte. Indessen kam das Gewitter näher und ein starker Donner weckte die Jünger auf. Das Bild Jesu in seinem himmlischen Glanze und seiner beiden sich mit ihm unterredenden Gehülfen, des Moses und Elias, schwebte noch vor Petrus, indem er plötzlich durch den Donner aus seinem süßen Schlafe aufgeweckt wurde. Das geträumte Bild des Glanzes Jesu wurde nun noch durch einige helle Blitze unterhalten, das Bild Mosis und Eliä aber verlor sich natürlich in die Gewitterwolke. Auf den Blitz, dessen Glanz noch auf dem Angesichte Jesu leuchtete, folgte ein heftiger Donnerschlag, der Petrum vollends ermunterte und auch erschreckte. Er war ihm, wie allen Juden, ein Zeichen der nahen Gottheit und bestätigte ihm Alles, was er vorher von der feierlichen Einweihung Jesu zum Messias geträumt hatte; er war für ihn so sprechend, als wenn eine wirkliche Stimme vom Himmel Jesum für den Sohn und Liebling Gottes erklärt hätte. — Das Gewitter hatte sich nach diesem letzten fürchterlichen Donnerschlag verzogen, und so erholten sich allmählich diese Jünger von ihrer Furcht vor der nahen Gott heit. Sie sahen nun Niemand als Jesum vor sich. In der Unterredung, die sie nun darüber mit ihm pflogen, störte

er sehr weislich ihren unschädlichen Glauben nicht, denn dieser stärkte ihr Zutrauen zu ihm. Sie erzählten daher auch hernach die Begebenheit ganz ehrlich gerade so, wie sie sich gedacht hatten, die Vorstellungen im Schlafe und im Wachen flossen ihnen in einander; sie glaubten ein Wunder erlebt zu haben. So erklärt sich alles in dieser sonderbaren Geschichte ganz natürlich. Dennoch war sie kein bloser Zufall, sondern ein Werk der göttlichen Vorsehung, welche die Umstände auf eine so frappante Weise zur Befestigung der Jünger in ihrem Glauben an die hohe Würde Jesu lenkte [1]. — Noch merkwürdiger ist die natürliche Erklärung der Wiederbelebung des Lazarus, Evang. Joh. 11. Der Evangelist hat sie jedenfalls für ein wirkliches Wunder gehalten, und dabei mag man auch ganz getrost stehen bleiben. Indessen kann doch auch aus der Darstellung selbst nicht strikte erwiesen werden, daß Lazarus wahrhaft todt gewesen sei — einen Scheintod anzunehmen liegt nahe. Auch enthalte die Relation mehrere Indicien, wornach es sich mit dem wirklichen Vorgang in folgender Weise verhalten habe: In einem starken Paroxysmus verließen den Lazarus die Lebenskräfte, er fiel in eine Art von Erstarrung. Jesus nun hielt als er die erste Nachricht bekam, die Krankheit nicht für tödtlich (v. 4); auf die zweite, von seinem wirklichen Tode, schöpfte er, obwohl dadurch erschüttert, doch die Hoffnung, daß Lazarus noch ins Leben zurückkehren werde, und hegte zugleich den Wunsch, daß Gott bei dieser Gelegenheit sich und ihn verherrlichen möge. Er nahm sich vor, einen Versuch zur Wiederbelebung des Freundes zu machen. Volle Gewißheit über das Gelingen hatte er noch nicht, nur die beste Hoffnung. In diesem Sinn sind die Worte v. 11: Ich will hingehen 2c. um ihn aufzuwecken zu verstehen. (Erst post eventum hat man sie falsch gedeutet). In dieser Hoffnung spricht er hernach zu Martha v. 23: „Ach er kann ja auch wieder aufleben, beruhige dich!" Eben so betrug er sich auch gegen Maria. Er beruhigte sie nicht sogleich, er weinte selbst mit, und war heftig erschüttert über den unvermutheten

[1] Neuest. th. J. I, 511 ff.

Todesfall. Ja er hatte noch einen härteren Kampf, als er sogar Vorwürfe von den Umstehenden darüber hören mußte, daß er seinen Freund nicht beim Leben erhalten habe. Er machte sich gleichsam selbst Vorwürfe über sein Zaudern, (nur daraus sei sein Benehmen zu erklären); aber gerade diese unangenehme Scene verstärkte noch seinen Vorsatz, Alles zur Wiederbelebung desselben zu versuchen. In dieser Absicht und in der Voraussetzung daß Lazarus nur in einem Scheintod liege, läßt er den Stein wegwälzen, — aber als er nun in die Höhle blickt, bemerkt er, daß Lazarus schon Lebenszeichen von sich gibt, ja schon wieder lebendig geworden ist. Daher sein Dankgebet zu Gott. Während der drei Tage seines Scheintodes hatten sich nämlich die Kräfte des Lazarus wieder erholt; die Wärme, die balsamischen Gerüche u. s. w. trugen wohl auch dazu bei. Nun kam noch durch die Oeffnung des Grabes ein frischer, erquickender Luftstrom in's Grab, der die Wiederbelebung vollendete. Die Kräfte hatten sich wieder gesammelt. Da rief ihm nun Jesus zu: „Nun so komme denn heraus und überzeuge auch deine Freunde und Bekannten von deinem Wiederleben". Der Weg bis zur Oeffnung war nicht weit und so konnte er bald unterstützt werden, wenn er noch schwach war. — „Wir haben also hier keinen unmittelbaren Allmachtsakt der Gottheit, wohl aber ein Wunder providentiae divinae, eine wunderbare Zusammenordnung der natürlichen Verhältnisse und Umstände — und so dokumentirte die Gottheit auch so, und daß Jesus ein göttlicher Lehrer sei"! — Durch solch eine liberale und doch vorsichtige und bescheidene Methode der Erklärung, bemerkt Gabler, vermeide man eben so jene verwerfliche Theorie, welche die Wunder für Betrug erklären, als den Uebergang zur Mystik und zum blinden Wunderglauben [1].

Seltener als auf die Wunder läßt sich das Journal auf die **Weissagungen** ein. Die messianischen des alten Testamentes sind

[1] Journ. f. auserl. theol. Lit. III, 223 ff. — Aehnliche Erklärungen finden sich über die Versuchung Jesu in der Wüste, über Luc. 22, 8—13; Luc. 22, 40—47.

menschlich-nationale Hoffnungen, die weder erfüllt werden sollten noch konnten — zum Beweis für die christlichen Offenbarungen taugen sie nicht. Man solle sie lieber ganz aufgeben. Aber Jesus hat mit großer Lehrweisheit daran angeknüpft; er wußte sich als den erwarteten Messias und bildete vermöge vergeistigender Akkomodation jene irdischen Verheißungen in seinem Sinne um. Uebrigens wünscht Recensent, daß selbst auf Jesu eigene Weissagungen über die Zukunft kein zu großes Gewicht gelegt werde, da man ja nicht gewiß wisse, ob nicht die näheren Bestimmungen, welche eigentlich diese Aussagen Jesu zu Weissagungen machen, erst späterhin aus dem Erfolge hinzugedacht worden seien, wie dieß auch der Fall mit so manchen Orakeln des A. Testamentes ist[1].

So viel über Schrift und Schriftauslegung, Wunder und Weissagungen. Das Journal erklärt dabei von vorn herein wiederholt, daß beide einen eigentlichen Beweis für die Wahrheit der Lehre Jesu noch nicht abgeben, er liege vielmehr in ihrer innern Vortrefflichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit der Natur Gottes und des Menschen, — „für den Gebildeten bedürfen die Grundwahrheiten der Moral und Vernunftreligion überhaupt der Offenbarung als Stütze nicht"; eben darin aber bestehe auch das Wesentliche der Lehre Jesu: ihr Absehen sei auf die Sittlichkeit, auf die moralisch-religiöse Erziehung der Menschheit gerichtet, auch die außerordentlichen Thaten Jesu haben nur den Zweck, diese seine Lehre und seine göttliche Sendung zu bestätigen; — und so bleibt in der That für die vorausgesetzte unmittelbare Offenbarung inhaltlich nicht viel mehr übrig, als die allgemeinen ewigen Wahrheiten der Vernunft. Diese bilden jedenfalls den Kern, alles andere ist Nebensache[2].

Dennoch verwahren sich dieselben Theologen, namentlich Gabler und Vogel, auf stärkste, gegen den Namen des Rationalismus. Sie unterscheiden vielmehr sehr bestimmt zwischen ihm und dem Protestantismus. Letzterer, im historischen Sinn

[1] Neuest. J. VI, 530.

[2] Neues th. J. III, 230. VI, 503 ff. 559 ff. J. f. th. L. IV, 638.

und im Gegensatz zum Katholicismus gefaßt, gehe von dem Grundsatze aus, daß unser Glaube nur von deutlichen und nach richtigen Auslegungsgrundsätzen der heil. Schrift verstandenen Stellen abhängen könne, nicht von irgend welchen sog. infallibeln Bibelerklärungen der Kirchenlehrer u. s. w. „Unabhängigkeit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen und Freiheit der Bibelerklärung nach richtigen Auslegungsregeln ist also die Basis der protestantischen Religion und Kirche.“ „Der Rationalismus, indem er das bestehende göttliche Ansehen der heiligen Schrift nicht mehr annimmt, sondern nur die Vernunft als Schiedsrichterin in der Religion anerkennt, hört mithin auf, Protestantismus zu sein und beraubt sich damit des Rechts der Existenz innerhalb der Kirche dieses Namens. Es wäre daher besser und aufrichtiger, wenn die Rationalisten eine abgesonderte Religionspartei im Staate bildeten [1]. Aber man sieht auch sogleich, wie wenig mit dieser Distinction gethan ist, welche auf der einen Seite den Rationalismus selbst in die Kirche einläßt, indem sie die Schrift der Willkühr subjectiver Auslegung preisgibt [2], und auf der andern bereits einen stillschwei-

---

[1] Neuest. Journ. VI, 323. J. f. th. L. I, 457. 472. V, 612 ff.

[2] Vgl. a. a. O. (Jahrg. 1801) 470: „So lange wir diesen Grundsätzen treu bleiben, sollten wir auch durch überwiegende Gründe genöthigt sein nach dem verschiedenen Inhalte der heil. Schrift das verbindliche Ansehen derselben näher zu modificiren und einzuschränken, — finden wir nur noch (besonders durch die göttliche Autorität Jesu) in der heil. Schrift eine sichere, für sich bestehende Richtschnur des Glaubens und Lebens: so sind und bleiben wir Protestanten, wie abweichend auch unsere Ueberzeugungen von den Lehrmeinungen der ersten Reformatoren sein mögen. Sobald wir aber das für sich bestehende göttliche Ansehen der heiligen Schrift nicht mehr annehmen, sondern nur die Vernunft als Schiedsrichterin in der Religionslehre anerkennen: so ist das nicht mehr Protestantismus, sondern Rationalismus; denn wir verwerfen die Grundlagen zur Protestation (1529) woher wir den Namen Protestanten haben. Dieser Rationalismus mag immerhin die reinste Lehre Jesu enthalten, bei der Lehre Jesu zu Grunde liegen und diese endlich

genden Protest gegen die protestantische Kirchenlehre einschließt. Dieser Protest findet auch fast in jedem Hefte der Zeitschrift seinen Ausdruck. Schon die angeführten Stellen leiten aus dem Princip des Protestantismus das Recht der freien Prüfung und etwaigen Verwerfung der kirchlich-symbolischen Bestimmungen ab, an zahlreichen andern Orten werden sie geradezu abgelehnt und verworfen. Zwar über die Person Jesu erklären sich die Redactoren zurückhaltend, sie wollen ihn nicht zum blosen Menschen herabwürdigen, wenn sie ihn gleich auch nicht als Gott im vollen Wortsinn anerkennen und die ewige Präexistenz des Logos beanstanden; auch seine sichtbare Himmelfahrt und künftige Rückkehr lassen sie zweifelhaft; doch erblicken sie in ihm die vollkommenste Offenbarung Gottes und ehren ihn mit den höchsten Namen. Nach Abziehung aller Philosopheme und juristischen Vorstellungsarten bleibe immer noch als das Wesentliche: „Der Glaube an das Göttliche in Christo“[1]. Um so entschiedener verwerfen sie die kirchliche Ausbildung des Dogma mit seinen „unnützen Spitzfindigkeiten“, am entschiedensten die Dogmen von der Trinität, von der Versöhnung durch Christi Tod und von der Rechtfertigung „als veraltete, unhaltbare des Schriftgrundes entbehrende Lehrmeinungen“. Namentlich die stellvertretende Genugthuung wird auf's heftigste bekämpft: „Wer sie der Vernunft und Schrift widersprechend findet und deshalb abweist, bewährt eben dadurch seinen Protestantismus“. Die ältere Theorie von der Kraft des Blutes Christi, wie sie annoch unter den Pietisten herrscht, habe die nach-

---

ganz verdrängen und überflüssig machen (wovon wir uns zwar immer noch nicht überzeugen können), er mag auch reines Christenthum, das wahre Vernunftchristenthum heißen und am Ende noch alle denkenden Männer zu Proselyten machen: nur Protestantismus (in historischem Sinn) kann dieser Rationalismus nicht heißen, so sehr er sich auch in neuester Zeit hinter der Aegide des Protestantismus zu verstecken gewußt hat.“ Das Recht des Protestantismus ist also eigentlich nur ein historisches. —

[1] Neuest. th. J. III. 415. 424. J. f. th. Lit. IV, 401. 411 ff. V, 122.

theiligsten Folgen für die Moralität. Straferlassung auf Grund eines fremden Verdienstes anzunehmen, sei völlig unvernünftig; — „wehe dem Elenden, der sich blos damit tröstet"; erst in Folge der Besserung werde sie ertheilt[1]. Es sei daher weit vernünftiger und für das Christenthum empfehlender, die Verdienste Jesu vom moralischen als vom physischen Gesichtspunkte aus zu betrachten: Wir verdanken ihm die Gnade Gottes, in wiefern wir durch seine Religion bessere Menschen werden. Denn alsdann hört ja der Zweck der Strafe auf, sobald wir uns gebessert haben, und wir sind wieder der Gnade Gottes empfänglich, — wir sind mit Gott versöhnt durch christliche Tugend. Wollen wir aber diese unumstößlichen Wahrheiten der praktischen Vernunft mit den Philosophemen der Apostel über den Tod Jesu in Harmonie bringen und etwas Positives in diesen Schicksalen Jesu annehmen, so dürften wir nur den Tod Jesu als ein sicheres Unterpfand der Gnade Gottes betrachten, als einen Akt in dem Leben Jesu, von dem wir auf die gnädige Gesinnung Gottes gegen die Menschen mit aller Zuversicht schließen können . . . Gott hat dieß sinnlich erklärt durch den Tod Jesu, symbolisch dargestellt für diejenigen, die noch so an die jüdischen Vorstellungen gewöhnt waren, daß sie nur durch ein substituirtes Universal-Opfer von der Entbehrlichkeit der übrigen Opfer überzeugt werden konnten. So Gabler[2]. Man kann sich daher das Erstaunen denken, in das ihn Reinhardts berühmte Reformationspredigt vom J. 1800 versetzte; er sah darin eine unerwartete Umkehr dieses würdigen und verdienstvollen Mannes, gewissermassen einen Abfall vom ächten Protestantismus; ihr Hauptfehler sei eine durchgängige Verwechslung des Buchstabens und des Geistes Luthers, des Lutherthums und des Protestantismus[3]. Luther habe

[1] Neuest. J. I, 455. IV, 512 ff. VI, 324. 461. 583. Noch viel stärkere Aeußerungen findet man in der von Paulus redigirten Serie, Neues J. VII. 79. 136 ff. VIII, 853.

[2] Neuest. J. IV, 513; vgl. J. für auserl. th. Lit. 1801. Bd. 4.

[3] Journal f. th. L. I, (1801) 544. 562. Auch nicht eine Spur vom Verständniß Luthers.

hier den historischen Sinn des Apostels ganz verfehlt. Der wahre Sinn, wie es Gabler hier und anderwärts [1] erklärt, sei nur der: „die Menschen werden durch die Annahme des Christenthums (πίστις) gerecht, das ist: so wie sie sein sollen, um wieder das göttliche Wohlgefallen zu erhalten, weil sie sich dadurch in eine neue moralische Weltordnung begeben; durch die Unterwerfung unter diese Ordnung werden sie so, wie sie sein sollen und verschaffen sich dadurch das Wohlgefallen des Allerheiligsten wieder". — Noch radikaleren Ansichten über Versöhnung und Rechtfertigung [2] wird die Bemerkung beigefügt, daß, wenn auch nicht der Denker, doch der gewöhnliche Mensch immerhin einer Beruhigung über sein Verhältniß zu Gott bedürfe. Uebrigens sei an der kirchlichen Lehre darüber so wie überhaupt an den andern Dogmen (Trinität, Person Christi, Abendmahl) wenig gelegen: „Mögen sie stehen oder fallen, die christliche Offenbarung verliert dadurch nichts."

Daß bei dem Allem fortwährend vor Extremen gewarnt und einerseits auch den radikalsten Erscheinungen Lob gespendet — denn die Redaktoren sind um den Ruhm der Liberalität sehr besorgt, — andrerseits weise Rücksicht auf das Volk empfohlen wird, haben wir bereits erwähnt. Aber eben damit tritt nun an diese Theologen, die zum größern Theil geistliche Aemter bekleideten, die schwierige Frage heran: Wie lassen sich diese Grundsätze mit der noch bestehenden Verpflichtung auf die symbolischen Schriften vereinigen? Sie bildet ein immer wiederkehrendes Thema der Zeitschrift [3]. Zunächst lautet die Antwort ganz be-

[1] Neuest. th. J. I, 484; theol. Journ. IV, 615.

[2] Z. B. v. Wachler, Journ. f. auserl. th. Lit. IV, 248.

[3] Wie es damit stand, ersieht man aus Ammons eigener Schilderung aus dem Jahre 1793: Bei weitem die größere Anzahl kennt die symbol. Bücher, auf der sie den Priestereid schwört, entweder höchst dürftig oder gar nicht, und würde vielleicht, winkten nur in der Ferne Amt und Pfründen, mit derselben Kenntniß und Fassung auf den Koran schwören; eine zweite Partie betrachtet diesen Eid als eine alte Ceremonie, der man sich nun einmal nicht entziehen könne; eine dritte schwört mit selbstbelieb-

ruhigend: Sinn und Zweck des Religionseides sei nicht und könne für unsere Zeit nicht mehr sein, den Religionslehrer an alle dogmatischen Behauptungen der symbolischen Bücher zu binden; er bindet ihn zunächst an die Schrift und gibt ihm schon damit das Recht und die Pflicht der freien Forschung und Prüfung. Auch bedürfe es zur Erreichung des Zwecks: Erhaltung der Einheit des Glaubens und der öffentlichen Lehre in der Kirche, keine ängstliche Bindung an kirchliche Normen. Andrerseits sei auch die Pflicht, die eigene (fortgeschrittene) Wahrheitserkenntniß auszusprechen für den Lehrer nur in so weit verbindlich, als seine Zuhörer dafür empfänglich sind; Jesu eigene Lehrweise gebe das beste Beispiel einer weisen Herablassung zu der Fassungskraft der Menge; die Hauptsache, auf die es ankommt, sei Tugend und Herzensbesserung. „Und so kann denn jeder auch bei der ausgezeichnetsten Gelehrsamkeit, bei der freimüthigsten Wahrheitsliebe und bei der lebendigsten Ueberzeugung, daß das in den symbolischen Büchern ausgedrückte System ein menschlicher Versuch sei, der hinter den Fortschritten unseres Jahrhunderts in einer ansehnlichen Entfernung zurückbleibt, dennoch den Religionseid der von ihm gefordert wird (besser wär's freilich, er würde bedeutend modificirt), mit gutem Gewissen und mit Dank gegen Gott, der den Druck des Eifers zum Gegengewicht des Unglaubens und Leichtsinns macht, schwören. Er schwört in dem Bewußtsein, daß keine Religionsgemeinschaft ohne Einigkeit in den Hauptlehren bestehen könne, er schwört mit der Ueberzeugung, daß gegen Wahrheit und Moralität kein Eid verbindlich sei; er schwört mit dem christlichen Vorsatze, auch das Seinige zur immer weitern Ausbildung der Religionswissenschaft, zur Veredlung seiner Mitmenschen durch bessere Einsichten und Erkenntnisse und selbst zur Ver-

---

ten Einschränkungen oder Zusätzen, und eine vierte schreit über Intoleranz und Gewissenszwang und macht den Eid auf diese, ursprünglich so ehrwürdigen Bücher — zum Sprüchworte. — So haben unrichtige Ansichten und Mißverständnisse bisher die Lage der Dinge bestimmt.

besserung der symbolischen Bücher beizutragen." So Ammon [1]. — Diese reservatio mentalis konnte nun freilich Gabler'n nicht genügen. Er beantwortet die von Löffler gestellte Frage, ob die Predigt auf die Resultate neuerer theologischen Untersuchungen (die im Widerspruch mit der Kirchenlehre stehen) Rücksicht nehmen dürfe und solle? dahin: Wenn der kirchliche Lehrbegriff praktische Irrthümer, d. h. solche Lehren, die mit der Moral völlig unvereinbar sind, enthielte, dann wäre es allerdings Pflicht, dieselben zu bekämpfen und ihnen die richtigeren Erkenntnisse entgegen zu stellen, obwohl mit möglichster Vermeidung aller Polemik. Und eher müsse man das Amt niederlegen, als wider Wahrheit und Gewissen handeln. Allein die symbolischen Lehren sind in der That dem Praktischen nicht schädlich, selbst die kirchliche Satisfaktionslehre, recht verstanden, nicht. Die Irrthümer, die sie etwa enthalten, seien nur theoretische, die entweder in gar keinem, oder doch nur sehr entferntem Zusammenhang mit dem praktischen Christenthum stehen. Da könne es keine Pflicht sein, die neuern theologischen Fortschritte auf die Kanzel zu bringen, um so weniger, wenn die Gemeinden dazu noch nicht reif sind, oder wenn man befürchten muß, dadurch ihr Zutrauen zu verlieren." „Unter solchen Umständen hielt es Recensent von jeher für Pflicht, von den neuen theologischen Resultaten nur so viel in Predigten Gebrauch zu machen, als ohne Anstoß und Nachtheil der Gemeinde gerade thunlich ist; von den übrigen hingegen, deren Vortrag bedenklich wäre, zu schweigen, und eben so auch diejenigen Kirchendogmen, von deren Wahrheit der Lehrer sich nicht überzeugen kann, entweder ganz mit Stillschweigen zu übergehen und dafür das praktische Christenthum zu lehren, oder, wo sie nicht wohl umgangen werden können, wie z. B. bei'm katechetischen Unterricht nach einem gesetzlichen Landeskatechismus, dieselben nur historisch mit ihren angeblichen biblischen Beweisen vorzutragen. Dieß war bisher seine Praxis im Predigtamte; denn in seinem akademischen

---

[1] Neues th. J. II, 384.

Lehramte und in seinen Schriften schreibe ihm sein Gewissen natürlich andere Gesetze vor, obwohl auch da Behutsamkeit und Bescheidenheit Pflicht ist" [1].

Indessen die Sache hat noch eine andere Seite, die rechtliche. Es fragt sich um die Befugniß der Kirchengewalt, um ihr Recht und um ihre Pflicht zur Verpflichtung der Religionslehrer auf die symbolischen Bücher. Auch darüber verbreitet sich das Journal ausführlich. Es gibt beides bereitwillig unter folgender Limitation zu: die Kirchengewalt hat es zu thun mit der Erhaltung und Beförderung des kirchlichen Endzwecks. Der kirchliche Endzweck ist: gemeinschaftliche Religionsübung nach übereinstimmenden Grundsätzen. Alle Kirchengewalt bezieht sich also blos auf religiöse Handlungen (sacra externa) und auf kirchliche Angelegenheiten, nicht auf Glaubens- und Gewissenssachen (sacra interna); sie hat dafür zu sorgen, daß Alles in der Kirche bei der gemeinschaftlichen Religionsübung ordentlich und zweckmäßig zugehe. Protestantisch aber ist die Kirchengewalt, wenn sie nach den (oben dargelegten) Grundsätzen des Protestantismus ausgeübt wird — alleinige Autorität der Schrift. Geht die Kirchengewalt darüber hinaus, so wird sie unrechtmäßig. Hieraus ergibt sich nun negativ, daß sie sich schlechterdings nicht auf Glauben und Gewissen erstreckt — sie hat also auch nicht nach dem Glauben der Religions- und Kirchenlehrer zu fragen; positiv, daß sie nur auf Lehre und Leben derselben zu sehen hat, mithin kann sie dieselben auf die symbolischen Bücher auch nicht als auf eine Glaubensvorschrift, sondern nur als auf eine Lehrvorschrift verpflichten. Besser allerdings, die Kirchengewalt verpflichtete nur auf die Schrift unter Vorbehalt freier Forschung, besser sie machte nur den Vortrag der wesentlichen d. h. praktischen Christenthumslehre zur Pflicht und gestattete, die ohnehin unfruchtbaren Kirchendogmen mit Stillschweigen zu übergehen: jedenfalls aber kann sie von dem Kirchenlehrer nicht mehr verlangen, als daß er dieselben, falls er anderer Ueberzeugung ist, blos historisch mit

[1] Neuest. J. II, 278. 284 ff.

ihren historischen Gründen vortrage. Und damit, daß er dieß thut, begeht auch er hinwiederum keine Heuchelei, denn er sagt die Wahrheit und spricht doch nicht gegen seine Ueberzeugung (!). In keinem Fall geht es das Kirchenregiment etwas an, wie er mit seinem Gewissen dazu steht. — Wie aber verhält sich's mit etwaigen Heterodoxien, wie mit dem Rationalismus? Da wird nun eine ganze Reihe subtiler Distinctionen aufgestellt. Es kommt darauf an, wie weit die positiven und offenen Abweichungen von der Kirchenlehre gehen, in welchem Ton, in welcher Gesellschaft, auf welche Weise, ob in gelehrten oder Volksschriften sie ausgesprochen werden; es ist insbesondere zu unterscheiden zwischen dem zwiefachen Charakter, den eine und dieselbe Person als Theologe und als Geistlicher hat oder doch haben kann. In beiden Verhältnissen kann der Religionslehrer verschieden lehren, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wenn er nur nicht gegen seine Ueberzeugung im Volksunterrichte als positive Wahrheit lehrt, was er nicht für wahr hält und wogegen er sich in gelehrten Schriften erklärt hat. Nur immer vorsichtig, nicht aggressiv, nicht vorschnell! — außerdem ist die Kirchengewalt berechtigt, ernstlich und scharf einzugreifen; „denn wenn sie zu allem Unfug junger Brauseköpfe, die nur überall reformiren und revolutioniren wollen ohne die Folgen zu bedenken, schweigen wollte, so würden daraus die größten Unordnungen und Zerrüttungen in der Kirche entstehen"! — Entschiedene und decidirte Rationalisten können keinen Anspruch auf protestantische Lehrstellen machen; die Kirchengewalt ist im vollen Recht, wenn sie dieselben abweist (nur muß der Staat dafür sorgen, daß solche Männer anderwärts angestellt werden); bei moderaten und zurückhaltenden Rationalisten gilt die obige Regel: „genug, wenn sie sich der Verpflichtung auf die Lehre unterziehen." — Dagegen erheben sich freilich mehrfache Bedenken. Man sagt: Rationalismus und Christenthum seien einander entgegen — aber dieß ist kein wahrer Gegensatz, möglicher Weise ein fließender. Man sagt: ein solcher rationalistischer Gegner könne doch seinem christlichen

Lehrerberuf nicht vollkommen entsprechen, die christlichen Lehren nicht mit Interesse vortragen, insbesondere von Jesu nicht mit der rechten Wärme sprechen; wenn er selbst an seinen Versöhnungstod nicht glaubt, kann er die Zuhörer nicht erbaulich trösten u. s. w. Dieses Argument ist allerdings bedeutender. „Und der Redacteur (Gabler) muß aufrichtig gestehen, „daß er um Vieles nicht ein Rationalist in seinem Pfarramte sein möchte. Er befände sich gewiß oft in größter Verlegenheit, besonders am Krankenbette und bei Krankencommunionen, wo gerade die positiven Lehren des Christenthums den meisten Trost geben" doch werde sich der gewandte und vorsichtige Rationalist auch da zu helfen wissen und wohl auch mit Segen wirken können u. s. w. [1]. Man fühlt dem Verfasser durch diese ganze Abhandlung hindurch die Unsicherheit und Unruhe ab, die ihm aus seiner Mittelstellung und aus der Collision mit seinem amtlichen Gewissen erwächst, ja er sieht sich bereits zu der Warnung an die akademischen Lehrer veranlaßt: „sie möchten doch in ihren Vorträgen vorsichtiger sein, um nicht die jungen Männer, die ihnen zur Vorbereitung auf ein evangelisches Lehramt anvertraut sind, in die schwierigste Lage zu bringen. Sollte auch tieferes Studium den denkenden Lehrer auf ganz rationalistische Resultate führen, so sollte er doch bedenken, daß der blose Rationalismus in dem Kopfe eines jungen Theologen oft eben so gefährlich ist, wie ein scharfes Messer in der Hand eines Kindes, er sollte die Verlegenheit seines Zöglings im Consistorialexamen, noch mehr aber die traurige Rolle, die er am Krankenbette eines ehrlichen christlichen Landmannes als Seelsorger spielt, sich lebhaft denken — gewiß würde ihn dieß vorsichtiger machen, er würde vielmehr seine Zuhörer indem er sie mit den neueren Fortschritten der Theologie bekannt macht, zugleich vor allem Mißbrauch der Aufklärung in ihrer künftigen Amtsführung warnen." So habe er selbst es seit dem Anfang seines akademischen Lehramts gehalten [2].

[1] J. f. th. Lit. I, 479—520. (1801) [2] a. a. O.

Aber wie weit war es auch in so kurzer Zeit gekommen! Eben dahin, daß, wie Gabler selbst schon vorausgesehen, der Rationalismus allmählig ganz wie von selbst an die Stelle jenes historischen Protestantismus getreten war und sich ohne großes Aufsehen zur allgemeinen Herrschaft erhoben hatte. „Es ist in der That eine sehr auffallende Erscheinung, daß eine unmittelbare göttliche Offenbarung durch Christum, welche vor noch 30 Jahren von den meisten Theologen fest geglaubt und streng vertheidigt wurde, in unsern Tagen so wenig Glauben findet. Nicht nur haben sich berühmte, protestantische Theologen in Deutschland geradezu dagegen erklärt, sondern noch weit mehrere stellten die Sache so auf Schrauben, daß man mit ziemlicher Gewißheit ihre Abneigung gegen dieses Dogma daraus schließen kann . . . Kann man nicht gegen Eine supernaturalistische Stimme 20 30 rationalistische in gelehrten Zeitungen, Journalen und Bibliotheken rechnen? Ein supernaturalistischer [1] Recensent gehört jetzt wirklich unter die frappirenden Seltenheiten. Man bestreitet nicht nur sehr nachdrücklich die Gottheit Christi, sondern man will nicht einmal eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf Jesum und die Apostel mehr zugeben; noch weniger glaubt man an Wunder und an Theopneustie der apostolischen Schriften. Und fragt man nach dem Glauben der meisten jüngern, zum Theil noch studirenden Theologen, so möchten wohl die wenigsten das Christenthum für eine unmittelbare Offenbarung halten. Wenn das so fortgeht, so ist zu vermuthen, daß in weniger als 30 Jahren eine unmittelbare Offenbarung in eine und dieselbe Kategorie mit dem Glauben an Wirkungen böser Dämonen im Neuen Testament, welche jetzt schon nur von den wenigsten noch (auch von Gabler selbst nicht) geglaubt werden, gesetzt wird" — so schreibt Gabler bereits 1802/3. Und nach wenig Jahren sieht und beklagt er auch schon die Früchte, welche

[1] Und zwar ist hier das Wort im Sinne und nach der Limitation Gablers zu nehmen; s. oben S. 25.

diese destructive Richtung sammt dem fortwährenden liturgischen Experimentiren in dem Volke gebracht hat: „Man wollte auf den Verstand wirken und übersah ganz die religiösen Bedürfnisse des Volks. Jetzt sieht man die nachtheiligen Folgen: durch die einseitige Verstandesbildung verlor die Religion" (1808)[1]. So muß es denn diese vorsichtige und moderate Theologie mit Besorgniß inne werden, daß sie binnen eines Decenniums von der allgemeinen Zeitrichtung weit überholt worden ist, zu deren Herbeiführung sie selbst das ihre reichlich beigetragen hat. Hat doch Gabler selbst für den von ihm vertheidigten Protestantismus kaum etwas anderes übrig gelassen, als den formalen Grundsatz von der göttlichen Autorität der heiligen Schrift, während er den Inhalt derselben an den Rationalismus preißgab — hat er doch bei der Frage nach dem Rechte des ersteren gegen den letzteren erklärt, daß es sich hier lediglich um ein positiv-geschichtliches Recht handle, nicht um die objective Wahrheit: so wird denn auch diese halbe und haltungslose Theologie den weitern Fortgang des Rationalismus nicht aufhalten; es wird vergeblich sein, daß man gerade jetzt mit zwiefachem Nachdruck auf die rechte Mitte zwischen den Extremen dringt und darin das Heil der Zukunft sucht[2], daß man die Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit der Evangelisten anruft, nachdem man der destructiven Kritik so viel Weihrauch gestreut und die Wunder wenigstens theilweise selbst wegerklärt hat; es wird damit so wenig etwas gedient sein, als mit dem Protest gegen die neue philosophische, namentlich Schel-

[1] J. f. auserl. th. L. IV, 413 in bestimmter Beziehung auf Franken; eine ganze Reihe von Zeugnissen für den noch viel schlimmeren Stand in Norddeutschland s. a. a. O B. II, 245. Während nach Gabler Taufe und Abendmahl in Süddeutschland als christliche Institute noch in hohem Ansehen stehen, wird aus Berlin geschrieben: „Wahrscheinlich werden nach einigen Jahrzehenden nur noch die Confirmirten und auch wohl nicht einmal alle Confirmirten bei der Feier des Abendmahles zum ersten und zum letzten mal erscheinen."

[2] Journ. f. auserl. L. V. 1810.

ling'sche Richtung, welche als Mystismus, als naturalistische, poetische Schwärmerei, als Auflösung des Christenthums in pure Vernunftreligion charakterisirt wird. Mit dem Protest dagegen schließt das Journal seinen letzten Band im J. 1810 (in welchem Gabler nach Jena übersiedelt)[1]; für den tiefern Zug des Geistes, der darin weht, hat diese Theologie kein Verständniß. Es bleibt bei einem Synkretismus von Popularphilosophie, Kritik und Christenthum, bei einem Mittelding zwischen Bibelglauben und rationalistischen Vernunftglauben, Glauben an eine göttliche Offenbarung, der auf Vernunftgründen ruht, und an eine Offenbarungsurkunde, deren Inhalt nach der Vernunft zu bemessen und auszulegen ist.

---

[1] J. f. auserl. L. V, 625. Es heißt da von den Schelling'schen Theologen: Zwar sei ihre Theologie im Grunde purer Rationalismus und zwar ein etwas modificirter Spinozismus, aber sie wollen sogar die biblische und kirchliche Theologie mit ihrem philosophischen System identificiren und treiben in dieser Absicht ein loses Spiel mit den kirchlichen Ausdrücken Dreieinigkeit, Sohn Gottes, Menschwerdung u. s. w. Das allersonderbarste sei, daß sie sich deshalb selbst für orthodox halten und gar noch behaupten, die Orthodoxie in Schutz zu nehmen gegen neuere Theologen, die sie Aufklärer nennen u. s. w. Dennoch zeigt sich auch hier noch die dem Journal eigene Moderation und Vorsicht. Es sei doch nicht zu läugnen, daß selbst durch diese neuesten Philosophumene und Theologumene (Daub) und ihre poetisch-mystischen Auswüchse manches **Gute** gewirkt werde ... — „Vorher hatte die Aufklärung auch manchen Leichtsinn in Frivolität zum Gefolge; man vernachläßigte manche wichtige Punkte der Religion, man beschäftigte nur den Verstand und die Vernunft, und bildete zu wenig die moralischen und religiösen Gefühle aus — und dieß schadete nicht nur der **Religion** und **der Kirche**, sondern auch dem Staat. Nun aber, da eine poetische Religion die Phantasie und religiöse Gefühle begünstigt, kehre mehr Ernst und Würde in der Behandlung theologischer Gegenstände zurück. Nur werde Alles wieder übertrieben, Schwärmerei und Aberglaube begünstigt und die goldene Mittelstraße ganz übersehen.. Es sei aber zu hoffen, daß diese pantheistische, poetische, naturphilosophische und mystische Periode ein besseres Zeitalter nach sich ziehen werde, das sich das Bessere von Allem aneignen wird."

Mittlerweile hatte Ammon, der im J. 1804 nach Erlangen zurückkehrte, sich noch entschiedener auf die Seite des Rationalismus, oder, wie er selbst es ausdrückt, eines „rationalen" Supernaturalismus, gestellt [1]. Damit ist zwar Gabler nicht einverstanden, kann sich aber doch auch mit der Annahme einer speciellen göttlichen Vorsehung, wie sie sich in der Gründung und Fortpflanzung der christlichen Religion und Kirche, in den vielen außerordentlichen Thatsachen, durch welche die Gottheit auf Jesum und seine Lehre hinweist, beruhigen. In dem „kritischen Journal der neuesten theologischen Literatur", mit welchem Ammon das Gabler'sche seit 1813 fortsetzte, spricht er sich über Offenbarung ähnlich wie Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechtes aus (1 Bd. 43. 150). Ein geistreicher Zug geht durch Alles, was dieser Theologe schreibt hindurch. Er sucht die Gegensätze, an denen sich die herrschende Theologie abarbeitet, insbesondere den von mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung und zwar im rationalistischen Sinn, zu verschmelzen: der Begriff der Offenbarung hat eine objective und subjective Seite; nach der ersteren primären, stammt sie von Gott und ist sowohl mittelbar als unmittelbar; mittelbar durch die Natur, unmittelbar durch das innere Gotteszeugniß in dem menschlichen Gemüth, — die Gottesidee in der Vernunft, welche die Voraussetzung und das Organ für jene mittelbar ist, und welche bei einzelnen Männern mit besonderer Klarheit und Lebendigkeit hervortritt. Nach der subjectiven Seite besteht sie darin, daß jene innere Offenbarung der gläubigen Reflexion mit siegender Klarheit aufgeht, in dem Bewußtwerden des göttlichen Inhalts der Vernunft. „Wird nun dieser Glaube ein Gegenstand der Dogmatik, so ist die reale Seite desselben nothwendig supernaturalistisch, die ideale rationalistisch. Der Supernaturalismus, rational gefaßt und entwickelt, ist also ein wesentliches Merkmal des Offenbarungsglaubens, und beide Systeme verhalten sich zu einander wie

---

[1] Summa theol. christ. ed. 2, 1808.

die Wirklichkeit zur Idee oder wie das Sein zur Wahrheit[1]; die Einheit von Vernunft und Glaube ist hergestellt." Aber diese geistreiche Ausführung kommt dem Christenthum nicht zu gut; denn sie löst den Begriff einer positiven Offenbarung, indem sie ihn verallgemeinert, auf, und macht Christum nur zu einem bevorzugten Träger derselben. „Das letzte Kriterium für die Wahrheit seiner Lehre ist die Uebereinstimmung mit dem Göttlichen in uns selbst." Man sieht hier den Einfluß Jakobi's, auf den sich auch Ammon beruft. In seinen Vorlesungen scheint er nach Allem, was ich darüber erkunden konnte, eine alles Positive negirende und auflösende Methode befolgt zu haben. Für das Journal kann man es bedauern, daß er es nur ein Jahr lang redigirt hat. Denn unter der Leitung L. Bertholdts, der 1814 eintrat, bekam es eine farblose Gestalt. Die Versicherung des neuen Herausgebers: „eine bescheidene Freimüthigkeit und ein gemäßigter theologischer Geist, eben so weit entfernt von blinder Paläologie als von vorwitziger und unreifer Neologie, wird die Zeitschrift fortwährend charakterisiren" — bewährte sich nur dadurch, daß dieselbe fast nur referirend verfuhr. Der Standpunkt des Redactors selbst aber ist der eines geistlosen supernaturalen Rationalismus. —

Wir fügen zum Schluß noch das Urtheil eines trefflichen Geistlichen hinzu, dessen Universitätszeit in die Jahre 1806—10 fällt. „Ich will nicht seufzen über diejenigen, zu deren Füßen ich einst auf der Hochschule in E. meine theologischen Studien betrieben habe; es waren in vieler Hinsicht tüchtige Männer, von denen in der Wissenschaft etwas zu lernen war und ich ehre ihr Andenken. Aber das kann ich nicht bergen und möge es mit der Pietät, die ich ihnen noch im Grabe schuldig bin, nicht unvereinbar gefunden werden, wenn ich es hier bekenne: warm ist es unser Keinem jemals in ihren Hörsaalen um das Herz geworden, ein erweckliches, erbauendes Wort habe ich von keinem unter denen vernommen, die damals auf den akade-

[1] A. a. O. 150. 301.

mischen Lehrstühlen saßen, eine Stärkung des Glaubens und des innern Lebens hat uns ihrer keiner je zu reichen begehrt. Die Mineralogie und Anatomie kann nicht trockner und unerquicklicher, nicht entblößter von jedem heiligen Charisma vorgetragen werden, als uns Exegese und Moral, Dogmatik, Kirchengeschichte und Homiletik gelehrt wurde" [1].

---

[1] So Aug. Bomhard im homilet.-liturgischen Correspondenz-Blatt 1826, Nr. 48.

Drittes Kapitel.

Der Rationalismus auf der Kanzel, in der Schule und in den Gemeinden.

Mit dem Bisherigen haben wir auch schon die theologische Sinnesweise, welche die praktischen Geistlichen dieser Periode im Allgemeinen charakterisirt, bezeichnet. Es ist ganz dieser, vom Glauben der Väter abgekommene, halbherzige und vorsichtige Rationalismus, wie wir ihn an beiden Universitäten fanden, nur in noch abgeblaßterer Form — wir könnten ihn, im Unterschied von seiner späteren Gestalt, einen gutartigen nennen. Er bewahrt in seinen besseren Vertretern noch immer eine gewisse religiöse Wärme, er geht zwar an den großen, positiven Heilsthaten und Grundwahrheiten des Christenthums stillschweigend vorbei, aber er geht auch nicht aggressiv gegen sie an, er läßt sie stehen; es ist so wenig seine bewußte Absicht, in ein feindliches Verhältniß zum Christenthum treten zu wollen, daß er vielmehr in dem Wahne lebt, jetzt erst den genuinen, ursprünglichen Sinn, den wahren Kern desselben zu besitzen; denn so haben es die Geistlichen auf den Universitäten gehört und gelernt. Er bewahrt auch noch eine Pietät gegen den Erlöser. Er ist ihnen der große göttliche Lehrer, das große erhabene, verehrungswürdige Vorbild. Als solches predigen sie ihn den Gemeinden und verehren ihn auch selbst wirklich nach ihrer Weise; dankend und betend — fast naiv — wenden sie sich an ihn, obgleich ihm der Rationalismus die Krone der Gottheit vom Haupte gerissen hat: „Deiner Lehre

und deinem Beispiel, großer Beglücker der Menschen, verdanken wir Licht und Trost, Muth und Ruhe, Freudigkeit und Hoffnung; du führst uns durch deine segnende Religion auf dem Pfad der Wahrheit und der Tugend und stärkst uns durch dein erhebendes Beispiel, ihn männlich und muthvoll zu wallen: so gib denn, daß wir ihn nie verlassen" heißt es in ihren Predigten. So stehen sie nach ihrer Meinung noch ganz gut mit Ihm, und fühlen sich äußerst zufrieden in dieser Auffassung des Christenthums, dessen wesentlicher Inhalt sich ihnen auf die paar Begriffe: Gott, der liebende Vater der Menschen, Menschenwürde, Tugend und Unsterblichkeit reducirt hat, und deren Grundcharakter der durchgeführteste Pelagianismus ist. Nur das Wort „Mysticismus" steht ihnen wie ein unheimliches Gespenst vor Augen. Wo sie es hören oder gar etwas davon sehen, da ergreift sie ein wahres Grauen, da fürchten sie Rückkehr zum Obscurantismus, Hierarchismus, Jesuitismus. Und dieser Furcht geht bei Vielen dieser Geistlichen ein leises, wenn auch nicht ausgesprochenes Gefühl zur Seite, daß sie ihren Gemeinden — die doch Gottes Wort von ihnen erwarten, nicht recht redlich gegenüberstehen. Eine Reihe mir vorliegender Bekenntnisse bestätigt es. So lange man diesen Rationalismus unangetastet stehen läßt, ist er daher tolerant und friedfertig; erst wenn ihm das entschiedene Zeugniß der vollen christlichen Wahrheit, und der volle Ernst der Buße und der Bekehrung entgegentritt oder seine Halbheit angegriffen wird, schlägt er zur Heftigkeit und Feindschaft um. Diese Erfahrung wird sich uns auch hier bestätigen.

Wie es mit der theologischen Erudition der Geistlichkeit zu jener Zeit bestellt war, ist mit Sicherheit schwer zu sagen, weil von ihr nur sehr wenig geschrieben wurde. Die genannten Journale, die doch sonst alle literarischen Erscheinungen registriren, wissen nur ein paar hiehergehörige Leistungen aus Franken zu nennen, und diese, entschieden rationalistisch, sind unbedeutend. Im Allgemeinen scheint gründliche Gelehrsamkeit unter den Geistlichen selten gewesen zu sein; die Kenntniß der Kirchenlehre war ver-

schwunden, die Bekenntnißschriften der Kirche völlig unbekannt geworden, Schriftkenntniß und Schriftstudium äußerst dürftig — denn die Universität hatte sie um den Schlüssel des Verständnisses und um die Lust dazu gebracht. Dagegen mögen sich Manche auf gewisse Liebhabereien, Nützlichkeitsbestrebungen, Pädagogik u. dgl. geworfen haben. Die Literatur, die ihnen zugänglich war, bestand vornehmlich in populären Schriften rationalistischer Färbung: Kanabich's Kritik alter und neuer Lehren, Döderlein's Religionsunterricht, fortgesetzt von Junge, Löfflers, Schuberoffs, Dapp's Magazin, später aber auch Reinhardt's Predigten gehörten zu den gelesensten.

Für die Predigten diente der Text meist nur zum Motto; ihren vornehmsten Inhalt bildete die Moral und die göttliche Vorsehung. Themate, wie die: Daß es schon der Klugheit angemessen sei, die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen; der Werth der Tugend; weises Verhalten in trüber Zeit; Erinnerung an die Vergänglichkeit aller Dinge; Beruhigungsgründe für den Edeln, dessen Herz und Handlungen die Welt verkennt; mit welchen Empfindungen schließt der Edle jeden Abschnitt seines Lebens; die Sorge für die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit, des Wohlstands, über religiöse Aufklärung, über gemeinnützige Zwecke u. s. w. — waren die beliebtesten und verhältnißmäßig noch besseren Themata; denn auch an äußerst trivialen und lächerlichen war, wie allenthalben in jener Zeit, kein Mangel [1]. Der Stil, häufig ein Gemisch von

---

[1] Z. B. am 4 p. Trinit. über Luc. 6, 36 — 42 (unter Hinzunahme von Jesaia 40: alles Fleisch ist wie Heu) das Thema: „das würdige Gedächtniß, welches wir als Christen der diesjährigen Heuernte stiften", oder am Charfreitag: „Der Sieg des Christenthums in schlaflosen Nächten"; oder am 24 p. Trinit. über Matth. 9 18 (Jairi Töchterlein): „Der Sieg der Religion über die Qualen schlafloser Nächte"; Uebergang vom Text: der Tod erinnert an den Schlummer; Motiv: im Herbste treten die langen Nächte und die Zeiten ein, wo Jedermann etwas zu klagen hat; 1. Theil: Die Religion erweckt Erinnerungen, welche die Langweile vertreiben, u. s. w. Solche Predigten nannte man zeitgemäß.— Ein wahres Prachtstück künstlicher Textbenützung ist auch die Art, wie

trockener Abhandlung und sentimentalen Redensarten. Als höchstes Muster homiletischer Kunst und Weisheit werden die, allerdings lichtvollen, glatten und sehr vorsichtigen Kanzelvorträge des Kabinetspredigers Schmid in München gerühmt. „Dieser vortreffliche Redner weiß alles Verbindliche, das er den höchsten Personen mit so ungemeiner Feinheit und so viel Grazie sagt, zugleich an religiöse Gefühle zu knüpfen, welche auch die Erhabensten an ihre Menschheit und an ihre Abhängigkeit von dem ewigen Urwesen erinnern und auch der Religionsunterschied der Protestanten und Katholiken wird nie oder doch nur sehr leise berührt. Er hält sich in den Grenzen der allgemeinen Christusreligion" — lautet das Urtheil Gabler's [1]. Nur einige Stilproben: „Der Christ muß handeln, gute Thaten sind sein Beglaubigungsbrief vor Gott, nicht leere Formeln und todter Glaube; und fern sei von uns Wortgezänke und Verdammungssucht, Unduldsamkeit und pharisäische Anmaßung; — nur wenn ihr gute, sanfte, edle Menschen seid, seid ihr ächte Christen. Reicht mir die Hand, um zu diesem schönen Ziele zu gelangen." Und anderwärts: „Wo der Engel der Duldung seine Fittige über ein Land schwingt, da schüttet der Ueberfluß sein Füllhorn aus, da wohnt Unschuld und Frohsinn, da schaffen Eintracht und Liebe die Erde zum Paradiese um; die Menschen umarmen sich als Brüder, weil in jeder Brust ein Herz schlägt, jedem Menschenherzen verwandt." Oder aus der Charfreitagsbetrachtung eines andern namhaften Predigers, Direc-

---

aus der Epistel Eph. 3, 13 ff. das Thema: „Pflichtgefühle bei dem Gedanken an die Gewalt des Feuers" (mit Beziehung auf den großen Brand in Hof) abgeleitet wird; nämlich so: „Der Apostel schrieb jene Worte in Ketten zu Rom. Wir widmen ihm von ganzem Herzen das Bedauern, welches in jedem Herzen erwacht, sobald es fremde Noth wahrnimmt. Aber dieses Gefühl ist gleich stark gegen die Tausende, die in voriger Woche Obdach und Habe verloren haben". Und nun kein Wort weiter über den Text.

[1] Journ. f. th. Lit. IV, 377. V, 421.

tors eines homiletischen Seminars. Thema: „Die Bemerkung, daß Jesus in der Blüthe seiner Jahre den Tod erlitt. Sie ist rührend, wegen ihrer verwandten Erinnerungen, belehrend wegen ihres Zusammenhangs mit andern Wahrheiten der Religion u. s. w.... — Die Wunde, welche dir der unerwartete Tod eines hoffnungsvollen Sohnes oder einer frommen Tochter schlug, die gerade in so frühen Jahren dahin mußten, ist nach geraumer Zeit noch nicht vernarbt. Aber heute, da du den Welterlöser leiden, dulden, sterben siehst, drängt sich auch in sanfter Feier das Bild deiner Vollendeten vor die Seele und die milde und wehmüthige Trauer über das frühe Hinscheiden deines Heilands verwandelt den Schmerz über den Verlust der deinigen in kindliche Ergebung. Der Eifer in der Andacht ist sonst deine Sache nicht; aber heute trieb dich eine unerklärliche Gewalt in den Tempel, und während du vernimmst, daß der Edelste, der je auf Erden wandelte, in der Blüthe seiner Jahre seinen Geist aushauchte, wird diese Stunde für dich zugleich eine Todtenfeier des Freundes, den ein Unfall plötzlich von deiner Seite riß, der Gattin, die du weit früher vergessen hattest, als selbst die leichtfertige Welt erwartet, des liebevollen Kindes, das krampfhaft in deinen Armen endete, des gutmüthigen und raschen Jünglings, der auf eine jämmerliche Weise dahinstarb, der sanften und tugendhaften Jungfrau, die der Himmel aufnahm, ehe noch die Leiden dieser Zeit den Frieden ihrer schuldlosen Seele getrübt hatten. Du bist nichts weniger als empfindelnd und schwärmerisch; aber heute, wenn du vernimmst . . . so sucht dein Auge die Ruhestätten der Geliebten, die noch am Abend die Fröhlichkeit selbst waren und am folgenden Morgen so plötzlich endeten u. s. w." — Predigten wie die des (reformirten) Pfarrers Hardmeier in Bayreuth, der völlig mit dem Christenthum gebrochen hatte und im J. 1800 auf der Kanzel ausrief: „Ich halte dafür, daß der Stifter der christlichen Religion in Bezug auf seine Natur sich selber täuschte; ein Mensch, wie wir Alle, träumte er sich ein besonderes Verhältniß zwischen ihm und der Gottheit. Ich erkläre jede sogenannte geoffenbarte Religion für Lüge", —

gehören auch in späteren Jahren zu den Seltenheiten[1]. So viel im Allgemeinen.

Innerhalb dieser allgemeinen Grundrichtung fanden sich dann allerdings wieder verschiedene Standpunkte, indem die Mehrzahl bei jenem moderaten Rationalismus stehen blieb, andere bis an die äußerste Grenze der radikalen Aufklärung fortschritten und wieder andere den Zusammenhang mit dem alten Glauben noch einigermassen zu bewahren suchten.

Eine Rundschau über sämmtliche bis in die zwanziger Jahre im Amt stehenden Geistlichen würde diesen Sachverhalt vollständig bestätigen. Wir beschränken uns auf einige Beispiele. Von den drei namhaftesten und beliebtesten Predigern im Nürnbergischen stand V. K. Veillodter (späterhin Dekan) am weitesten auf der linken Seite. Selbst das theologische Journal sagt, und mit Recht (1799) von seinen früheren Predigten: „Keine Christenseele wird durch diese Vorträge in ihrem geerbten Kirchenglauben irre gemacht, aber auch nicht darin bestätigt; der Verfasser berührt ihn nicht einmal", und von seinen Morgen- und Abendgebeten: „daß man in ihnen die Lehre der moralischen Religion rein und lauter, aber auch unvermischt von allem Positiven des Christenthums antrifft, denn der Name Jesus wird nur ein paar mal darin genannt"[2]; doch sehen wir ihn später sich dem Positiven mehr zuwenden. Der jüngere Seidel (seit 1802 an S. Aegidien) hatte vor ihm die größere religiöse Wärme voraus und galt für einen conservativen Theologen, während Witschel seiner subjectiven Frömmigkeit in Naturpsalmen einen sentimental-poetischen Ausdruck gab. Und diese drei, persönlich höchst achtungswerthen und in ihrer Weise persönlich frommen Männer haben lange einen weithinreichenden Einfluß geübt. Veillodters ganz rationalistisches Communionbuch wurde vielfach gebraucht und Witschels bekannte

---

[1] Er wurde später in Zürich von dem ehrwürdigen Antistes Heß zur Amtsniederlegung veranlaßt. J. f. th. L. I, 287. 322.

[2] Neuest. th. J. V, 415; J. f. th. L. III, 319.

Morgen- und Abendopfer fanden sich fast in allen gebildeten Familien, sie wurden das weitaus beliebteste Erbauungsbuch, — nicht blos zur häuslichen Andacht, auch in öffentlichen Gottesdiensten häufig benutzt. Wie oft mag seine bekannte Paraphrase des Vaterunsers, oder seine Betrachtung am letzten Jahresabend auf den Kanzeln gelesen worden sein! In Ansbach vertritt der gelehrte Ernst Nik. Kaiser (seit 1807) die moderat rationalistische, der treffliche „milde" Roth (seit 1801) eine dem positiven zugewandte, religiöse Richtung [1]; eine ähnliche Stellung nahm mein eigener Vater Fr. Thomasius ein, der zu den tüchtigsten Geistlichen des Landes zählte. Als die entschiedensten Rationalisten werden uns genannt: Böckh in Schwabach, Clarus in Bamberg, Gambert in Regensburg, Beck in Nördlingen, Prinzing in Neustadt, Schnitzlein in Roth, Hagen in Windsheim, Göß in Beyersdorf — meist Dekane [2]. Auch an wirklich unwürdigen Gliedern fehlte es leider nicht. Sehr schlimme Dinge werden davon erzählt — von gänzlichem Mangel an Bildung mancher Geistlichen, von unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen, von anstößigem, unsittlichem Lebenswandel, von täglichem Wirthshaussitzen und häufigem Jagdvergnügen. Es kam wohl vor, daß Pfarrer mit ihren Bauern selbst am Sonntag Karten zu spielen pflegten; daß einige benachbarte Universitätsfreunde auch als Geistliche noch, wenn sie zusammenkamen, ihr wüstes Universitätsleben fortsetzten; daß die Gemeinden von sehr ärgerlichen Auftritten in Pfarrhäusern zu reden wußten, während sich die kirchlichen Aufsichts-Behörden nur äußerst schwer entschlossen, gegen solche Uebelstände einzuschreiten, häufig sie ganz übersahen oder gar die Uebelbeleumdeten auf bessere Pfarreien versetzten, um die Klagen der Gemeinden

---

[1] Fuchs Annalen 2. Folge, 3. Heft.

[2] Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß ich weit entfernt bin, diesen und andern Geistlichen, wenn sie anders nur würdige Männer waren, ihren Rationalismus persönlich zurechnen zu wollen; sie waren darin Kinder ihrer Zeit, in dem Element des Unglaubens aufgewachsen. Uebrigens beruhen diese Angaben auf den zuverlässigsten Nachrichten.

zu beseitigen. — Von der Mehrzahl läßt sich nichts weiter sagen, als daß sie eben der seichten Aufklärung und Oberflächlichkeit verfallen war. Wir bringen dafür folgende Belege bei. Schubert in seiner Selbstbiographie (II, 2. S. 55) sagt über diese Zustände: Gerade in unserer lutherischen Kirche schien der Vorrath lebendigen Wassers aus dem Worte Gottes so sehr ausgegangen und Alles so ganz dürr geworden zu sein, wie zu den Zeiten Ahabs in Israel. Es war eine Zeit der ärgsten Verödung der lutherischen Kanzeln und Schulen. K. Köllner in Unterfranken erzählt aus dem J. 1817, daß man viele Stunden weit gehen mußte, wenn man sich einmal an einer evangelischen Predigt erquicken wollte, und daß, als er im J. 1820 daselbst die Missionssache in Anregung bringen wollte, von allen Geistlichen, an die er sich wandte, ihm nur ein einziger Antwort gab. Als der Dekan Prinzing, selbst ein Rationalist, auf die Entfernung eines Pfarrers, weil derselbe am Adventfest über die Maulesel gepredigt und auch andere Unziemlichkeiten sich hatte zu Schulden kommen lassen, antrug, erhielt er von dem Kirchenrath Beyer den mündlichen Bescheid: Herr Dekan, wenn wir so verfahren wollten, wie Sie vorschlagen, so müßten wir die Hälfte aller Dekane für absetzungswerth erklären. Ja noch später trug es sich in Unterfranken auf einer Synode zu, daß, als ein jüngerer Geistlicher ein entschiedenes Zeugniß für Christum ablegte, die ganze Geistlichkeit sich offen wieder ihn erklärte, mit Ausnahme eines einzigen Greises, welcher Gott dankte, den alten Glauben in seinen alten Tagen wieder öffentlich bekennen zu hören. Wie viele solche Vorgänge ließen sich anführen!

Hören wir lieber noch ein gewichtiges Zeugniß allgemeiner Art, das Urtheil Niethammers in der Vorrede zu Bd. 2 der Weisheit M. Luthers aus dem J. 1816. Er bemerkt da zu der Stelle: „den Armen wird das Evangelium gepredigt, —" es scheint beinahe verlorene Kunst, von Religion schreiben und predigen, wie es jedermann gefällt. Luther, ein Meister in dieser Kunst, sagt von sich: „Wenn ich in meiner Pre-

digt sollte Philipp Melanchthon und andere Doctoren ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs einfältigste den Ungelehrten und es gefällt Allen." Unsere Lehrer der Religion in Wort und Schrift dagegen thun gerade das Gegentheil: sie sehen auf den vornehmen Stand der Gebildeten, deren religiöse Bedürfnisse von ganz anderer Art und weit höherer sein sollen als die des großen Haufens der Gemeinen. Aber eben deshalb schreiben und predigen sie auch, wie es niemand gefällt und machen in der That nichts gutes, sondern richten nur Schaden an. Das Volk mit seinen religiösen Bedürfnissen versäumen sie und die Vornehmen, nach deren Beifall sie trachten, mögen sie doch nicht befriedigen . . . Dahin ist es gekommen, daß man oft in unsern Gottesdiensten vergebens Christenthum sucht, daß man oft statt christlicher Predigt etwas wie Freimaurer-Reden hört, in denen nichts hervorsticht als das Bestreben, kein christliches Wort verlauten zu lassen. Und so sind mehr oder weniger nicht nur unsere Predigten, sondern auch unsere Gebete und Gesänge, zum Theil auch schon unsere Katechismen, die darin die Läuterung unserer Religionserkenntniß suchen, daß sie die eigentlich christlichen Lehren mehr und mehr entfernen. So wird nicht nur den Armen nicht, sondern auch das Evangelium wird gar nicht mehr gepredigt. Mag sich dann noch Jemand wundern, wenn nicht nur aus dem Kreise der sogenannten Gebildeten, sondern sogar aus den christlichen Gemeinden die Sprache des Christenthums und das Christenthum selbst mehr und mehr verschwindet?"

In Summa: Es war wirklich eine recht klägliche Zeit; der geistliche Stand war im Allgemeinen bis zum Jahre 1820 und drüber hinaus in einen tiefen geistlichen Schlaf versunken, das Wort Gottes theuer im Lande geworden, der Weinberg des Herrn sehr verödet. Uebrigens gab es auch damals eine Reihe von alten Pfarrern, die, noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet, eine mehr todte Orthodoxie bewahrten, die aber den Keim der Neubelebung in sich trug. Hieran werden wir später anzuknüpfen haben.

Zu diesem traurigen Zustand der Geistlichkeit kam nun noch die rationalistische Verderbung des Volksschulwesens und der Schullehrer durch Paulus und Stephani.

Paulus ward 1805 von Würzburg nach Bayreuth zur Oberleitung des Volksschulwesens in den fränkischen Fürstenthümern versetzt. So wenig diese Thätigkeit seiner Neigung zuzusagte, so griff er sie doch mit Energie an. Er ließ sichs vor Allem angelegen sein, neue Schulbücher zu schaffen, „durch welche die Resultate der neuern gelehrten Forschungen auch in das Volk hinübergeleitet werden sollten." Zu diesem Ende besorgte er im J. 1808 mit Professor Mannert eine erweiternde Ueberarbeitung des Seiler'schen allgemeinen Lesebuchs für den Bürger und Landmann. Es ist in dieser neuen Gestalt ein wahres Kaleidoskop von Allem Möglichen, es enthält nebst vielen nützlichen Sittenlehren und Klugheitsregeln das Nothwendigste von der Rechtslehre, von der Naturlehre, von der Sternkunde, von Geographie, von der Haus- und Landwirthschaft; Rathschläge und neue nützliche Erfindungen, sich und Andern aus der Noth zu helfen, Aufklärungen über die noch hie und da herrschenden Spuren des heidnischen Aberglaubens, das Wichtigste aus der Geschichte der Deutschen zur Weckung des patriotischen Sinns u. s. w.

In der Vorrede wendet sich der Verfasser an die Lehrer, und belehrt sie über die Weise, wie sie das Werk benützen sollen. Da stellt er in der That ganz gute Grundsätze auf: Wenig aber gut. Er haßt das Vielerlei, das man jetzt im Unterricht so sehr liebt. Man solle an den kurzen Sittensprüchen, die man mit den Kindern liest, nicht zu viel erläutern. Nichts tödte die sittliche Besserung so gewiß, als vieles Moralisiren, nichts den Verstand so sehr als das viele wortreiche Auslegen und allverständig machen wollen. Den höchsten Fleiß wende der Lehrer auf das moralische und religiöse Element im Volksunterricht. Dieses gelte ihm und den Schülern Alles. Da gilt es, mit religiösem Sinn auf das Gemüth der guten offenen Kinderseelen zu wir-

ken [1]. In welchem Sinne aber das Paulus meint, ersieht man besser aus dem von ihm selbst verfaßten Abschnitt „Selbstkenntnißlehre", den er als eine Art Popularphilosophie bezeichnet und für den besten Theil des Buchs erklärt. Da spricht sich sein pelagianischer Moralismus auf eine eben so pathetische als lächerliche Weise aus: Voran der Hauptgedanke, „daß einzig das lebhafte Wollen des Guten und Vollkommenen Anfang und Ende sein soll von allem Denken und Wissen, von allen geistigen und äußern Verbesserungen des menschlichen Lebens und Treibens". Sodann die Frage: „Wie aber machen wir uns dieses Wollen möglich? Ich antworte: Ihr Arme und Reiche, Nichts bedürfen wir dazu, als uns selbst. Es wird möglich und wirklich einzig durch das Wollen selbst. Sage einmal ein jeder zu sich selbst: Von nun an will ich alles, was ich zu thun habe, so gut wie möglich thun! Dies ist von nun an mein Wille, mein Vorsatz!... Es gibt allerdings auch manches Wollen des Guten aus böser Absicht — heißt es später — z. B.: ein Zurückgesetzter möchte wenigstens aus Eifersucht seine Fähigkeiten geltend machen u. dgl.; aber wird dieser Trieb eines bösen Willens die edle Kraft des guten Wollens ersetzen? Auf jeden Fall ist das versäumt, was durch frühere Anwendung des guten Willens in ihm hätte gebildet werden können. Was noch schlimmer ist, die Leidenschaft der Eifersucht wirkt nie, was das reine lautere Wollen des Guten wirken kann ꝛc. Doch genug von dem Seitenblick auf die, welche sich vom guten Wollen verirren. Selbst die Vergleichung mit ihnen stört nur die frohe milde Gleichmüthigkeit eines Herzens, das in sich den Willen des Guten erwachend fühlt. Kehrt lieber rein zurück zu dem Vorsatz, alles, was ihr thut, so gut wie möglich zu thun. Je mehr ihr diesen Satz, bloß wie er ist, erwäget, desto gewisser hat er für sich allein die Kraft, sich auch zum ernsten Vorsatz zu machen." . . . Auf die weitere Frage: Wie aber ent-

[1] S. Reichlin-Meldegg: Paulus und seine Zeit, Bd. I, S. 399 ff.

steht nun das allgemeine Gutwerden, das Wollen des Guten ohne Ausnahme? lautet die Antwort: „Merket auf! Der wahre Anfang der guten Entschlüsse muß gemacht werden in ruhigen Stunden des Nachdenkens, wo nicht schon ein gegenwärtiger Reiz zum Bösen uns aus dem Gleichgewichte zu reißen versucht. Wer könnte bei stiller redlicher Ueberzeugung nur einen Augenblick zweifeln, ob nicht jeder Mensch entschlossen sein sollte, in allem so gut wie möglich zu handeln. Denke nur, was gesagt ist: „Sobald du den Sinn verstehst, hast du auch die lebhafte Einsicht, daß dies so sein solle.“[1] . . . In dieser Weise geht die Rede noch lange fort, bis sie sich zu dem Unsinn erhebt: „Das Kind, welches jeden Buchstaben, jedes Rechenexempel so gut wie möglich zu machen sich bestrebt, wird mit jedem Tage mehr erstarken in der Gewohnheit, nach dem möglich Guten zu streben. Ist es erwachsen, so wird man von ihm wie von Joseph in Aegypten sagen: Alles was durch seine Hände gehet, geräth wohl. Gott ist mit ihm! Denn Gott, das Urbild des Vollkommenen, herrscht in seinem Willen über alle seine Kräfte . . . Man wird ihm, auch wenn es nur Knecht oder Magd wird, gern das wichtigste anvertrauen. Man weiß, daß geleitet und geübt durch diesen Willen, ein Mensch sich selbst zu übertreffen vermag... So ist Gottesfurcht, wie die Schrift sagt, wahrhaft nütze zu allen Dingen, sie ist die Ehrfurcht vor dem Willen des Ewigvollkommenen, welcher Streben nach Vollkommenheit zum Gesetz des Geistes macht, damit jeder wenigstens das möglich Vollkommene äußerlich bewirke“ *. Hiernach kann man schon errathen, wie die Lehre von Gott ausfallen wird. Ich setze jedoch die betreffende Stelle her: „Der Gottheit freilich macht uns andere (endliche) Geister die gute Gesinnung und das gute Wollen nur ähnlich. Denn was ist das Höchste, was wir zu ersinnen vermögen und was deswegen die Sprache Gottheit nennt?

---

[1] S. Freimunds kirchl.-politisches Wochenblatt, 1861, Nr. 9.

Das ewige Wollen des Guten in Allem, was möglich ist, vereint mit dem unfehlbaren Wissen des Guten! Jenes ewige Wollen des Guten kann und soll unser Ziel sein; aber im Wissen des Guten kann nie ein Geist unserer Art vollkommen oder unfehlbar werden. Ein solches Wollen und Wissen ist die Vollkommenheit in ewiger Wirklichkeit. Wäre diese einzig wahre Vollkommenheit nicht wirklich, so würde allein das Vollkommene nicht sein, während so vieles Unvollkommene da ist. Dieß ist der höchste Grund der Ueberzeugung, daß Gott oder das wahrhaft Vollkommene sei.“ Man vergesse nicht, daß es ein Volksschulbuch ist, in dem diese Diatribe des „denkgläubigen“ Theologen steht. Daß es vom Christenthum nichts enthält, braucht kaum erst gesagt zu werden, und eben so wenig wird jemand bezweifeln, was der Verfasser selbst sagt: daß weder Katholiken noch Protestanten auch nur ein Wort darin finden werden, das mit den kirchlichen Bekenntnissen des einen oder andern Theils nicht zusammenstimmte —, denn es schweigt eben davon [1].

Mit solcher Speise, setzt Freimund hinzu, wurde die Jugend unseres Landes in Dorf und Stadt genährt, wobei nur das beste war, daß die Meisten das gespreizte breite Gewäsche nicht zu verstehen vermochten, was aber freilich nicht hinderte, daß in den Herzen der Fähigeren ein böser Same und Sauerteig der Eigenweisheit, Eigengerechtigkeit und Gottentfremdung zurückblieb und mit den Jahren seine argen Früchte trieb.

Es war daher ein Glück für unser Land, daß dieser Mann nach kaum zweijährigem Aufenthalt in Bamberg und einem eben so kurzen in Nürnberg und Ansbach einem Ruf an die Universität Heidelberg folgte; unmuthig ging er im J. 1811 hinweg.

Aber freilich stand ihm bereits der schon genannte Heinrich Stephani zur Seite, der noch weit verderblicher auf das ganze Schulwesen und besonders auf den Lehrerstand eingewirkt hat.

---

[1] Reichlin-Meldegg a. a. O. 398 und Freimund Nr. 9.

Läßt sich bei Paulus ein sittlicher Ernst nicht verkennen, so war dagegen dieser Stephani eine von Haus aus begabte, aber ordinäre, gemeine Natur — ein widerwärtiger, selbstgefälliger, aufgeblasener Mensch, der Erfinder der sogenannten Lautirmethode. In ihm wird der Rationalismus bösartig. Früher Consistorialrath und Hofprediger in Castell, hatte er neben mehreren pädagogischen Schriften einen Leitfaden zum Religionsunterricht der Konfirmanden 1805 verfaßt, — das Oberflächlichste, was sich überhaupt denken läßt: „ein kurzer Abriß dessen, was ein Mensch wissen muß, um tugendhaft zu werden." Eben darin geht ihm auch die Lehre Jesu auf. „Die jüdische Theologie aber, besonders wie sie der Apostel Paulus aufs Christenthum anwendet, bleibt natürlich aus einem Lehrbuche hinweg, das nicht für Judenchristen, sondern für Christen in unsern Tagen geschrieben ist; eben so auch alle unnütze Scholastik aus den verflossenen Jahrhunderten" d. h. jedes christliche Dogma, denn das Christenthum ist für Stephani nichts andres, als die moralische Vernunftreligion „reiner Vernunftglaube." Eine andere Offenbarung, als die durch die menschliche Vernunft gibt es nicht. Nach diesen Grundsätzen ließ er 1810 einen Commentar zu diesem Leitfaden unter dem Titel „Winke zur Vervollkommung des Konfirmanden-Unterrichts" folgen, und stellt da, nach einer langen pathetischen Einleitung, folgende Grundsätze auf: 1) Gelehrt muß werden nicht was Jesus und seine Apostel vor 1800 Jahren gelehrt haben, sondern was sie auch jetzt nach 1800 Jahren lehren würden. 2) Die jüdische Theologie (die biblische Opfer- und Versöhnungslehre) muß aus jedem Handbuch der Religion, das für Christen unserer Tage geschrieben wird, wegbleiben. 3) Der gemeine Religionsunterricht muß nur das enthalten, was jeder Mensch wissen muß, um tugendhaft werden zu können. 4) Der vernünftige Glaube bedarf weder einer historischen noch einer abergläubischen Stütze mehr. 5) Den Sprüchen der h. Schrift darf keine beweisende Kraft zugeschrieben werden . . . Die Tendenz des Konfirmandenunterrichts ist Erleuchtung des Verstandes, Veredlung des

Herzens und Willens . . . . Hinsichtlich der Methode heißt es wörtlich: „Zu allererst ist bei den Konfirmanden das Bewußtsein zu wecken, daß sie Wesen sind, die nach Vorstellungen handeln. Um sie ohne große Umschweife zu dieser Erkenntniß zu führen, darf man sie nur daran erinnern: ob sie wohl schon darauf Acht gegeben hätten, daß sie immer vorher an dasjenige denken mußten, was sie hernach wirklich thäten? Ob sie nicht diesen Morgen, ehe sie ihr Bett verließen, bei sich gedacht hätten, ich will aufstehen? Ob sie nicht, als sie ihre Schulbücher unter den Arm nahmen und zur Thür ihres älterlichen Hauses hinausgiengen, den Gedanken gehabt hätten, ich will jetzt in die Schule gehen? Um Euch mit dieser besondern Handlungsweise unseres Wesens noch bekannter zu machen, so denkt, lieben Kinder, an irgend etwas, was ihr jetzt thun wollt, und thut es dann wirklich. Z. B. steht auf, setzt euch nieder, hebt die rechte, die linke Hand auf, macht den Leitfaden auf, macht ihn wieder zu. Was hat euere Seele gedacht, ehe ihr das erste, zweite ꝛc. thatet? Jetzt versucht auch ein Mal etwas zu thun, ohne vorher zu denken! Ihr könnet nicht! Es ist also jetzt durch euer Nachdenken über Euch selbst klar geworden — was? der Mensch handelt immer nach Vorstellungen." — Der Leser verzeihe dieses wörtliche Citat. Es braucht hiernach kaum mehr gesagt zu werden, daß Stephani alles was Schrift- und Kirchenlehre heißt, als Mysticismus verdächtigte. Er that dieß noch mehr in seinen spätern Schriften z. B. „Offenbarung Gottes durch die Vernunft" 1837 [1],

---

[1] Die Buchhandlung empfiehlt sie, mit der, ohne Zweifel vom Verf. selbst herrührenden, Anzeige: Zur Empfehlung dieser Schrift darf nur gesagt werden, daß sie die beiden bis jetzt ungelösten Fragen: was ist Wahrheit? und wie offenbart sich Gott durch die Vernunft eigentlich? — so deutlich beantwortet, um nunmehr hoffen zu können, daß die beiden Uebel der Menschheit, der von der Philosophie erzeugte Unglaube und der von der Theologie genährte Aberglaube bald aus unserer Welt verschwinden werden.

„Hauptlehren des Rationalismus und Mysticismus oder der Denk- und Blindgläubige"; aber er thut es mit einer so häßlichen Mischung von Rohheit, Bornirtheit und Pfiffigkeit, die ihres Gleichen sucht. Heißt es doch da u. A. wörtlich: „Wie gotteslästerlich erscheint der Glaube der Mystiker oder Unvernunftchristen, daß Gott alle andern Geschöpfe gut, nur allein die Menschen schlecht, zu allem Guten untüchtig und nur zum Bösen geneigt geschaffen habe, dabei des unendlich größern Theils derselben sich nicht erbarmt, sondern sie in ihrem Elende ewig umkommen läßt, und aus dem kleinsten Theile derselben keine heiligen (das Gute liebende und das Böse hassende) sondern nur gläubige Wesen zu erziehen weiß." Der Kirchenglaube, führt er anderwärts aus, ist ein Zwangsglaube, der auch nur durch äußern Zwang erhalten werden kann: „Er ist aber nur möglich, wenn die Kirchenbürger insgesammt auf den eigenen Gebrauch des uns von Gott verliehenen Organs zur Erkenntniß des Göttlichen, auf den Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht leisten . . . Der Kirchenglaube muß seiner Natur und Bestimmung gemäß von Seiten der Gläubigen nothwendig blind, d. h. ohne Beiwirkung der Vernunft sein." Dagegen sei es Prinzip und Aufgabe der protestantischen Kirche, diesen Zwang zu beseitigen: „sie überläßt es jedem, als Glaubenslehren anzunehmen, was seiner eigenen Vernunft als wahr erscheint. Und in diesem freien Streben Aller nach einer helleren Erkenntniß der Wahrheit liegt das Prinzip der höchsten Einigkeit" [1]. — Eine Probe, bis wohin ihn dieses Streben geführt hat, gibt seine berüchtigte Schrift „das heilige Abendmahl" vom Jahr 1811 mit dem blasphemischen Titelkupfer nach der Erzählung Sallusts (Catil. 22), wonach Catilina seinen Genossen Menschenblut unter Wein gemischt zur Besieglung ihres Schwurs in Schalen herumgereicht haben soll, sammt der Unterschrift: Sicut in sollemnibus sacris fieri

---

[1] Von der Glaubenseinigkeit der protest. Kirche, 1819.

solet [1]. Es soll den Beweis unterstützen, daß Bundesmale mit Opfern in der alten Zeit sehr gewöhnlich waren; denn ein „Bundeserinnerungsmahl“ sei auch das Mahl des Herrn. So habe es dieser Göttliche, heißt es in heuchlerischer Weise — denn Stephani hält Christum für einen puren Menschen — bestimmt: „Brod, die allgemeinste Gabe, womit der Himmelsvater seine Kinder nährt, sollte seine heilige Bundesspeise sein, sollte an die Stelle des gebratenen Paschakörpers bei den Seinigen treten. Nicht Blut, auch nicht das eines Opferlammes sollte seinen Bund erneuern, sondern der vor ihm stehende rothe Wein wurde zu dieser Bestimmung auserwählt; diese einfache Naturgabe, womit Gott das Menschenherz erfreuen wollte, sollte sein Bundes-Blut sein. Der Kelch, der damit angefüllt wurde, erhielt daher von ihm den Namen Bundeskelch. So einfach sollte das Gedächtnißmahl seines unter den Menschen gestifteten Bundes sein, damit das Hohe und Göttliche, was in dem Geiste desselben lag, um so klarer von jedem kindlich frommen Gemüthe aufgefaßt würde“ S. 44 [2]. Dieß die Summa einer Schrift, welche ihr Verfasser mit einem Brecheisen vergleicht, das die tausendjährige Felsmasse althergebrachter Irrthümer mit Einem Ruck zusammenstürze, und welche er der katholischen Geistlichkeit des (ehemaligen) Lechkreises gewidmet hat mit der Vorerinnerung: „daß sie einen Versuch enthalte, der Christenheit über die ehrwürdigste kirchliche Angelegenheit die Augen zu öffnen, und sie eben dadurch bereitwilliger dahin zu stimmen, das Urchristenthum wieder zu dem bei uns Geltenden zu erheben, vor dem wir uns alle, Katholiken sowohl als Protestanten, ungeziemender Weise entfernt haben und zu dem wir beiderseits nur zurückkehren dürfen, um ohne Uebertritt, wie Einer unter Ihnen einst so treffend bemerkte, uns bald wieder völlig vereinigt zu sehen.“ Er durfte es wagen,

[1] Ich besitze selbst ein Exemplar mit diesem Bilde, welches alsbald, um des Blasphemischen willen, das darin liegt, verboten wurde.

[2] Ammon (krit. Journal I) ist geneigt, die Schrift für einen Scherz, den sich der Verf. erlaubt habe, zu erklären.

ohne erheblichen Widerspruch zu fürchten, denn die katholische Geistlichkeit war zum großen Theil von demselben Geiste des Rationalismus angesteckt [1].

Und dieser Mann [2] bekam die Leitung des protestantischen Volksschulwesens zunächst im damaligen Rezatkreise und damit überhaupt des Landes in seine Hand! Aus dem „Bayerischen Schulfreund", den er seit dem J. 1811 herausgab, ersieht man seine Ansichten über die Aufgabe der Schule und der Schullehrer; „Volksverädler" pflegte er sie zu nennen. Ihre Aus- und Fortbildung lag ihm vor Allem am Herzen. „Schullehrer! so redet er sie an, jetzt beginnt die Zeit, wo ihr als diejenigen in Anspruch genommen werdet, durch welche ein vollkommener Grund zur Nationalbildung gelegt werden soll. Eilt zu ergänzen, was euch zu diesem hohen Berufe bis jetzt noch fehlt: Die öffentliche Fortbildungsanstalt für Schullehrer (die damals beabsichtigt ward) wird euch hiezu die zweckmäßigsten Mittel anbieten. Ihr habt ein Recht, ihre alsbaldige Einrichtung da, wo sie noch zur Zeit fehlt, von euern Vorgesetzten zu verlangen. Der Wille unsers besten Monarchen hat sie diesen ausdrücklich zur Pflicht gemacht und es wird in keinem Distrikt an jüngeren Geistlichen fehlen, welche die zur Direktion einer solchen Anstalt nöthigen Talente haben und mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen werden, durch welche sie sich der Regierung auf die allerverdienstlichste Weise empfehlen können". Und was sollten diese sogenannten Fortbildungsanstalten nicht Alles leisten! „Unsere Schullehrer sollen die Grundbildner der Menschheit sein. Die Elemente dessen, was jedem Menschen zu wissen, zu fühlen, zu wollen noth thut,

---

[1] Doch erschien eine beißende Gegenschrift: „Stephanus und Paulus" von einem Katholiken J. Ch. B. 1812, mit einer Vignette, die den Riesen Goliath vorstellt und der Unterschrift: Trau nicht auf deinen Mode-Hut und auf den Klunker dran, ein großes Maul es auch nicht thut, das lern von Ch. Biedermann.

[2] Der gute Schubert nennt ihn den Mann mit der unheimlich umwölkten Stirne und dem eben so unheimlichen Lächeln des Mundes.

wenn er seine hohe Bestimmung auf Erden erreichen will, soll er in den Elementarschulen empfangen. Noch sind unsere Schullehrer nicht in dieser höhern Bildungslehre der Weisheit eingeweiht. Was sie und der größere Theil der Menschen davon wissen, ist nur kaum das ABC derselben zu nennen. Wie? wenn uns durch diese Fortbildungsanstalt der Weg gebahnt würde, unsere Jugendlehrer mit jener ewigen Weisheit vertraut zu machen, die noch immer nicht vor der Afterphilosophie auf unsern gelehrten Schulen sich in der Welt geltend machen kann, und die gleichwohl einst noch das Antheil des ganzen Menschengeschlechts werden und ihm das goldne Zeitalter der Unschuld zurückbringen soll und muß? Wie? wenn es möglich wäre, auf diese Weise nicht bloß technisch geschickte Schullehrer, sondern auch weise Männer zu bilden, die mit an der Rettung der Menschheit arbeiten könnten, damit diese im Eigendünkel ihrer sinnlichen Thorheit nicht ganz verloren gehe? — Scheltet diese Ansicht keinen Traum. O, der Mensch vermag mit der Allmacht eines Gottes zu wirken, wenn er sich zu göttlichen Ideen erhebt!" — Das große Mittel aber, womit diese Höhe erreicht werden sollte, war im Grunde nichts Anderes, als die Summa gemeinnütziger Kenntnisse in dem bereits besprochenen Lesebuch, vornehmlich aber Stephani's eigene Lese-, Schreib- und Rechenmethode, — welcher gegenüber „die sämmtlichen früheren Methoden den Charakter der Gemeinheit an sich tragen" [1]. — Von der Religion gehört in den Schulunterricht nichts als die allgemeine Vernunft- und Moralreligion, während die christliche lediglich den Priestern jeder Confession zu überlassen ist. „An Schullehrer ist nur allgemein die Forderung zu machen, daß sie die allgemeine oder natürliche Religion als nöthige Grundlage und Vorbereitung zum kirchlichen Religionsunterrichte faßlich und gründlich vorzutragen verstehen. Unter dieser allgemeinen Religion versteht man diejenigen Lehren, zu welchen sich alle guten und vernünftigen Men-

[1] Bei Freimund Nr. 9.

schen übereinstimmend bekennen, weil sie sich der Vernunft eines jeden als natürliche Offenbarung aufdringen — die Lehren von Gottes Wesen und Eigenschaften, von der Bestimmung und den Pflichten des Menschen u. s. w." [1].

Man muß einzelne Lehrer aus dieser Schule in ihrer Gespreiztheit und Dünkelhaftigkeit, in ihrer Vielwisserei und in dem Mangel alles gründlichen Wissens und Könnens selbst gekannt haben, um sich eine Vorstellung von dem schädlichen Einfluß zu machen, den dieser Stephani ausgeübt hat. Es hat lange Zeit bedurft, bis es nach dieser Seite hin nur etwas besser wurde.

Noch beklagenswerther, weil noch tiefer in das Volksleben eingreifend, war ein anderes Ereigniß, das fast in dieselbe Zeit fällt: die Einführung eines neuen Gesangbuchs. Ein neues gemeinsames Gesangbuch für die „protestantische Gesammtgemeinde des Königreichs Bayern" war allerdings unabweisbares Bedürfniß geworden, weil fast jedes kleine Gebiet sein eigenes, zum Theil schon modernisirtes Gesangbuch (worunter jedoch manche gute) besaß, z. B. Bayreuth ein Gesangbuch v. J. 1779, Ansbach v. J. 1781, Nürnberg v. J. 1790, Rothenburg, Oettingen, Nördlingen, Augsburg u. A. Der neue Entwurf v. J. 1810, der aber erst im J. 1818 zur Einführung kam, gehörte nun zwar nicht zu den allerschlechtesten, aber er hat doch die alten Kernlieder so gründlich entstellt und eine solche Menge kraft- und saftloser moderner aufgenommen, daß er nur als eine höchst bedauerliche Depravation bezeichnet werden kann. Vom poetischen Gesichtspunkt aus angesehen, ist er unter aller Kritik. Nur die Lieder Luthers sind (durch Niethammers Bemühung) unverändert aufgenommen und bilden so einen um so stärkeren Contrast gegen die Farblosigkeit des Ganzen. Die Einführung dieses Gesangbuchs wurde von den rationalistischen Geistlichen mit großem

[1] Näheres in folgenden Schriften: System der öffentl. Erziehung 1797, 2. Aufl. 1813; Handbuch der Unterrichtskunst 1835; Handbuch der Erziehungskunst, 1836.

Eifer betrieben und gelang auch, ohngeachtet des beharrlichen Widerstandes einzelner Gemeinden, in kurzer Zeit [1]. Denn, wie Wucherer sehr richtig bemerkt, der Rationalismus hatte es allenthalben darauf angelegt, dem armen Volke unter dem Klang christlicher Worte und unter dem Heuchelschein geschraubter, frommklingender Redensarten die christlichen Wahrheiten und Begriffe zu entziehen und dafür sogenannte Vernunftwahrheiten unterzuschieben. Kaum daß man die Verfälschung gewahrte [2].

Verhältnißmäßig besser stand es mit dem Katechismus. Wie ihre eigenen Gesangbücher, so haben die einzelnen Gebiete, welche hernach die protestantische Landeskirche bildeten, auch ihre eigenen, großentheils vortrefflichen Katechismen gehabt: Nürnberg das sog. Kinderlehrbüchlein v. J. 1628, Ansbach den Kargischen Katechismus v. J. 1564. 1692; Bayreuth einen Katech. v. J. 1735, auch Oettingen und Rothenburg besaßen dergleichen [3]. Mit Ausnahme Nürnbergs, wo der seuchte Junker'sche Katech. (1798) an die Stelle des trefflichen Kinderlehrbüchleins getreten (1821) und Würzburgs, wo der Herder'sche im J. 1809 zur Einführung gelangt war — wurden jedoch alle jene Katechismen allmählig durch den Seiler'schen verdrängt, der im Bayreuthischen schon 1777, im Ansbachischen nach einigem Widerstande im J. 1802 in allgemeinen Gebrauch kam [4]. Dieser Seiler'sche Katechismus gehört jedoch immer noch zu den besseren. Er ist dem Inhalte nach rechtgläubig, in den beiden ersten Abschnitten, der Heilsordnung und dem kleinen Katechismus Lutheri, recht geschickt und praktisch organisirt, „ein sehr deutliches und brauchbares Büchlein", wogegen freilich der dritte Abschnitt, das sogenannte kleine Lehrgebäude, ziemlich steif und pedantisch ge-

---

[1] Näheres bei Medicus a. a. O. 505.

[2] Es währte über dreißig Jahre, bis das gegenwärtige treffliche an seine Stelle trat.

[3] Medicus a. a. O. 278 ff.

[4] S. F. Annalen der p. K. neue Folge I, 127, den lehrreichen Aufsatz von Ober-Consist.-Rath Faber.

rathen ist. Daneben wurden privatim noch eine ganze Reihe anderer theils ganz rationalistischer Lehrbücher, wohl 30—40 an der Zahl, gebraucht, — ein Uebelstand, der bereits die erste Generalsynode (1832) bewog, auf die Einführung eines gemeinsamen katechetischen Lehrbuchs zu denken [1]. Daß im Gottesdienst die älteren Agenden von der Seiler'schen verdrängt worden waren, haben wir bereits bemerkt.

Ziehen wir nun aus all' dem bisherigen einen Schluß auf den Stand der Gemeinden, so werden wir diesen nur als einen traurigen denken dürfen. Der Einfluß der Geistlichkeit und der Schule wird sie dem Rationalismus überantwortet haben; und diese Rationalisirung wird hier um so zerrüttender und um so entsittlichender gewirkt haben, als schon mit dem Jahre 1806 die französische Invasion begann und die okkupirten Lande mit dem Gift der Frivolität und Sittenlosigkeit inficirte. Dieser Schluß liegt nahe und wird auch durch öffentliche Zeugnisse bestätigt. Man vernehme die Klagen Schöner's in seiner Reformations-Predigt vom J. 1817. Er schildert da die Gegenwart als eine Zeit großen Verfalls: Mißbrauch der evangelischen Freiheit zur Lossagung von der Autorität der Bibel, zum Theil von aller Religion. Statt der vollen Kirchen sieht man jetzt leere Kirchen, statt des stillen Sabbaths hält man üppige Sabbathtage, statt der Hausgottesdienste findet man überall verwahrloste Familien, statt des einfachen Lebens Uebermuth und Luxus, statt des frommen Wandels erlaubt man sich alle Laster. Glauben an Christum, Verehrung, Furcht Gottes, Uebung des Gebetes, Nächstenliebe mit ihren Früchten werden unter den evangelischen Christen immer seltner; Unglauben hingegen, Verachtung der Wahrheit, Spott wider Christenthum immer allgemeiner . . Solche Dornen und Disteln trägt nunmehr das Acker-Feld — Doch folgt bald darauf die Einschränkung: dennoch halten gewiß noch gar manche unter Euch an dem Bekenntniß des Gekreuzigten fest; dennoch

[1] Fuchs, Annalen a. a. O. 141.

gibt es noch Christen unter Euch, welche die Folgen des Abfalls von Christo (die Gerichte Gottes) nicht nur beurtheilen können, sondern auch davor erschrecken und sich davor verwahren. — Daß es dergleichen Christen auch noch unter uns gibt, ist ein übergebliebener Segen von dem ehemaligen, blühenden Zustand unter unsern evangelischen Vorfahren.“ Ohngeachtet solcher Zeugnisse, wie sie sich zuletzt in ähnlicher Weise aus jeder Zeit finden lassen — ist es indessen überaus schwer, sich ein richtiges Bild von dem durchschnittlichen Zustand der protestantischen Gemeinden jener Zeit auch nach der religiösen Seite hin, zu machen. Denn einerseits muß da unterschieden werden zwischen Stadt- und Landgemeinden; erstere erlagen selbstverständlich den Einflüssen der Aufklärung weit schneller als das Landvolk, dessen Art es ist, zäher am Alten zu halten, und welches sich damals noch wenig mit Zeitungslektüre befaßte; anderseits zwischen den einzelnen Landestheilen, je nach der größeren Nähe oder Ferne, in der sie zu den Weltbegebenheiten standen. Von lebendigem Christenthum, von geistlichem Leben findet man allerdings sowohl dort als hier nur vereinzelte Spuren, aber es liegt mir eine Reihe von competenten Stimmen über die drei Franken vor, aus denen hervorgeht, daß in den Landgemeinden kirchlicher Sinn und kirchliche Sitte doch noch weit verbreiteter waren, als man hätte erwarten sollen. Der Kirchenbesuch war an vielen Orten noch Regel; die alten Erbauungsbücher bestanden häufig noch im gewohnheitsmäßigen Gebrauch; das Volk setzte im Allgemeinen voraus, „daß der Pfarrer Gottes Wort predige,“ man wußte und wollte es nicht anders; man war gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch: aber es fehlte der geistliche Sinn für die Unterscheidung des rationalistischen Gifts von gesunder Speise — um so mehr, als die Aufklärung auf den Kanzeln doch vorsichtig zu Werke ging, und sich den Voraussetzungen der Gemeinden anbequemte. Die schalen Tugendpredigten faßten die Gewissen so wenig an, daß sie nur dazu dienten, sie einzuschläfern und jenen Unterschied allmählig ganz zu verwischen. Weniger schlimm war die Wirkung da, wo der

Unglaube unverhüllt auftrat. Ist es doch eine vielfach bestätigte Erfahrung, daß gerade solche Gemeinden, welche entweder mit entschieden rationalistischen oder mit unwürdigen Geistlichen gestraft waren, hernach, als die lautere Predigt des Evangeliums an sie herantrat, demselben am bereitwilligsten zufielen . . Auch hat das bayerische Gesangbuch in den protestantischen Bevölkerungen nie Wurzel geschlagen; ein Gefühl des Unbehagens stand ihm lange Zeit entgegen, — nur daß freilich wenige zu sagen vermochten, wo es eigentlich fehle.

Am zutreffendsten ist wohl nachfolgende aus eigenster Erfahrung heraus geschriebene Schilderung eines praktischen Geistlichen, die mir soeben noch zugeht: „Der Zustand unserer Gemeinden war bis in die zwanziger Jahre herein gewiß ein sehr beklagenswerther. In den Städten, in den mittleren und kleineren wohl noch mehr als in den größten, lag das christliche Leben bedeutend und das häuslich religiöse fast ganz darnieder. Der Rationalismus hatte die Masse des Volks durchdrungen. Auf dem Lande fand bewußter Unglaube noch weniger statt. Es gab hier immer Totalungläubige, welche auch das Dasein Gottes und die zukünftige Welt läugneten; die Mehresten jedoch ließen noch das ganze Christenthum nach ihrem lutherischen Katechismus gelten, führten auch noch den von den Vätern überkommenen öffentlichen und häuslichen Gottesdienst regelmäßig fort. Wenn es also aber auch auf dem Lande noch besser aussah, so wurde doch auch hier bei mangelnder christlicher Einwirkung der Kirche die Uebung der Frömmigkeit allmählig lauer und bei sehr Vielen mehr und mehr eine todte Form. Und der noch bewahrte evangelische Glaube blieb sehr objectiv ohne Anwendung und Zueignung. Da die Geistlichen, wenn sie auch die Erlösung durch Christum nicht geradezu bestritten, doch immer an ihr vorübergingen, und immer nur ihre „gesunde Moral" predigten und zwar eine Tugend, die der Mensch aus eigener Kraft zum Erwerb der Seligkeit ausreichend leisten könne: so verfiel das Volk auch auf dem Lande einem jämmerlichen Pelagianismus, gegen den wir noch heute hart

zu kämpfen haben. Die Leute kamen mit ihrem Herzen von Christo weg, wenn ihn auch ihr Mund noch Erlöser nannte; es fehlte ihnen darum auch die Widerstandskraft gegen die Sünde, und die Lüderlichkeit der Städte verpflanzte sich reichlich auch auf die Landgemeinden. — Vor andern Gegenden zeichnete sich noch immer die der Altmühl aus; obwohl sie, mit einer einzigen Ausnahme, lauter Rationalisten zu Pfarrern hatte, behielten die Gemeinden doch Achtung vor dem geistlichen Amte, blieben dem Gotteshause treu, schmälzten sich die gehörten Predigten mit ihrem Arndt, Braftberger u. s. w. und bewahrten auch noch mehr Zucht als anderswo. Doch herabgekommen waren auch sie sehr, was bei der Beschaffenheit ihrer geistlichen Pfleger nicht anders sein konnte."

So werden wir denn unser Urtheil dahin beschränken müssen: Sittlicher Verfall, religiöse Indifferenz und urtheilslose Gleichgiltigkeit, neben denen sich in weiten Kreisen noch immer eine gewisse äußere Kirchlichkeit erhielt, charakterisiren den allgemeinen Zustand der Gemeinden. Der Rationalismus hatte sie, ohne daß sie selbst recht wußten wie, um die besten kirchlichen Güter betrogen.

Seine Herrschaft erreichte zu Anfang der zwanziger Jahre ihren Höhepunkt und währte in den oberen Kreisen noch lange darüber hinaus; die Generalsynode von 1827 bezeichnet den Anfang ihres Endes. —

Viertes Kapitel.

Die ersten vorbereitenden Regungen.

Zur selbigen Zeit, als der Rationalismus zu allgemeiner und unbestrittener Herrschaft in unserer Kirche gelangt zu sein schien, hatte sich bereits eine mächtige, evangelische Reaction in der Stille angebahnt, ja sie war schon eine Macht geworden. Ihre Anfänge reichen bis in die Jahre 1814—18 zurück. Wo liegen ihre Wurzeln, ihre Quellen, ihre Ausgangspunkte?

Es lassen sich dafür zwar mannigfaltige Einflüsse von Außen her aufzeigen; allein diese schlossen sich doch fast durchgängig an schon Vorhandenes an. Das Feuer selbst haben sie nicht entzündet. Die allerersten Impulse gingen von Innen aus.

Als das nächste, erfolgreiche Ereigniß sind die Freiheitskriege und das dreihundertjährige Reformationsjubiläum im J. 1817 zu nennen. Allerdings war die Wirkung jener großen Ehrentage unsers deutschen Volks auf die religiöse Stimmung im Süden eine schwächere, als im Norden; aber tief bewegt und zum freudigen Dank gegen den Gott der Heerschaaren erhoben hat doch auch hier der Sturz der Napoleonischen Gewaltherrschaft viele Gemüther, wie Schreiber dieses aus den Erinnerungen seiner Jugend und aus zahlreichen Zeugnissen weiß. So spurlos, wie Freimund a. a. O. Nr. 20 meint, sind diese ewig denkwürdigen Tage der Weltgeschichte doch nicht an Bayern vorübergegangen; nur freilich geweckt haben sie da ein

neues christliches Glaubensleben nicht — aber wohl auch im Norden nicht, sondern nur den Naturboden dafür zubereiten helfen. Die Anregung war eine allgemein religiöse, keine specifisch christliche. Vorbereitend, viele Herzen erweichend, hat auch die schwere Heimsuchung der Hungersnoth im folgenden Jahre gewirkt. In noch höherem Maaße die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation. Sie wurde mit großer Begeisterung, — nicht ohne gemachtes Echauffement — begangen. Eine kirchliche Verordnung hatte eine dreitägige Feier angeordnet, den zweiten Tag als Schulfest. In der Chronik des Festes [1] heißt es: „Mit dankbarer Freude wurde diese königliche Verordnung in allen protestantischen Theilen des Königreichs empfangen, vorbereitende Anstalten wurden mit freudigem Eifer getroffen. Die Geistlichen begannen sie damit, in den Schulen gründlichen Unterricht über das große Werk der Reformation zu ertheilen und der Jugend die hohe Bedeutung des Festes zu lehren. Viele Gemeinden veranstalteten Sammlungen, die Kosten zur Verherrlichung des Festes zu bestreiten; Luthers Bildniß wurde vielfach gemalt, um die Kirchen damit zu schmücken. Je näher diese festlichen Tage kamen, desto lauter sprach sich die religiöse Feier aus. Man pries sich glücklich, zur Zeit derselben zu leben, man bot zu allen Veranstaltungen freudigen Beistand dar, man kleidete die Schuljugend, schmückte die Kirchen, und wer Hand anlegen durfte, erkannte es für eine Ehre. Am Vorabend des Festes verkündete das Geläute aller Glocken in Städten und Dörfern den ersehnten Tag. Noch ehe sein Morgen dämmerte, ertönte Glockengeläute und Danklieder von den Thürmen. Der Gottesdienst begann; hier setzten sich feierliche Processionen in Bewegung, dort wallten die Einzelnen in Schaaren zum Hause des Herrn. An den meisten Orten faßten die Kirchen die Herbeigeeilten nicht, denn Viele, die Jahrelang nicht erschienen waren, fanden sich heute mit Rührung ein. Hunderttausende feierten an diesen Festtagen das heilige Mahl des Herrn; die meisten Pre-

[1] Herausgegeben von Schreiber, Veillodter und Hennings.

diger genossen es mit ihren Gemeinden; die vornehmsten Behörden nahmen Theil." Bibelvertheilung, Armenspeisungen, Festessen fanden fast allerwärts statt. In welchem Geiste das Fest begangen wurde, bezeugen zahlreiche, veröffentlichte Predigten. Es ist im Allgemeinen noch der Geist des Rationalismus, der in ihnen weht. Der Sieg der Freiheit und Wahrheit über Geistesknechtschaft und Irrthum, Freude über die Befreiung der Gewissen und der Vernunft von allem menschlichen Ansehn in Glaubenssachen, Empfehlung der Toleranz gegen Glieder anderer Kirchen in brüderlicher Liebe, freudige Begrüßung einer in Aussicht stehenden Union zwischen Lutheranern und Reformirten — das bildet den Grundton. Das lautere volle Evangelium kommt noch selten zum Ausdruck; aber es geht doch ein warmer religiöser Hauch hindurch, der gegen die Kühle des Rationalismus wohlthätig absticht. Es wurde der Werth der großen Güter, die wir der Reformation verdanken, dem Bewußtsein der Gemeinden wieder nahe gebracht, insonderheit die Erhabenheit des Wortes Gottes über alles Menschenwort, das Recht und die Pflicht des Protestanten, seinen Glauben darauf allein zu gründen, mit Nachdruck hervorgehoben. Und das war schon ein bedeutender Gewinn: die allgemeine Stimmung erhob sich über das Niveau des alten Rationalismus. Dazu kommt die erneuerte Bekanntschaft des Volkes mit der Geschichte der Reformation. Ein wohlgelungener Auszug aus Luthers Leben von Matthesius wurde in sechzigtausend Exemplaren, zum Theil unentgeldlich, verbreitet, mehrere gute Katechisationen über die Reformationsgeschichte erschienen, ja in einzelnen Gemeinden zeigten sich tiefere Wirkungen — Abstellung sittlicher Uebelstände, wovon Freimund (Nr. 24) einige schöne Beispiele anführt. Eben dieß — ein anhebender Zug zum Bessern, wird man als die Frucht dieser Festfeier bezeichnen dürfen, während Harm's gewaltige

[1] Ein vollständiges Verzeichniß in Ammon's Magazin für ev. Prediger. 1817. 1818. Auszüge bei Freimund Nr. 21. 22.

Thesen, so viel ich erkunden kann, meist nur Widerspruch fanden. Sie waren der Zeit noch zu schwer zu tragen.

Dagegen war bereits im Jahre 1815 ein Ereigniß eingetreten, welches, obwohl noch keineswegs aus der vollen Tiefe evangelischen Glaubens, aber aus tiefem sittlichen Ernst hervorgegangen, den ersten Anstoß zu einer allgemeinen Bewegung gab: der Aufruf des Pfarrers Pflaum an die protestantische Kirche. Ludwig Pflaum war in Walsdorf 1774 geboren, hatte seine erste Jugendbildung in Weißenburg am Sand erhalten, wohin sein Vater als Stadtpfarrer befördert worden war, und nachdem er das Gymnasium zu Ansbach und die Universität Erlangen als fleißiger Student absolvirt hatte, war er zuerst Vikar und Hofmeister in Heidenheim (am Hahnenkamm), dann Mittags- und Garnisonprediger in Ansbach geworden. Als solcher gründete und leitete er ein Institut zur Ausbildung von Söhnen aus gebildeten Ständen und machte seine ersten schriftstellerischen Versuche (ein Leben Friedrich und Peter des Großen.) Als das Regiment Tauenzien, bei dem er als Regimentsprediger stund, gegen die Franzosen marschiren mußte, begleitete er dasselbe mit Weib und Kind und machte in Magdeburg alle Schrecken einer Belagerung und Uebergabe mit durch. In Folge der weitern politischen Verhältnisse fast brod- und amtlos geworden, erhielt er noch im letzten Augenblick die Pfarrei Helmbrechts (1806). So trat er hier, durch mancherlei Erfahrungen und Trübsale wohl bereitet, sein Amt an und verwaltete es mit großer Liebe und Treue bis zum J. 1820, wo er Dekan und Distrikts-Schulinspektor in Bayreuth wurde. Hier wirkte er noch vier Jahre und bestand manchen heißen Kampf mit dem Unglauben seiner Zeit, bis er am 12. April 1824 nach schwerem körperlichen Leiden entschlief. Zu seinen Predigten strömte man von weit und breit, und ob er wohl in der letzten Zeit seines Lebens, bis etwa ein Jahr vor seinem Tode wegen großer Leibesschwachheit sich auf die Kanzel mußte führen lassen, predigte er doch auch so noch mit ungeschwächter Geisteskraft und freu-

diger Begeisterung [1]. Diesem Manne brannte, wie keinem andern, der Verfall der Kirche auf der Seele, der Schmerz darüber ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Schon im J. 1814 hatte er die Gluth seiner Seele in einigen kleinen Schriftchen: „Religion eine Angelegenheit der Fürsten" und „ein Wort zur rechten Zeit an meine Brüder" ausgesprochen, die aber fast spurlos verhallt waren. Jetzt trat er, von Amt und Gewissen gedrungen, mit seiner Frage und Bitte an die protestantische Geistlichkeit Deutschlands 1815 hervor. Er gibt da zuvörderst eine Schilderung der kirchlich-sittlichen Zustände, um den Beweis zu führen, „daß die evangelische Kirche in ihrem innersten Wesen, als dessen Grundzüge Bibelglaube, häusliche und öffentliche Andacht, und Ringen nach reiner Sittlichkeit bezeichnet werden, angegriffen und angefressen sei". Hören wir ihn selbst: In Beziehung auf den ersten Punkt schreibt er: „Seit mehreren Jahrzehnden hat ein großer Theil der Protestanten aufgehört, sich mit der Bibel zu beschäftigen. Von dem heiligen Geist, der in den göttlichen Büchern weht, ahnen selbst viele von denen nichts, deren Amt es ist, ihn zu erfassen und den Gemeinden in heiligen Reden mitzutheilen. Ja es gibt sogar Prediger, denen Bibelstudium ein widerlich Geschäft ist. Darf man sich wundern, wenn die Bibel auch Vielen im Volke nach und nach fremd geworden ist, wenn im Denken ungeübte von Freigeisterei ergriffene Menschen das Wenige, was sie aus ihr aufgerafft haben, zur Zielscheibe ihres Spottes machen? Wenn so viele der Bessern mit Kälte ein Buch von sich schieben, gegen das sie mißtrauisch geworden sind, und sich durch irgend einen, entweder aus sich selbst geschöpften oder von fremder Menschenautorität empfangenen Glauben schadlos zu halten suchen? So hat sich nach und nach eine Menge von Menschen antibiblischen also auch antiprotestantischen Glaubens wie ein stiller, verabredeter Separatistenbund zwischen eingedrängt . . Der Unglaube dieser Menschen ist der gefährliche Wurm, der sich in den

[1] Aus Freimund Nr. 25.

Körper des protestantischen Religionsvereins eingefressen hat, seine innersten Fugen durchdringt, ihm am Herzen nagt und an seiner Auflösung arbeitet". — In Beziehung auf den zweiten Punkt heißt es: „In mehreren Gemeinden ist es so weit gekommen, daß Sonntags, wenn die Glocke zum Vormittagsgottesdienst läutet, kaum der zehnte Mann zur Kirche kommt, daß Nachmittags außer den Kindern, die sich zur Katechisation einfinden müssen, nicht leicht jemand erscheint, daß fast im ganzen Jahre keine Wochenbetstunde mehr zu Stande gebracht werden kann, daß die Abendmahlsgäste auf die Hälfte herabgesunken sind — daß also viele Gemeindeglieder sich von der Kirche ganz losgesagt zu haben scheinen . . Und solche Erscheinungen findet man nicht blos bei den Gemeinden, deren Geistliche schlechte Redner und Sittenlose sind, sondern auch bei eifrigen und tadellosen Pfarrern . . . Wer übrigens nicht in der Kirche beten mag, mag es in der Regel auch nicht zu Hause thun. In solchen Gemeinden gehören Hausandachten bereits zu den Ausnahmen; denn ohne Gebet aufstehen, essen, schlafengehen ist bereits Tagesordnung geworden." — Zum dritten lenkt er das Augenmerk auf den sittlichen Zustand der Gemeinden: „Man schaue in das Innere der Familien und frage bei Unverehelichten nach Sittenreinheit und Unschuld! Man lese nur die Listen der Geborenen in den Intelligenzblättern der Hauptstädte, man frage nur die Taufregister der kleineren Gemeinden, besonders solcher, wo die Erlaubniß zu ehelichen Verbindungen durch allzuschwere Bedingungen beschränkt wird und sich daher die wilden Ehen in furchtbarer Progression vermehren! Wenn dort vielleicht das dritte Kind ein außerehelich geborenes ist, so ist es hier nicht selten das vierte oder fünfte. Wenn dort allnächtlich die Auswürflinge des weiblichen Geschlechtes durch die Promenaden streifen, so haben dagegen die Dirnen der Dörfer gewisse Nächte in der Woche den Zutritt dem Liebhaber bestimmt und Unzucht zu treiben zur herkömmlichen Sitte gemacht. Gemeinden der Heiligen hat es nie gegeben, aber nie hat in der protestantischen Kirche die Unzucht so frech ihr Haupt erhoben, als

jetzt. — Duldung, ja Duldung herrscht in unserer Kirche. Aber wehe über diese Duldung! Sie ist nicht jene himmlische Frucht christlicher Bruderliebe, die des andern Schwäche und Irrthum sanftmüthig erträgt und wohlwollend entschuldigt: sie ist nicht Tugend, sie ist moralische Erschlaffung — oft ein Giftschwamm, auf dem faulenden Boden sittlicher Erstorbenheit erzeugt. Das gemeine Publikum findet im Laster der Unzucht keine bürgerliche Verunehrung mehr" (S. 7—13). — So steht es um unsere Kirche. Ein nicht geringer Theil derselben lebt wie die Heiden, die von Gott und Bruderliebe nichts wissen. — In einer spätern Schrift aus dem J. 1819, um dieß gleich hier zu ergänzen, fügt er als weitere Schäden hinzu: die Bevormundung der Kirche vom Staat, das frevelhafte Spiel mit dem Eide und das Scheusal des Lotto.

Den Grund dieser kläglichen Zustände aber findet Pflaum erstlich in der französischen Herrschaft und der von da ausgehenden sittlichen Depravation. „Es war ein zwiefach gefährlicher Feind, verderblich durch die Stärke seines Arms, verderblich durch den Pesthauch seiner Gesinnung; mit jenem stürzte er das altehrwürdige Gebäude staatsbürgerlicher Ordnungen darnieder, mit diesem vergiftete er die Gemüther und machte die zarten Blüthen der Religiosität verdorren." Einen zweiten Grund findet er in der obrigkeitlichen Verlegung der Jahr- und Wochenmärkte auf die Sonntage: dieß war das Signal zu allgemeiner Sonntagsentwürdigung, dergestalt, daß nun der Tag des Herrn zu einem Markt-, Spiel-, Tanz- und Wirthshaustag geworden ist[1]. Der dritte Grund aber liege in der Gleichgiltigkeit, Feigheit und Unwürdigkeit vieler Geistlichen. Sie vor Allen hätten ihre Stimme gegen jenes Unwesen erheben sollen, aber nur einzelne hätten es gethan — freilich ohne Erfolg; sie wurde von der Trompete des Kriegs übertönt und die leeren Kirchstühle spotteten nun ihres Eifers. Aber was noch weit schlimmer, viele von ihnen seien

[1] Eine Klage, die uns auch sonst häufig begegnet, Medicus 501.

unfähig zum heiligen Amte. „Unser in seiner Bestimmung so ehrwürdiger Stand zählt viele Mitglieder, die das Licht ächter Gottesverehrung in ihrem eigenen Innern erlöschen ließen und in der That aufgehört haben, protestantische Religionslehrer zu sein." Darüber, bemerkt Pflaum, habe er schon früher geklagt; „jetzt erlaube ich mir blos die Frage: Wenn unser Stand Mitglieder zählt, denen der metallische Werth ihrer Pfarrei lieber ist als der moralische, der Anstand auf der Jagd lieber als die Kanzel, die Spielkarte lieber als die Bibel, ein Trinkgelag lieber als eine Gottesverehrung — Mitglieder, die ihr Amt wie eine Last durchs Leben schleppen, auf der Kanzel, am Altar und am Taufstein, am Krankenbette und in den Kinderlehren nur taglöhnern und die übrige Zeit auf dem Polster der Trägheit zubringen, Mitglieder, die bei dem besten Willen so wenig Energie und so wenig Muth zeigen, das Uebel bei der Wurzel anzugreifen u. s. w. — wenn dieß Alles so ist, wie wir mit Schmerzen gestehen müssen: dürfen wir uns wundern, daß unser Stand, umfluthet von dem Leichtsinn der Nazionen und zum Theil selbst vom Leichtsinn ergriffen, so unvermögend ist, dem Strome des Leichtsinns, der den Grund der protestantischen Kirche untergräbt, Einhalt zu thun? so unvermögend, nur hie und da mit seinen sich einzeln erhebenden Klagen, Bitten, Vorschlägen bis zu den, bald vom Donner des Kriegs betäubten, bald vom Gewirr der Politik umfangenen Ohren der Weltbeherrscher hindurch zu dringen und zu bewirken, daß von den vielen Gebrechen unserer Kirche auch nur Eines entfernt, oder gar daß das ganze, in seinem Wesen erschütterte Gebäude des Protestantismus vom schöpferischen Hauche eines neuen Lebens durchdrungen, in seiner Urkraft hergestellt werde?" —

So die Klage. Und nun die Frage, die Pflaum an alle redlichen Seelsorger und Geistlichen richtet — man erstaunt sie zu hören: „Wollten wir nicht gemeinschaftlich thun, was von wenigen Einzelnen geschah? Nämlich vereint unsern Fürsten die Summe aller Gebrechen, woran unsere Kirche leidet, in einer

ernst und wahrhaft verfaßten Vorstellung ehrerbietigst darlegen, und, wie es Dienern Christi und seiner Kirche geziemt, bitten, daß der Regent, ein wahrer Bischof der Kirche, aus den Weisesten unseres Standes einen Ausschuß von etlichen Männern erwähle, der den Inhalt der übergebenen Vorstellung mit Ernst prüfe, über die wirksamsten Mittel, die Gebrechen zu heben und dem protestantischen Religionsvereine neues Leben einzuhauchen, sich gewissenhaft berathe, und endlich die Resultate der Berathung dem Regenten zur Genehmigung mit dem dringensten Ansuchen vorlege, was weise beschlossen, nun kräftigst zu vollführen? — also ich frage meine Brüder: Wollen wir nicht allesammt in brüderlichen Verein treten, um eine solche im Namen unser Aller ehrerbietigst abgefaßte und unterschriebene Vorstellung an unsern Regenten einzugeben?" —

Man sieht, Pflaum erwartetet Alles vom Staat, von der Obrigkeit: Besserung, Reinigung, Erneuerung der Kirche; er lebt der naiven Zuversicht, sobald nur die dringenden Vorstellungen der Geistlichkeit den Weg zu den Ministerien und durch sie zum Herzen des Landesvaters gefunden haben werden, sei auch schon Alles gewonnen: „Heil dann unsern Gemeinden! dann bricht der Tag der Errettung aus moralisch-religiöser Erschlaffung, der Tag eines neuen geistigen Lebens für unsern Religionsverein an; wenn auch langsam, doch sicher, wird das Gebäude wahrer Religiösität sich in neuer Kraft und Herrlichkeit unter uns erheben." In dieser Hoffnung schließt er mit der Bitte, daß die wohlgesinnten Amtsbrüder, insbesondere die Dekane und Inspectoren, dieses Sendschreiben ihren Geistlichen mittheilen und dieselben auffordern möchten, die vorhin gestellte Frage schriftlich mit entschiedener Bestimmtheit zu beantworten. Diese Antworten möchten sodann an die geistlichen Oberbehörden und Ministerien eingesendet und durch diese dem Landesherrn unterbreitet werden. — Im Anhang zu dem Schriftchen gibt dann Pflaum noch den Entwurf zu einer Vorstellung, wie sie an den Monarchen zu richten wäre. Da legt er zuerst die drei großen Grundschäden, an denen die pro-

testantische Christenheit leidet, dar: 1) die Religiosität unserer Gemeinden ist im Innersten erschüttert; 2) die Moralität unseres Volkes ist dadurch auf das gefährlichste untergraben; 3) unser Stand ist nicht vermögend, diesem überwältigenden Strome der Irreligiösität und Immoralität mit Glück zu widerstehen. Zur Steuerung und Heilung dieser Gebrechen aber stellt er folgende Bitten und Vorschläge: ad 1) Wiederherstellung der Heiligkeit der Sonntagsfeier durch Verlegung der Jahrmärkte, Tänze u. s. w. auf andere Tage, durch ein strenges Gebot allgemeiner Stille und Ruhe, durch veredelte Feierlichmachung der öffentlichen Gottesverehrungen und heiligen Handlungen und durch Verpflichtung aller königlichen Staatsdiener protestantischer Confession, dem Volke durch fleißigen Besuch der öffentlichen Gottesverehrung mit gutem Beispiel voranzugehen, endlich durch das Gebot, nur solche Personen zu Bevormundungen, Eidesleistungen, Zeugnißgeben und amtlichen Funktionen zuzulassen, die darthun können, daß sie sich stets als Christen in der Kirche und am Altare öffentlich dargestellt haben; ad 2) dem verpestenden Laster der Unzucht zu steuren durch gänzliche Ausrottung der Rockenstuben, durch amtliche Erleichterung der ehelichen Verbindung, und durch strenge Bestrafung alles unzüchtigen Beisammenlebens, und zwar durch Züchtigung beider Theile seitens der weltlichen Gerichte und durch zweckmäßige Kirchenbuße; ad 3) eine veredelnde Organisation der gesammten protestantischen Geistlichkeit, und zu dem Ende jedes Mitglied dieses Standes, das seiner Gemeinde durch ein unsittliches Leben Aergerniß gibt, unerbittlich aus dessen Reihen zu entfernen, die königlichen Dekanate zu Fortbildungsanstalten für die wissenschaftliche, religiös-sittliche Vervollkommnung der Amtsbrüder zu erheben (Provinzialsynode, Landessynode, Generalsynode der protestantischen Kirche), endlich Pflanzschulen, wodurch studirende Jünglinge nicht nur wissenschaftlich, sondern auch religiös zu würdigen Religionslehrern des Volks herangebildet werden.

Man kann sich das Aufsehen denken, das diese eben so wohl-

gemeinten als verkehrten Vorschläge des redlichen Mannes, die er allen protestantischen Dekanaten in Bayern zusendete, machten. Zunächst trat aus der Geistlichkeit selbst eine Reihe von Gegnern hervor — worüber Pflaum selbst genauen Bericht erstattet [1]. Viele Dekane brachten die Angelegenheit in ihren Synodalreden in den Jahren 1816 und 17 zur Sprache, nicht ohne das Vorhandensein tiefer Schäden in der Kirche zu leugnen; aber sie fanden die Klage zu allgemein, insonderheit den Angriff gegen die Amtsgenossen in dieser Ausdehnung ungerecht [2]. Es kam zu heftigen Gegenschriften — und in der That hatte Pflaum zu tief in das Fleisch des Clerus eingeschnitten, auch war er, wie ich überzeugt bin, wirklich in der Verallgemeinung des Uebels namentlich innerhalb der Geistlichkeit zu weit gegangen, als daß nicht der Mißmuth gegen ihn hätte ausbrechen müssen. Er aber schwieg dazu — und siehe, die Sache nahm durch diese Gerüchte und Angriffe hindurch doch einen weit günstigeren Fortgang, als zu erwarten stand. Das Generalcommissariat des Main- und Rezatkreises erklärte seine Bereitwilligkeit die Angelegenheit zu fördern, der Staatsminister Montgelas bezeugte sein Wohlgefallen an der Schrift, und allmählich trafen auch von einzelnen Dekanaten zustimmende Gutachten ein — wohl zwanzig an der Zahl, von etlichen hundert Geistlichen unterschrieben. Auf dieser Grundlage entwarf nun Pflaum unter dem Beirath mehrerer Freunde, namentlich des Dekan Wernlein zu Münchberg eine ausführliche Vorstellung, die den Inhalt des früheren Entwurfes vielfach modificirte und erweiterte, und sandte dieselbe nebst allen Beilagen

---

[1] Insbesondere in dem Sendschreiben an alle protest. Fakultäten Deutschlands, 1819, wovon unten.

[2] Dek. Kaiser, Rabus, Stiller, Lehmus, Ullmann u. A. Eine der würdigsten und gehaltensten Entgegnungen ist von meinem seligen Vater, damaligem Verweser des Dekanats Wassertrüdingen: „Die Regeneration der Kirche mit Rücksicht auf die Pflaumische Frage" 1816. Sie sind sämmtlich von Pflaum selbst verzeichnet in dem Sendschr. an alle Fakultäten.

im November 1816 an den König ein.“ Unser Schreiben, so berichtet er weiter, war der Ausdruck der lautersten Wahrheit und die Bitte, die es vortrug, die gerechteste und christlichste, die jemals von Geistlichen an einen christlichen Monarchen gerichtet werden kann. — Aber unser sehnsuchtsvolles Harren auf ein Wort huldreicher Zusicherung blieb von Monat zu Monat unbefriedigt; — auch nicht ein Laut. Da begann dem Manne die Hoffnung zu sinken, daß auf diesem Wege etwas zu erreichen sei; auch war ihm von auswärtigen protestantischen Kirchen kein einziges Zeichen der Theilnahme zugekommen. Allein die Sache selbst gab er deshalb noch nicht auf; Pflicht und Gewissen ließen ihm keine Ruhe. Er wandte sich abermals mit einer ausführlichen Darlegung an die Amtsbrüder [1], ja er richtete sogar eine Bittvorstellung an den Bundestag in Frankfurt [2], die er überdies durch einen ihm bekannten Gesandten empfahl. Aber auch diesmal — tiefes Stillschweigen. Ein Auszug aus den Protokollen der Bundesversammlung gab ihm die traurige Ueberzeugung, daß die Eingabe zu den Akten gelegt worden sei. Auch noch einige andere Versuche blieben fruchtlos [3].

Und dennoch wagte der edle Mann, durch all diese Erfahrungen noch nicht verdrossen gemacht, einen letzten Schritt: Er ließ ein Sendschreiben an sämmtliche theologischen Fakultäten und Doktoren der Theologie im protestantischen Deutschlande ausgehen, worin er sie dringend aufforderte, diese Angelegenheit in ihre Hände zu nehmen. Man kann es nicht lesen ohne Theilnahme und Rührung über den treuen Eifer des Mannes, welchem der Schaden der Kirche fast das Herz abdrücken will. Nachdem er den ganzen Verlauf der Sache dargestellt hat, ruft er aus: „Und so, Hochwürdigste, stehe ich denn, Ihrer geringsten Brüder Einer,

[1] Ueberzeugungen und Vorsätze u. s. w. 1817.

[2] An alle protest. Fürsten Deutschlands 1817.

[3] Offene Nachricht und Bitte an die gesammte prot. Geistlichkeit 1817.

nach so vielen vergeblichen Bitten, Ermahnungen und Aufforderungen mit meiner lebendigen Ueberzeugung von dem dringenden Nothstande unserer evangelischen Gesammtgemeinde und mit meinem Schmerz in der Brust — so stehe ich allein und rufe vergeblich nach Hilfe. Nun wende ich mich an Sie, ob vielleicht Hilfe käme durch Sie; wenn Sie wollen, wird geholfen, muß geholfen werden; Ihrem Ansehen, Ihrer vereinten Thätigkeit muß es gelingen" u. s. w. Er schließt mit den Worten: „Ich kann im Einzelnen geirrt haben, aber der Hauptsache bin ich gewiß, so gewiß, daß ich weiß, daß ich für die Sache des Evangeliums leben und wirken werde, bis der Herr des Weinbergs mich abruft." Helmbrechts im August 1818.

Wir brauchen kaum erst hinzuzufügen, daß auch dieser sein letzter Schritt erfolglos geblieben ist. Er ließ nun die Sache ruhen, — die aber, wie eine Frage an das Gewissen der Kirche noch lange nachgeklungen ist und den Gedanken an die Nothwendigkeit einer gründlichen Besserung in vielen Herzen lebendig erhalten, auch manche richtigere Vorschläge hervorgerufen hat [1]. Dieß die Bedeutung

[1] Dieß erkennt auch mein seliger Vater in dem angef. Schriftchen, in dem er Pflaum theilweise entgegentritt, an: „Sollten gleich in einzelnen Punkten unsere Ansichten von denen des ehrwürdigen Amtsbruders abweichen . . so müssen und wollen wir ihm doch das Verdienst zuerkennen, in die Köpfe und Herzen der Männer dieser Zeit auch in unserer Gegend kräftige Funken geworfen und geschlagen zu haben." Uebrigens bestreitet das Schriftchen nicht überhaupt die von Pfl. gerügten Zustände, es sucht sie nur theils aus der Geschichte der Vorjahre zu erklären, theils zu moderiren und namentlich in Beziehung auf die Geistlichkeit zu beschränken. Dagegen stellt es weit bessere Vorschläge auf: Mit polizeilichen Maßregeln und Zwangsmitteln sei nichts gedient, sei auch wider den Sinn Luthers: man solle Niemand zum Glauben oder zum Sakrament zwingen; die Hauptsache sei sorgfältige und eingehende Beweisführung für den göttlichen Ursprung und Inhalt der Schrift, insbes. an Gymnasien und Universitäten; treuer Religionsunterricht der Jugend in einfach

dieser Thatsache, deren Gedächtniß der gegenwärtigen Zeit fast ganz verschwunden ist.

Er selbst, der edle Pflaum, fuhr indeß fort wenigstens an seinem Theile zu thun, was er am Schluß der letzten Aufforderung sich gelobt hatte. Er predigte fort mit heiligem Eifer, er arbeitete für Bibelverbreitung, er gründete im Jahre 1816 ein „Sonntagsblatt", in dem er sich, wie es in der Ankündigung heißt, mit Freunden des protestantischen Glaubens „über Gott und Christum, über die heilige Schrift und über Alles, was einem christlichen Gemüthe zur Erbauung dienen kann, im Geiste des Evangeliums zu unterhalten, sich vorgenommen [1]. Dieses Blatt, das er fast allein schrieb, fand auch wirklich eine namhafte Zahl von Abnehmern unter dem Volke (im ersten Jahre 722, im Jahre 1818 etwa die Hälfte) und hat durch die Wärme und

---

praktischer und lehrhafter Weise ohne die Künsteleien der sog. Sokratik; erneuerter Ernst und Fleiß zur Predigt, die doch immer das hauptsächlichste zur Erweckung des religiös-moralischen Sinnes bliebe — rechte Verbindung des Theoretischen und Praktischen, Freiheit der Methode, Anfassung des religiösen Gefühls, vor Allem Zurückführung auf die unmittelbare Offenbarung Gottes in Christo, auf den Glauben an Christum; — ferner Hebung und Veredlung des Cultus; -- insbes. Wiederherstellung der speciellen Seelsorge, besonders nachdem leider die Privatbeichte, abgekommen und wie die Dinge jetzt stehen nicht wieder zu erlangen sei, wo möglich Handhabung einer wohlbemessenen Kirchendisciplin, etwa unter Mitwirkung eines Kirchenvorstandes aus den würdigsten und religiösesten Gliedern der Gemeinde; bessere Stellung der Geistlichen; Wiederherstellung der Sonntagsfeier, und was auch hier die Hauptsache: Erweckung eines bessern Sinnes, der über die desfalsigen vorhandenen Verordnungen mit christlichem Ernste wacht." „O daß er erwachte dieser Sinn, jetzt zur höheren Feier des nahenden Reformationsjubiläums, daß er das Christenvolk aufweckte mit seiner Stimme, und mit seinem Muth die Großen bekehrte, und mit seinem Vertrauen die Lehrer aufrichtete und der Kirche Leben, Ansehen und Wirksamkeit gäbe."

[1] Näheres darüber bei Freimund, Nr. 29.

Eindringlichkeit seiner Sprache vielen verborgenen Segen gestiftet — ein Beweis, daß der Boden für die künftige Aussaat doch schon bestellt war. Sogar einzelne Früchte begannen sich schon jetzt zu zeigen. Es ward dem treuen Knechte vergönnt, wenigstens in seiner Gemeinde das zu erreichen, was er so gern für das ganze Große der Kirche errungen hätte, eine freie Vereinbarung seiner Gemeinde für die Wiederherstellung christlicher Zucht und Sitte, der es wirklich gelang, dem Unwesen der wilden Ehen gänzlich ein Ende zu machen, die sogenannten Rockenstuben abzustellen und eine bessere Sonntagsfeier herzustellen — ein fast einzig dastehendes Beispiel ächt-christlicher Gemeinde-Disciplin. Der Bericht über diese Vorgänge im Sonntagsblatt reizte sogar einige andere Gemeinden des Oberlandes zur Nachfolge (Trebgast, Waizendorf, Wickenreuth bei Kulmbach).

Möchte es mir gelungen sein, durch diese Mittheilungen das Gedächtniß eines Mannes wieder zu erneuern, der zu den edelsten Zierden unserer Kirche gehört.

Dabei dürfen wir jedoch nicht verschweigen, und thun damit auch seinem Namen nicht zu nahe, daß Pflaum noch nicht zu jener Klarheit und Entschiedenheit evangelischer Heilserkenntniß gelangt war, von welcher aus allein eine Erneuerung der Kirche ausgehen konnte. Er stand noch mit dem Einen Fuß auf dem Boden des Rationalismus, während er den andern bereits auf heiliges Land gesetzt hatte; seine herzliche Liebe zu Jesu, die ganze Weise seiner Frömmigkeit kleidete sich noch häufig in die Form seiner Zeit. So sehr er die Schrift ehrte war ihm doch die volle Bedeutung des Wortes Gottes, der Weltversöhnung und des Wesens der Kirche nicht aufgegangen. Man erkennt dieß an seinem gesetzlichen Standpunkt, an den Mitteln, von denen er die Heilung erwartete, an der übergroßen Hoffnung, die er auf den weltlichen Arm, auf obrigkeitliche Hilfe setzte, aber auch an der Furcht vor dem Gespenst des Mysticismus, die er mit dem Rationalismus theilte. Er macht sich die absonderlichsten Vorstellungen darüber; er denkt sich darunter eine ganz eigene Art von Christen, er sagt davon: Während die

Partei der Ungläubigen bereits abnimmt, wächst nicht sowohl die der Rechtgläubigen, ich meine diejenigen, welche Lehrmeinung und Gefühl dem Evangelium unterwerfen, als vielmehr nur ein kranker Auswuchs derselben — die Hyperevangelischen, die Frömmler und ihre Virtuosen, die Mystiker. Ja er geht so weit, daß er von der lutherischen Bibelübersetzung fürchtet, sie thue diesem mystischen Dunkel Vorschub und deshalb auf eine Verbesserung derselben dringt. Dieß ist der Tribut, den Pflaum seiner Zeit bezahlte; vielleicht auch die Ursache, warum wir ihn nirgends in Verbindung mit den Kreisen sehen, aus denen eben damals das neue Leben hervorzubrechen begann, dessen Wegbereiter er gewesen ist. Sein Dienst war wie der des Täufers Johannes.

Damit stehen wir an der Schwelle jener Zeit, von welcher Schubert (im Jahre 1816) sagen konnte: „Der Vortag eines großen Frühlings ist gekommen; es blühen viele Bäume auf, nicht weil sie einer dem andern die Mode nachmachen, sondern weil der gemeinschaftliche Strahl von Oben sie zum blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsstürme werden da nicht ausbleiben."

An mehreren Orten zumal brach dieser Frühling hervor: in Nürnberg (Kießling und Schöner), in Erlangen (Krafft und Schubert), in Augsburg, in der Mitte der fränkischen Geistlichkeit, in Ansbach (Lehmus), und an einigen andern Orten [1]).

Wie werden bei der Darstellung jedes dieser Kreise etwas zurückgreifen müssen.

Der Nürnbergische ist der älteste.

---

[1] Für die nächstfolgenden Kapitel 5 bis 8 erwächst aus dieser Gleichzeitigkeit der unvermeidliche Uebelstand einiger Wiederholungen.

Fünftes Kapitel.

Der Nürnberger Kreis.

Die Stadt Nürnberg hatte die Gnade, daß in ihr der Strom ächt evangelischer Ueberlieferung nie völlig versiegte. Im Jahre 1769 war Andreas Rehberger, Prediger an S. Jakob, gestorben, ein Mann, von welchem man mit den Worten des Apostels sagen konnte, daß er beredt und mächtig in der Schrift gewesen sei, unterwiesen in dem Weg des Herrn und redete mit brünstigem Geiste und lehrte den Weg des Herrn. Am ersten Pfingsttage hatte er noch, „als einer, der da wußte, daß er seine Hütte bald ablegen werde", eine Predigt gehalten, durch welche ein Vorgefühl der Himmelsherrlichkeit und der seelsorgerische Ernst scheidender Liebe hindurchwehte. Am Abend des Tages, nachdem er sich schon sehr ermüdet zur Vorbereitung auf die nächste Predigt zurückgezogen hatte, fand man ihn gelähmt in seinem Lehnstuhl. Am Morgen darauf verschied er. Bei seiner Beerdigung läuteten alle Glocken, denn ein Fürst in Israel war gestorben; der Gesang an seinem Grabe war nur ein lautes Weinen. Dieser treue Knecht Gottes, zugleich einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer Nürnbergs, der Verfasser des ~~Oster~~liedes: „Herr der du deinen Namen" und anderer Kirchenlieder, hatte Großes in der Stadt gewirkt sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch seine Predigten, deren Grundton die freie Gnade Gottes war, durch die Sonntagskinderlehren, denen er sich mit Vorliebe widmete, und durch seine treue unermüdete Seelsorge, durch die er Vielen ein

geistlicher Vater geworden war — das Musterbild eines Theologen und Pastors aus der alten Zeit [1]).

Von da ab zieht sich ein heiliger Faden durch die folgenden Decennien hindurch. Er knüpft sich an die Namen Tobias Kießling und Joh. Gottfried Schöner; der erstere vertritt eine mehr pietistisch gefärbte, der letztere eine evangelisch-kirchliche Richtung, beide jedoch Hand in Hand mit einander gehend.

Nach dem Tode Rehbergers traten nämlich die vertrauteren gleichgesinnten Freunde desselben in nähere Verbindung und diesem Kreise schloß sich auch der kleine Rest von „Pietisten" oder vielmehr Herrnhutern, der sich in und um Nürnberg erhalten hatte an. Wir wissen nur wenig von diesen Stillen im Lande. Lavater, der sie im Jahre 1793 besuchte, urtheilt nicht ganz günstig über sie: so dürfen wir denn wohl schließen, daß sie die etwas unfreie, gedrückte Haltung, wie sie damals der Brüdergemeinde häufig eignete, getheilt haben werden [2]) wie sich uns auch später aus Schöners Munde bestätigen wird. Weitaus die bedeutendste Persönlichkeit in diesem Kreise, obwohl nicht selbst der Brüdergemeinde angehörig, war der Kaufmann Tobias Kießling, der Mann mit dem einfältigen kindlich frommen Herzen und dem in Liebe brennenden thatkräftigen Glauben, dem Schubert ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Schon als Jüngling von dem Geiste Gottes mächtig angefaßt, war Kießling durch Rehberger zur vollen Erkenntniß des Heils und zu jenem persönlichen Glaubensumgang mit dem Erlöser hingeführt worden, welcher fortan die Seele seines Lebens geblieben ist. Die innige Verbindung mit den beiden Esper (s. Cap. 7) festigte ihn im innern und

[1] Das Nähere in dem: Ehrengedächtniß Herrn A. Rehbergers, Nbg. 1771, in Will's Norischer Bibliothek. — Für das Folgende benütze ich neben den hernach angeführten Quellen Schubert's Altes und Neues, dieß jedoch, wegen seiner erbaulichen Tendenz, mit Vorsicht.

[2] Schubert, Altes und Neues 2, 301, 314.

äußern Christenleben, und so wuchs in ihm der kindliche Glaube zu der Stärke betender, dienender und aufopfernder Liebe, die ihn später zu einem Tröster und Helfer vieler Tausend armer und betrübter Seelen, zum Segen für ganze Provinzen, zum Missionar und Wohlthäter für die zerstreuten evangelischen Gemeinden Oberösterreichs, wohin ihn seine jährlichen Geschäftsreisen führten, sein Haus zum Mittelpunkt für die Nürnberger Freunde, zum Ausgangspunkt für viele gottselige Unternehmungen, ihm selbst zum Patriarchen seiner Vaterstadt gemacht hat. Je reichlicher er die Gnade Gottes am eigenen Herzen erfahren hatte, desto mehr war es ihm Lust und Bedürfniß, auch Andere ihr zuzuführen, am liebsten die Kinder, die Armen und die bedrängten Glaubensbrüder. Was er im Salzburgischen, in Kärnthen, in Steyermark bis nach Ungarn hinab durch außerordentliche Geldunterstützungen, durch Bibelverbreitung, Traktatenvertheilung, durch persönlichen Verkehr und durch schriftliche Zusprachen an der evangelischen Diaspora daselbst gethan hat, gehört zu den schönsten bewundernswerthesten Thaten der aufopfernden Christenliebe im Reiche Gottes — um so schöner, mit je anspruchloserem Sinne sie geschahen [1]. Indem wir uns vorbehalten, später noch einmal auf ihn zurückzukommen, richten wir unsern Blick auf die Nürnberger Geistlichkeit.

Rehberger steht einzigartig da. Seine jüngeren Zeitgenossen und Collegen gehörten wohl meist jenem Uebergangsstadium zwischen der Orthodoxie und Theologie an. Der sehr geachtete Antistes J. Sigm. Mörl an St. Sebald, derselbe, der bei Rehbergers Begräbniß eine eben so rechtgläubige als lebendige Predigt über die Rechtfertigung durch den Glauben gehalten hatte, konnte in der Predigt an seinem fünfzigjährigen Jubiläum (1785) über das Bekenntniß des Thomas mit gutem Gewissen sagen: „Ich habe die Lehre von der Gottheit Christi oft genug vorgetragen, bewiesen und vertheidigt, und mich bemüht, als ein treuer Knecht mei-

[1] Das Nähere bei Schubert a. a. O. 13. 14.

nem Herrn erfunden zu werden" [1]. Aus den Mittheilungen des Hospitalpredigers Waldau ersieht man, daß schon damals neologische Tendenzen auch in Nürnberg einzudringen begannen; aber die Weise, wie er sich selbst darüber ausspricht, verräth recht deutlich jene Mittelstellung: „In der gegenwärtigen Zeit steht auf der einen Seite eine zur Erhaltung der reinen Lehre conföderirte Schwarmpartei, die uns zur Aufrechthaltung unseres Lehrbegriffs auffordert, um Aufklärung und eigene freie Privatreligion zu verhindern und uns das Joch der alten, dimittirten Hierarchie über den Hals zu werfen, auf der andern Seite droht sich uns der Naturalismus aufzudrängen und unter dem Vorwand der Aufklärung und Bewahrung vor dem Aberglauben unser ganzes Christenthum bis auf den Grund zu untergraben . . . Daher wird das Halten an unsern Glaubensvorschriften im Ganzen wenigstens nicht zu verwerfen sein. Ob diese Formeln jedoch alle Vollkommenheit haben, getraue ich mir nicht zu bejahen; es ist jedenfalls darin zu wenig Rücksicht auf die mannigfaltige Erkenntnißkraft und Glaubensfähigkeit denkender Köpfe genommen" [2]. Die alten (kirchlichen) Formulare erachtet er „zwar der dürren Dogmatik des Alterthums angemessen, aber auch leer an rührenden, herzerhebenden Vorstellungen zur Erweckung religiöser Andacht." Von den übrigen Nürnberger Geistlichen jener Zeit findet sich keine nähere Charakteristik, es sind ehrenwerthe vorsichtige Männer, zum Theil gelehrte Sammler, wie G. Theod. Strobel zu Wöhrd, der sich um die Melanchthonsche Literatur, der Schaffer Panzer an Sebald, der sich um die Geschichte der Bibelausgaben, Andres Würfel in Offenhausen, der sich durch seine Lebensbeschreibungen der Nürnbergischen Geistlichen (Diptycha 1760) verdient gemacht hat. Lebenszeichen sucht man vergeblich. „So weibisch zärtlich sind die evangelischen Theologen wohl noch nie-

---

[2] A. a. O. I, 339.

[1] Waldau, vermischte Beiträge zur Gesch. der Stadt Nürnberg, Bd. 1, 1786.

mals gewesen — schreibt Esper im Hinblick auf die Nürnberger an T. Kießling (1780) — die Besorgniß für minder tolerant angesehen zu werden, die Furcht ein Nachbeter des Systems zu heißen, die Scheu vor dem Pranger der Berliner Bibliothek werden mehr als Alles gefürchtet."

Nur der Eine Joh. Gottfried Schöner, seit 1773 Fastenprediger an der Margarethenkapelle, machte davon eine Ausnahme. Er nahm das von Rehberger begonnene Werk Gottes, wenn auch nicht mit gleicher Manneskraft, doch mit großer Glaubenstreue und Liebe, wieder auf. Wir können ihn den Erneuerer des evangelischen Lebens in Nürnberg nennen.

Vom Jahre 1773 bis zum Jahre 1818 hat er das Amt des Wortes an mehreren Kirchen geführt und nach seinem Tode am 28 Juni noch aus seinem Grabe heraus die letzte Predigt an die Gemeinde gethan. Denn es war eine von ihm selbst zu diesem Zweck verfaßte Leichenrede, die bei seiner Beerdigung gelesen wurde. Wir stellen sie voran, weil sie uns sogleich den vollen Ein- und Rückblick in den Kern seines geistlichen Lebens und amtlichen Wirkens gewährt. Der Text ist aus Psalm 25, 6. 7: Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend noch meiner Uebertretung, gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen. Darauf hin redet der treue Hirte seine Gemeinde also an: „Ich, der ich alsdann, wenn man dieß einer anwesenden Trauer-Versammlung vorliest, selig gestorben zu sein hoffe und wünsche, hatte ganz eigene Veranlassung, gerade diesen Leichentext zu wählen, der ehemals zuweilen mein Bußgebet war und in dessen Erhörung ich meine endliche Beruhigung suchte, weil auch ich die Vergebung der Sünden als die erste und unentbehrlichste Trostquelle ansah, wie sie uns jetzt an meinem Sarge, dem Sarge eines der gewesenen allergeringsten Knechte Gottes, zu einem tiefen Eindruck und bleibenden Frucht beschrieben werden soll: Vergebung der Sünden, die erste und unentbehrlichste Trostquelle." Daß sie es sei, und unter wel-

cher Bedingung sie es sein könne, wird sodann näher gezeigt. Der erste Theil führt aus, wie das selige Bewußtsein der erhaltenen Sündenvergebung die beste, ja einzige Quelle alles Trostes, aller Stärkung und Erquickung im Leben d. h. auch in dem geistlichen Leben des schon geförderten Christen, im Leiden und Sterben desselben ist. Der zweite lehrt die Bedingungen, unter denen wir ihrer theilhaftig werden: aufrichtiges Sündenerkenntniß und Reue, zuversichtlicher Glaube an Christum, den Versöhner; ein heiliger und gottwohlgefälliger Wandel, das Mittel wodurch sie bewahrt wird — Alles in eben so einfacher als eindringlicher Sprache. Die Schlußermahnung lautet: „Höret, andächtige Zuhörer, diesen Nachruf eines abgeschiedenen Lehrers auf einer so ernsthaften Stätte wie der Gottesacker ist. Versichert euch des Trostes der Vergebung doch ja bei Zeiten und wartet nicht damit bis auf euere Leidens- und Todesstunden, wo man aller Wahrscheinlichkeit nach am wenigsten geschickt ist, ihn zu fassen und gemeiniglich durch die bittersten Vorwürfe der Saumseligkeit gequält wird. Ach was hat mein Herz in solchen Stunden oft gelitten! . . Wahrlich es gehört viel dazu, bis das verblendete Herz erleuchtet, gebeugt, zu Christo geleitet und so im Glauben befestigt wird, daß man rühmen kann: mir ist Barmherzigkeit wiederfahren, auf daß an mir Jesus Christus erzeigte alle Geduld zum Exempel denen, die an ihn glauben sollen zum ewigen Leben. Wohlan so suchet den Herrn, weil er zu finden ist, rufet ihn an weil er nahe ist! Eilet ihm bald mit wahrer Buße entgegen, nehmt bald sein Evangelium im Glauben an, . . . lebet sodann in der Liebe Gottes in Christo, ihr Trost wird euch im Leben und Sterben erquicken. Dieß Wort versiegle Gott und lasse mir an dieser Stätte noch Viele nachfolgen, denen man Glück wünschen kann. „Selig der Mann, dem Gott keine Sünde zurechnet." — Dazu das Schlußgebet: „Gott, mein Heiland, thue zu so unendlichen Gnadenerweisungen, die ich von Jugend auf erfahren habe, auch noch diese, daß du meine letzten Vermahnungen deines Segens würdigest. Vergib mir alle meine Sünden, die ich in

dieser Stadt begangen, alle Versäumnisse, deren ich mich in meiner Schwachheit schuldig gemacht habe. Erbarme dich über Hohe und Niedrige . . . Gedenke aller Einwohner Nürnbergs nach deiner Barmherzigkeit und Güte. Breite unter ihnen dein Reich aus! Vermehre seine Bekenner! Laß mich einst Viele rein gemacht durch Jesu Blut und Gerechtigkeit im Himmel finden! Was ich so oft vor den Altären gesungen habe, sei mein Abschiedsgebet und mein Segen, den ich auf diese Stadt lege, den du gewähren wollest: Der Herr sei mit euch Allen, Amen." Und der Herr hat das Gebet seines scheidenden Dieners nicht unerhört gelassen.

Wenden wir uns nun von da zu dem Leben und Wirken Schöners zurück. Er hat seiner Leichenpredigt einen kurzen, aber fragmentarischen Lebensabriß hinzugefügt, der die Form eines Selbstbekenntnisses hat. Er ist ganz nur zum Preis der göttlichen Gnade geschrieben. Wir entnehmen ihm folgendes [1]. Schöner war 1749 zu Rügheim in Unterfranken geboren. Von seinem Vater schreibt er: „Er predigte gewöhnlich sehr evangelisch, herzlich und andringlich; im Ort und Haus hielt er über die Feier des Sonntags; in der Familie wurde täglich Früh und Abends gesungen, gebetet und in der Bibel sowohl als in andern Erbauungsbüchern gelesen. Ja mein Vater, in dessen Gesellschaft ich mich die meiste Zeit befand, betete jeden Stundenschlag ein kurzes Gebet — zuweilen recht brünstig: das alles brachte manche gute Rührungen hervor, beförderte die biblische Erkenntniß bei mir und war ein guter Grund für die Zukunft." — Begabt mit vorzüglichen Fähigkeiten und einem weichen, lenksamen Gemüthe machte Schöner schon sehr früh außerordentliche Fortschritte, studirte dann in Leipzig, wo er dem Einfluß Gellert's und Crusius viel

[1] Schöners Leichenbegängniß 1818; eine Ergänzung bildet das „Denkmal der Liebe und Hochachtung von einigen Freunden des Verewigten" — ein schönes Lebensbild. Dagegen ist die Lebensbeschreibung Schöner's in der Sonntagsbibliothek Bd. 6 von Ledderhose nur eine Reproduktion dessen, was Schubert a. a. O. gegeben hat.

zu danken hatte. Von Jugend auf trug er ein waches Gewissen in sich, das ihn immer wieder über die Verirrungen jugendlichen Leichtsinns strafte, die er oftmals bitter beklagt, während ihn sein äußerlich gutes Verhalten Jedermann gefällig machte. Aber nach der ersten Predigt, die er schon im sechszehnten Jahre hielt, gewann die Gnade Gottes einen solchen Sieg über ihn, daß er von den gewöhnlichen Jugendsünden los und entfernt von allen bösen Gesellschaften, nicht nur eingezogen still und fleißig lebte, sondern auch ein gutes Gewissen durch die ganze übrige Schul- und Universitätszeit bewahrte. Mit Freuden denkt er an diese gnädige Leitung Gottes zurück. Indessen kam er doch bald wieder, wie er selbst berichtet, von diesem guten Stand seines inneren Lebens ab. Zuerst ein heftiger Anfall von Hypochondrie, dann mehrfache Zerstreuungen machten ihn lässiger, schläfriger, und so verließ er Erlangen und Baiersdorf, wo er einige Zeit Hauslehrer gewesen, obgleich vor Menschen ganz mit dem Ruhm eines stillen frommen Jünglings, doch mit einem vom Guten wieder abgekommenen Herzen. „Warum? — ich hatte noch keinen lebendigen Glauben an Christum, noch keine wahre Liebe zu Gott, folglich auch keine rechte Kraft zum Guten."

So sah es in seinem Herzen aus, als er nach Nürnberg berufen wurde. Hier, als Hauslehrer in dem Winklerschen Hause, in den angenehmsten Verhältnissen, unter vielfachen Zerstreuungen und Ehrenbezeugungen verlor er die guten Vorbereitungen der Gnade Gottes noch mehr aus seinem Herzen und versank in weltlichen Sinn, wurde jedoch wegen seiner glänzenden Gaben schon 1773 als Fastenprediger ernannt, drei Jahre darauf zum Diakon an der Marienkirche befördert, und erwarb sich durch seine Predigten großen und allgemeinen Beifall bei allen Ständen besonders bei der sogenannten gebildeten Welt. Es gehörte zum guten Ton, sie zu besuchen [1]. Er spricht sich jedoch selbst späterhin über diese Blüthenzeit

---

[1] Nach den Mittheilungen Schubert's, Altes und Neues Bd. 2 S. 264 ff.; Erwerb aus meinem Leben II, 2. 449.

seines öffentlichen Beifalls in Nürnberg also aus: Obgleich das, was er auf der Kanzel sprach, den Worten nach christlichen Inhaltes gewesen sei, so habe er dennoch damals von Herzen eigentlich nicht Christum, sondern sich, den Johann Gottfried Schöner, gepredigt, weil er dabei weniger einig und unverrückt auf den Beifall Gottes, als auf den seinem Munde gar süß schmeckenden Beifall der Welt gesehen. Da trat mit einem male die Katastrophe ein, die er selbst in dem Lebensabriß wörtlich so beschreibt: „Es war 1776 am zweiten Weihnachtstage und gleich vierzehn Tage hernach am Fest der Erscheinung Christi, als mich heftige und mir jetzt noch unerklärliche körperliche Anfälle nöthigten, die Kanzel zu verlassen, einmal am Schluß, das anderemal zu Anfang der Predigt, worauf drei Vierteljahre eine Untüchtigkeit zum Predigen, ja fast zu allen Geistesgeschäften folgte. Ob ich nun nach meinem Gefühl keine andre Auslegung davon zu machen wußte, als daß der Zorn Gottes einen Unwürdigen vom ehrwürdigen Predigtamte — ja vielleicht gar von seinem Angesichte verstoßen hätte, weshalb mich Schrecken und Angst überall verfolgte: so erbarmte Er sich doch über meine Bußthränen und wirkte mit den Tröstungen, die ich vor dem Gnadenstuhle Jesu Christi fand, nicht nur eine große Veränderung in meiner Seele, sondern stärkte mich auch am Leibe allmählich zu meinem Amte wieder, das ich nun aus einem andern Gesichtspunkte führte. Hätte ich mich hintennach nicht wieder vieler Untreue schuldig gemacht, vielleicht dürfte ich von diesem Zeitpunkt her meinen Gnadenstand rechnen." Er preist darüber Gottes gnadenreiche Führung und schließt diesen Abschnitt seiner Geschichte: „Schon als Kind hat er mich zu sich gezogen, als Knabe die Sünden meiner Unbesonnenheit übersehen und als Jüngling mich zum Nachdenken gebracht. Weil ich aber ohne rechte Erkenntniß meines Verderbens und ohne Glauben fromm leben wollte, so ließ er mich jenes in meiner neuen Verirrung erkennen, und reichte mir hernach als ich Mann wurde gleichwohl die hilfreiche Hand wieder. O Liebe, o Treue an einem armen Staub!" — Nach den

nähern Mittheilungen Schuberts [1], die sich mit diesem Selbstbekenntniß Schöners wohl vereinigen lassen, war es der Gedanke, daß er den allein seligmachenden Glauben, welchen er so hoch mit Worten gepriesen, in Wahrheit selbst noch nicht besitze, dieser Gedanke war es, der damals mit blitzähnlicher Gewalt in Schöners Seele traf und ihn so tief darniederschlug, die Folge davon aber, daß er sich näher an Kießling, der ihm in dieser schweren Heimsuchung Freund und Tröster geworden war, anschloß und in den Verdacht gerieth, ein Pietist, ja im Haupte verwirrt oder schwachsinnig geworden zu sein. Als er nach drei Vierteljahren die Kanzel wieder zu betreten vermochte, sahe er seine Kirche fast leer, mit dem allgemeinen Beifall war es für immer aus, dafür aber hatten seine Predigten jenen mannhaften Ernst und jene Kraft der Wahrheit gewonnen, wie sie nur aus selbsteigener Erfahrung, aus der Tiefe einer gründlich bekehrten Seele kommen kann. Es war der entscheidende Wendepunkt in seinem innern Leben gewesen. — Von da an sammelte sich um ihn eine verhältnißmäßig kleine Schaar von heilsbedürftigen Seelen aus allen, besonders aus den mittlern und niedern Ständen, die ihm mit wachsender Liebe anhing und reichen Segen von ihm empfing.

Was er weiter über sein Leben berichtet, sind zunächst innere Erfahrungen, wie sie jeder aufrichtige Christ an sich machen muß und machen darf: Erfahrungen, von der Unbeständigkeit und Untreue des eigenen Herzens, aber auch von der immer wieder durch- und aufhelfenden Treue und Gnadenmacht des Herrn. Von ihrem Preis strömt seine Seele über. Von seiner amtlichen Thätigkeit erfahren wir wenig, um so mehr von der schweren Leidensschule, in die ihn Gott genommen hat. Bereits im Jahre 1799, nachdem er (1783) an die Lorenzer Kirche versetzt worden war, stellte sich ein beschwerliches Nervenzittern auf der linken Seite ein, das bald auch auf die rechte überging und allmählich eine solche Höhe erreichte, daß er die zitternde Hand nur mit Hilfe einer Maschine,

[1] Altes und Neues. a. a. O.

wodurch das Papier festgehalten wurde, zum Schreiben gebrauchen konnte. Achtzehn Jahre lang mußte er diesen Pfahl im Fleisch erdulden. Auch an Hauskreuz hat es ihm nicht gefehlt. Doch konnte er während dieser Zeit eine ganze Reihe schriftlicher Arbeiten verfassen; aber vom Jahre 1809 an, wo er zum ersten Pfarrer an St. Lorenz ernannt wurde, sah er sich genöthigt, die Notariatsgeschäfte seinen Collegen zu überlassen. „Auch der Austheilung des heiligen Abendmahles konnte er sich nicht mehr unterziehen. Aber Prediger des Worts auf der Kanzel blieb er noch fort, bis auf die letzten fünf Vierteljahre seines Lebens; und im Beichtstuhle so wie an den Krankenbetten derer, die sich ihm zur besondern Seelsorge übergeben hatten, verrichtete er noch bis acht Monate vor seinem Tode sein priesterliches Amt mit aller Treue, obwohl ihm diese Arbeiten oftmals die größten Anstrengungen und empfindlichsten Schmerzen kosteten. Doch hatten bei all seiner körperlichen Schwäche seine Vorträge noch so viel Feuer, so viel Herzergreifendes — zeigten so viel Geistesgegenwart und Stärke, daß man das Wort des Herrn an ihm sichtbar in Erfüllung gehen sah: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig [1]." — Mit großer Geduld und Gelassenheit ertrug er das immer wachsende Leiden, das ihn eben deshalb auch immer tiefer in die Gemeinschaft seines Erlösers hineinzog; nur hin und wieder hörte man aus seinem Munde den Seufzer: ach wäre ich dort oben! Am 22. Juni 1822 verschied er, nachdem ihm ein Rothlauf Gesicht und Sprache benommen hatte, 69 Jahre alt [2].

Es war ein reiches unter viel Gebet, Arbeit und Trübsal geführtes Leben, das sich damit schloß. Die große Theilnahme an seiner Beerdigung, die zahlreichen Nachrufe und Gedichte dankbarer Liebe beweisen, wie tiefgreifend und umfassend seine Einwirkung auf die Stadt gewesen ist. Sie war ganz durch seine

---

[1] Denkmal der Liebe 44.

[2] Viele einzelne Züge aus seinem Leben bei Schubert A. u. N. Bd. 3. 2. 3. 9.

innere Herzens- und Lebensstellung bedingt. „Er hatte, sagt treffend das „Denkmal“, das Unbefriedigende der sogenannten Aufklärung für Geist und Herz kennen gelernt, er hatte die Kraft jener alten Gotteswahrheiten, die man jetzt vielfach verschweigt oder unrichtig vorträgt, in der Aenderung, Beruhigung und Heiligung seines Herzens erfahren, das Wort vom Kreuz war ihm göttliche Kraft und Weisheit geworden, darum schämte er sich nicht nur desselben nicht, sondern verkündigte es unablässig.“ Wir können hinzusetzen: Christus, und zwar in der Bestimmtheit, als der Heiland der Sünder, war Mittelpunkt und Ziel seiner Predigt, seiner Seelsorge und seiner sonstigen Thätigkeit.

Seine Predigtweise kennen wir aus mehreren Sammlungen, insbesondere aus dem Jahrgang über die Evangelien 1804, 2 Bde. (2. Aufl. 1824). Es sind schriftgetreue, gehaltvolle Vorträge, einfach in der Anlage, in der Ausführung lehrhaft, zuweilen gar zu lehrhaft, aber auch reich an herzlichen, eindringlichen Anwendungen und Ansprachen. Obwohl nicht unbeeinflußt von der Weise jener Zeit, halten sie sich doch eben so fern von der pietistischen Manier, als von dem damals in Nürnberg, dem Sitz des Pegnesischen Blumenordens, so häufigen, süßlich-sentimentalen oratorischen Ton, dagegen merkt man ihnen durchweg den Ernst der seelsorgerischen Liebe und die reiche Erfahrung an. Sie lehren den Heilsweg, Buße, Glaube und Heiligung, treu und rein. Die Stellung, die Schöner darin dem Unglauben seiner Zeit gegenüber einnimmt, ist eine sehr entschiedene, sein Verfahren dabei aber mehr apologetisch als aggressiv. Er macht vor Allem die Bibel gegenüber der modernen Weisheit, dann, auf Grund derselben, das Evangelium mit seinen Heilsthatsachen (Versöhnung durch Christi Tod) dem blosen Moralismus gegenüber geltend und führt oft mit großem Geschick den Nachweis, daß gerade das Christenthum die tiefsten Bedürfnisse des Menschen befriedige; die Polemik gilt mehr dem natürlichen Menschenherzen mit seinen Sünden und Schäden, als den allgemeinen Zeitverhältnissen. Man fühlt überall die aufrichtige Selbsterkenntniß und die Richtung auf

Bekehrung der Seelen durch. — Mit derselben Treue ließ sich Schöner die Kinderlehre und Seelsorge angelegen sein, — auch liebte er es nach der Weise jener Zeit, seinen frommen „Empfindungen" einen dichterischen Ausdruck zu geben. Doch sind diese zahlreichen Lieder, — sie streifen an die Weise Gellert's an, — ohne besondern poetischen Werth. Um so bedeutender ist die Reihe der kleineren Schriften, die er je zuweilen ausgehen ließ. Sie unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den damals bereits in Gang kommenden Traktaten, daß sie im eigentlichsten Sinne Zeitblätter sind: Sprüchwörter, womit sich laue Christen behelfen, deren Absehen vornehmlich auf diejenigen gerichtet ist, „die es ihrem Vorgeben nach noch ganz mit dem Christenthum halten, aber keinen rechten Ernst zeigen, sondern sich durch Mißbrauch der hier abgefertigten Sprüchwörter (z. B. wie sind alle armen Sünder; ich verlasse mich auf Gottes Barmherzigkeit) von Zeit zu Zeit einschläfern und auf beiden Seiten hinken;" über die nöthige Beibehaltung der Bibelsprache, 1798 — zur Rechtfertigung der inhaltsvollen, realen Schriftbegriffe gegen die abgeblaßte moderne Religionssprache"; ferner: „Wie sehen Christen den Krieg an? 1806"; Steht die theure Bibellehre, Gott will daß Allen geholfen werde u. s. w. unter der jetzigen Kriegs- und Schreckenszeit noch unbeweglich vest? 1808; Wie kann Wasser, Brod und Wein so große Dinge thun 1809 — wider die Geringschätzung der Sakramente. Von besonderem Interesse für uns ist der Traktat: Ueber christlichen Umgang, weil er uns Schöner's Stellung zu den Nürnberger Pietisten zeigt. Er gehört nicht zu ihnen; er findet sich (anfangs), als er sie kennen lernte, und noch jetzt (1800) in ihren Kreisen gepreßt, im Zwang, unbefriedigt, leer, trocken, verschlossen [1], während bei andern, natürlich

[1] Er sagt darüber S. 57: Was ich an ihnen Gutes finde, das schätze ich; was wider die Bibel läuft, dafür verwahre ich mich. — Daß entweder diejenigen, welche ich kenne, an meinem Orte die einzigen, oder auch nur die vorzüglichsten Frommen seien, oder daß sich alle Frommen zu einer gewissen Verbindung halten müßten, glaube ich zwar

guten Menschen viel freier und heiterer; er verkennt auch ihre Mängel und Fehler nicht, ihre gedrückte Weise, ihre zu engen Formen, ihre „selbsterwählte Sprache" gefallen ihm nicht, er verwahrt sich insbesondere gegen den Anspruch, als ob sie allein die Frommen oder auch nur die vorzüglichsten seien; er behält sich überhaupt die Freiheit des Umgangs in gewissen Schranken vor; kurz, er fühlt keinen rechten Zug dahin. Dennoch hält er es für Christenpflicht, sich ihnen nicht zu entziehen, er straft sich selbst über seine Unlust, er fürchtet, es liege eine falsche Scham dahinter, er beschließt, hin und wieder an ihren stillen Verhandlungen Theil zu nehmen um ihnen etwas zu werden oder von ihnen zu empfangen: „bin ich stark, warum will ich nicht den Schwachen die Hand reichen, bin ich schwach, wie darf ich seiner verachten! — „aber ich will weder einen hohen Werth darauf setzen noch zu furchtsam sein, die Gebrechen, welche ich etwa finde, offenherzig zu rügen. Jedenfalls werde ich den öffentlichen Erbauungsanstalten, die Gottes Hand selbst eingeführt, den Vorzug vor den Privaterbauungsstunden einräumen: aber die einen schließen die andern nicht schlechterdings aus." So frei und weise erklärt sich Schöner im J. 1799. Doch scheint er später in eine engere Verbindung mit ihnen getreten zu sein.

Eine ähnliche, wohl noch entferntere Stellung zu diesem Kreise nahm der durch Schubert bekannte Rosenbecker Matthias Burger ein, ein ehrenvester, frommer Bürger, der in seiner

---

nicht; es kann deren im Verborgenen mehrere, vor Gott würdigere geben, die ich nicht kenne; auch können sehr bewährte Christen wichtige Ursachen haben, warum sie an keiner erbaulichen Privat-Verbindung Theil nehmen. Aber denen, die ich kennen lerne, und die unter einander zusammenhalten, lasse ich ihren Werth, wie denen, die ich nicht kenne und die aus Gründen nicht näher unter sich zusammenhalten können, und freue mich, daß Christi Reich unendlich größer ist, als ich auf meinem kleinen Horizont mit meinem kurzem Gesicht davon erblicke. Sieben Tausend wahre Verehrer Gottes waren in Israel, wo Elias, ein Seher Gottes, keine mehr sah.

[1] S. a. O. St. 60 ff.

einfachen, trockenen aber markigen und sinnigen Weise, mit seiner hellen Glaubensfreudigkeit und seinem Humor gleichfalls den Mittelpunkt für einen kleinen Kreis auserwählter Freunde bildete. Er war auf seiner Wanderschaft in Würtemberg mit dem bekannten Pfarrer Hahn in Kornwestheim, mit Flattich und Oetinger bekannt geworden und hatte hier bereits ein innerliches christliches Leben, aber auch eine theosophische Richtung gewonnen. Er besaß eine zahlreiche Bibliothek theosophischer, alchymistischer und mystischer Schriften, in denen er fleißig studirte; seine Sinnesweise hat sich, wie Schubert berichtet, in den Worten ausgesprochen: „Unser Herr hat auch in menschlichen Wissenschaften und Künsten ein gar großes, an die Menschen hergeliehenes Kapital stecken, was häufig todt und vergraben liegt, das muß auch als eine Gabe Gottes betrachtet und zum Dienst des Gebers auf die Bank gebracht werden, daß es seine Zinsen trägt.“ Er wird also gleich seinen Würtemberger Freunden auch die Schöpfung als ein geheimnißvolles Buch der Offenbarung, das erst enträthselt sein will, betrachtet haben, worüber sich jedoch kaum Näheres angeben läßt [1]. Ueber seine eigenthümliche Weise bemerkt Schubert: Wer den Matth. Burger zu Nürnberg sah und hörte, wenn er zwar laut lachend, aber mit überfließenden Thränen der Rührung von dem Erbarmen seines Gottes über die Menschen, von den Wunderwegen seiner Liebe und mit besonderer Ausführlichkeit über das selige Sein der Ewigkeit sprach, der konnte ihn für einen gefühlvollen, weichen Menschen halten, welcher nur in der Wärme eines kindlich liebenden Gemüths sein Vergnügen findet; wer aber diesen alten Reichsstädter über die tieferen Angelegenheiten eines Reiches reden hörte, dessen Herrschaft zwar über die Leiblichkeit der sichtbaren Welt ausgeht, aber seinen Thron und seine Mächte in einer Welt der Geister hat, lernte den Mann noch von einer ganz andern Seite kennen . . . Und wenn man ihn einen

[1] Schubert, Leben II, 2. 365 theilt zwar mehrere längere Reden desselben mit, aber er setzt hinzu: So ohngefähr sprach und so dachte Burger. Es sind Erinnerungen von vierzig Jahren her.

Mystiker nennen will, nicht nur weil er so besondere Freunde an den Schriften der Mystiker fand, sondern weil er auch so oft und gerne mit den Gedanken an das ewige Jenseits sich beschäftigte, dessen Sein und Wesen allerdings ein Mysterium ist, so habe ich nichts dagegen. Ein Pietist aber in dem Sinne, den man damals in Nürnberg mit diesem Namen verband, war er durchaus nicht. Im Gegentheil, die Pietisten hatten viel an ihm auszusetzen, und er besuchte ihre Versammlungen nicht. Sie verstanden seine Sprache nicht und er mochte die ihrige nicht sprechen. Dennoch pflegte er mit dem besten und einsichtsvollsten unter ihnen freundschaftlichen Verkehr.

Dieß führt uns auf Tob. Kießling zurück, der zu den Häuptern der Pietisten gehörte. Mit ihm stand Schöner in der innigsten brüderlichen Gemeinschaft, im Verein mit ihm nahm er an den großen Anstalten zur Förderung des Reiches Gottes, wie sie eben damals entstanden, den thätigsten, lebendigsten Antheil. Er schloß sich mit Kießling an die von Urlsperger in Augsburg gegründete deutsche Christenthumsgesellschaft an und bereitete ihr auch in Nürnberg eine Stätte; er wurde der Leiter ihrer Versammlungen, die in Kießlings Hause gehalten wurden (s. Kap. 6). Er stiftete, im Anschluß an die brittische, die erste Bibelgesellschaft in Deutschland (1816); durch seine ausgebreiteten Verbindungen im In- und Ausland brachte er eine so große Summe zusammen, daß er das neue Testament mit stehenden Lettern drucken lassen konnte — über dreißigtausend Exemplare hat er theils unentgeldlich, theils um wohlfeilen Preis verbreitet; auch für die Vertheilung anderer christlicher Schriften war er thätig. Wo irgend christliches Leben erwachte, in Franken, in Schwaben, da sehen wir ihn in Verbindung damit treten, — über die Grenzen Deutschlands hinaus bis in die neue Welt hinüber erstreckte sich sein Briefwechsel: man muß erstaunen über den Segen, den Eines frommen Mannes kräftiger Wille zu stiften vermag — ruft der Redner an seinem Grabe aus [1].

---

[1] Veillodter's Grabrede.

So war der Mann, den wir den Wiedererneuerer evangelischen Glaubens und Lebens in Nürnberg nannten. Sein Werk ist nicht mit ihm vergangen. Die Spuren desselben lassen sich bis in die dreißiger Jahre verfolgen; sie bereiteten den Boden für eine noch allgemeinere Anfnahme des Evangeliums in dieser altberühmten protestantischen Stadt. In demselben Jahre, in welchem Schöner starb, wurde Leonh. Hering von Reichenschwandt nach St. Aegydien berufen, der ächte Typus eines Nürnberger Pfarrers, der Schöner's Arbeit wenn auch in beschränkterer Weise und mit geringerer Begabung, doch mit treuem Herzen und unermüdlicher Hirtentreue besonders an den Armen und Geringen fortsetzte. Und von demselben Jahre an pflanzte sich ein engerer Kreis von jüngeren Freunden des Verstorbenen — wir können sie die geistlichen Kinder Schöner's und Kießlings nennen, in Nürnberg fort — der Mittelpunkt des von jenen angezündeten christlichen Lebens, der Erbe ihrer gottseligen Unternehmungen, recht eigentlich das Salz der Stadt. Zu ihm zählten der fromme Graveur Dallinger, der Kaufmann Würsing, der Buchhändler Philipp Raw, der wortkarge aber goldtreue, zuverlässige H. Fabricius, der edle Tobias N a u m a n n, ein Enkel Kießlings, Pauli aus München u. A. — lauter entschiedene einfache, von heiliger Christusliebe erfüllte Männer. Was ihnen der Beruf nur irgend an Zeit und Kraft übrig ließ, das wandten sie an die Förderung des Reiches Gottes, an Bibelverbreitung und innere Mission. Man kam wöchentlich an einem Abend zusammen; man las die Willmer'sche „Zeitschrift zur Beförderung evangelischen Glaubens und Lebens" (von 1806—1830), ein gutgeschriebenes Erbauungsblatt im Geist des späteren Pietismus, man las die Basler gedruckten und schriftlichen Mittheilungen; man begann Heiden- und Judenmission im Stillen zu pflegen; man hielt Erbauungsstunden, an die sich der weitere Kreis nachgebliebener Anhänger Schöner's und Kießlig's anschloß — meist ärmere Leute aus dem Bürgerstand von stark pietistischer Färbung; man verbreitete Traktate und bildete die Vermittlung für die verwandten Bestrebungen und Vereine auf dem Lande.

Namentlich war es der treffliche Naumann, der darin eine seltene, aufopfernde Thätigkeit entwickelte: die halben Nächte hat er ihr gewidmet, er war die Hand und die Seele dieser Gemeinschaft.

Als ich im Jahre 1829 nach Nürnberg kam, hatte ich das Glück, alle diese Männer, die jetzt längst in Gott ruhen, näher kennen zu lernen, mit und neben ihnen meine theuern Freunde Chr. Fr. Böckh an St. Lorenz, und Michael Vorbrugg an St. Jakob. Beide stehen noch als hochbetagte Greise im Leben; sonst würde ich die anregende, zündende, umfassende Wirksamkeit des Ersteren die warme populäre Predigtweise und pastorale Treue des Letztern näher schildern. Kommen sie Euch in die Hand, diese Blätter, ihre alten, treuen Brüder und Mitstreiter in dem Herrn, so laßt Euch von ihnen herzlich grüßen und Gottes Frieden für den Abend Eures Lebens wünschen [1].

[1] Ich lasse diese Worte stehen, obwohl unterdessen Vorbrugg (geb. 1796) am 23. Decbr. vorig. J. heimgegangen ist. Er durfte es in ähnlicher Weise, wie jener Rehberger an S. Jakob. Noch hatte er am Morgen des Weihnachtsabends sich für die Festpredigt vorbereitet, dann mit seiner Familie die Christbescherung mit herzlicher Fröhlichkeit gefeiert und war eben im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen für den Dienst des Herrn aufzuwachen: allein er erreichte sein Bette nicht mehr. In dem Ruhestuhl seines Studirzimmers schlief er ein, um nicht mehr zu erwachen. Wenige Minuten nachdem er den Seinigen gute Nacht gewünscht folgte ihm seine Gattin in's Schlafgemach nach; sie fand nur seine Leiche. Ohne Schmerz, ohne Todesahnung voll seliger Weihnachtsfreude war er entschlummert. Ein Herzschlag hatte seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht. Vorbrugg war einer der redlichsten Menschen, ein völlig überzeugter von der Wahrheit des Evangeliums ganz durchdrungener Christ, der populärste Prediger und treueste Seelsorger Nürnbergs; Buße, Glaube, Heiligung das immer wiederkehrende Thema seiner einfachen, herzlichen Predigten. Er hat nur einen ganz kurzen, die äußerlichen Data enthaltenen Abriß seines Lebens hinterlassen und wollte auch nichts weiter an seinem Grabe gesprochen wissen Um so mehr setze ich die kurze aber durchaus treffende Charakteristik meines Freundes Pf. Reuter her: Lassen Sie mich, in dem Herrn geliebte Amtsbrüder,

Von Nürnberg wenden wir uns nach Erlangen, wo Gottes

---

es offen aussprechen vor dieser zahlreichen Versammlung: In dem Entschlafenen hat unsere Diözese eine ihrer schönsten und edelsten Zierden, hat unser Stand eines seiner würdigsten Mitglieder, haben wir Geistliche alle ein leuchtendes Vorbild des Glaubens, der Lehre und des Wandels der Gewissenhaftigkeit und Treue, wie der Weisheit in Führung unseres, Amtes, haben viele von uns einen zuverlässigen, aufrichtigen, treuen Freund verloren. Wo hat je das Herz eines Dieners Christi wärmer und feuriger geschlagen, als das seinige, für die Sache und Ehre unseres Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi, wie für das Gedeihen seiner Kirche auf Erden? Wo hat ein Mund freudiger, kräftiger und muthiger gezeugt von dem Namen, in welchem allein das Heil ist, als der seinige? Und er, der seine Stimme erheben konnte wie eine Posaune, wo es galt, die großen Thaten Gottes zum Heil der Menschen zu verkünden und die Seligkeit des Glaubens an Jesum Christum zu preisen, oder zur Buße zu mahnen und den Unglauben, den Weltsinn und die Leichtfertigkeit der Christen zu strafen: wie freundlich, wie milde, wie tröstlich und herzlich wußte derselbe mit den Mühseligen und Beladenen zu reden, die Angefochtenen zu berathen die Traurigen zu trösten, die Gebeugten aufzurichten, die Irrenden zu belehren und mit den Weinenden zu weinen! Er, der ein Mann war im besten Sinne des Wortes, ein ganzer Mann von der Fußsohle bis zum Scheitel, ein Mann nach dem Herzen Gottes, — er hatte ein weiches, mildes, weites Herz, ein wahrhaft kindliches Gemüth. Wie oft konnten wir an diesem auch in seiner äußern Erscheinung stattlichen Manne in Schmerz und Freude Thränen über seine Wangen rinnen sehen! — — Die Würde seiner Persönlichkeit, die er auch im engsten, traulichsten Kreise nicht verläugnete, der Ernst seines Wesens, der es namentlich in den letzten Jahren den tiefer Blickenden wohl erkennen ließ, daß er täglich in Bereitschaft stund und des Rufes seines Herrn gewärtig war; seine am Feuer des göttlichen Wortes genährte jugendliche Wärme und Frische, mit der er jede erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete kirchlichen Lebens begrüßte, aber auch Alles, was Schaden, Nachtheil und Gefahr drohte, rückhaltslos und entschieden bekämpfte; zuletzt der Schmerz, den sein edles, für Recht und Wahrheit warm fühlendes Herz bei der Heimsuchung unseres Vaterlandes im vergangenen Sommer tief empfand, — das Alles wird von uns nicht vergessen werden; wir werden es als ein köstliches Vermächtniß unseres

Gnade um dieselbe Zeit ein Feuer entzündet hatte, das noch heute in vielen älteren Amtsgenossen glimmt.

Vollendeten bewahren. Aber ihn selbst werden wir in unserer Mitte schmerzlich vermissen, und nicht blos wir, sondern auch die Hunderte unserer Gemeinde, die an seiner herzinnigen Andacht, mit welcher er des heiligen Dienstes im Gotteshause wartete, sich selbst erbaut, welche aus seinen einfachen, schlichten biblischen Predigten, aus seinem immer auf das Eine Nothwendige gerichteten Jugendunterrichte, aus seiner auf reicher Erfahrung beruhenden Seelsorge Stärkung und Förderung ihres geistlichen Lebens geschöpft haben [1].

[1] Reden bei seiner Beerdigung, Nürnberg 1866.

Sechstes Kapitel.

Der Erlanger Kreis.

In Erlangen begegnen wir zunächst zwei alten Bekannten wieder: Sigm. Vogel und L. Bertholdt. Ersterer war im J. 1808 von Altdorf herübergekommen und hatte sich seitdem noch tiefer in das Positive hineingebildet. So ist er gar Manchem durch Vorlesungen und Umgang ein Halt geworden, gegenüber der Ammon'schen Exegese, Einzelnen ein väterlicher Berather und Leiter. Er war, sagt sein College Engelhardt von ihm, er war lange Zeit an der Universität Erlangen der noch einzig dastehende alte Stamm, an dem sich ein Grün der Hoffnung auf eine bessere Zeit erhalten hatte. Er war ein Baum, der seine Blätter immer grünen und auch bei dem Eintreten des Winters nicht fallen ließ, weil ein Saft und eine Kraft in ihm waren, welchen der Wechsel der Zeiten nichts anhaben kann. — Und Schubert bemerkt, so mild er in seinem Urtheil über die in die Irre gerathenen Zeitgenossen war, so habe er doch die Aufforderung eines berühmten Theologen aus Weimar (Röhr?), so wie eine ähnlich lautende der obersten Kirchenbehörde in Genf mit kräftiger Entschiedenheit abgewiesen, als dieselbe den theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten eine Absagung von den positiven Glaubenslehren des Christenthums, eine ausschließendere Beschränkung auf der christliche Sittenlehre empfahl. Allein über seine frühere eigenthümliche Mittelstellung zwischen der kritischen Philosophie und dem Christenthum kam Vogel doch nicht hinaus und konnte deshalb auch eine wirklich er-

neuernde Richtung von ihm nicht ausgehen. Seine stille, vermittelnde melanchthonische Natur befähigte ihn, den ehrwürdigen Greis, dazu nicht. Man vergleiche übrigens die schöne Schilderung seiner liebenswürdigen Persönlichkeit in Schuberts Leben 3, 287 ff. Bertholdt vergrub sich in kritisch-isogogische Studien, die von einem rationalistischen Standpunkt, der sich auch in seinen Predigten stark ausspricht, getragen, aller anregenden Kraft entbehrten. Weit mehr ließ sich von G. Ph. Chr. Kaiser (seit 1816 ord. Prof.), erwarten, einem Manne, der viel bedeutender war als sein theologischer Ruf. Er hatte von Münchberg her, wo er längere Zeit als Geistlicher gestanden, einen gewissen philosophischen Zug mitgebracht. Der Grundgedanke seiner Theologie war ein „Universalismus der Religion", gegründet auf das Wesen der Menschheit einerseits und auf eine allgemeine Gottesoffenbarung andrerseits, eine Universalreligion, von der alle historischen Religionen nur Entwicklungsmomente seien. Diese Theorie sollte weder rein supernaturalistisch, noch rein biblisch, noch rationalistisch sein — sondern idealistisch, ob sie wohl nur ein sublimirter Rationalismus war [1]. Allein schon nach wenig Jahren gab er diese Position auf und stellt sich mit Entschiedenheit auf den Boden der heiligen Schrift. „Gerne gestehe ich — schreibt er im zweiten Theil des angefangenen Werks (Bibl. Moral 1821) — daß ich bei veränderten dogmatischen Ansichten die vor Jahren erschienene bibl. Theologie zu Vorlesungen nicht gebrauchte. Das in der Bibel geoffenbarte Wort ist mir Eins und Alles geworden. Mögen immerhin Familienleiden und die Leitung der Vorsehung auf die stärkere Anregung dieses Bedürfnisses Einfluß gehabt haben, so bin ich mir doch der Gründe bewußt, warum ich glaube und nunmehr der Offenbarung alleine folge. Aehn-

[1] Die biblische Theologie oder Judaismus und Christianismus nach der grammatisch-hist. Intrepretationsmethode und einer freimüthigen Stellung in die kritisch-vergleichende Universalgeschichte der Religion und in die universale Religion, 1. Theil D. G. Ch. Kaiser, Diak. in Münchberg 1813.

liches hatte er schon in dem Vorwort zu seinen monogrammata theologiae christ. dogmaticae v. J. 1819, einem kurzen, gedankenreichen und nach dem damaligen Verhältniß positiven Abriß der Dogmatik, ausgesprochen. Er erkennt da die Authentie Integrität und Inspiration der h. Schriften, die immanente Trinität, den Urstand, die natürliche Sündhaftigkeit der Menschheit, die Versöhnung, die Gnadenwirkungen u. s. w. an, so zwar, daß er diese Dogmen zunächst aus der Schrift erhebt und dann durch Vernunftgründe zu rechtfertigen und zu begründen sucht; wie er denn z. B. die Trinität daraus erklärt, daß Gott, der absolute Geist (Denken) sich selbst vergegenwärtigt (der Vater), sich gegenständlich werde (der Sohn, ewig gezeugt) und in dieser Gegensätzlichkeit sich selbst erkennend, sich mit sich zusammenschließe (der h. Geist) S. 55. Von der Versöhnung heißt es einfach: Christus mortuus est sic, ut per et propter hanc mortem peccatorum admissorum poenae (mors etiam qua poena) tollantur et illorum venia emendati homines tranquillari — simulque a peccato ipso liberari possint. Auch über die Rechtfertigung erklärte er sich ganz schriftgemäß. Es will das in der That für jene Zeit etwas sagen. Und Kaiser besaß auch den Muth, seine Ueberzeugung frei und öffentlich auszusprechen. Es gehörte ja wirklich Muth dazu, sich der damals so geschmäheten Orthodoxie des siebenzehnten Jahrhunderts und des verachteten Protestantismus so anzunehmen, wie er es in seiner Reformations-Predigt v. J. 1817 that. Er sagt da in der ersten Predigt: Selbst jene Verehrung älterer Meinungen, jenes starre, kämpfende Festhalten der einmal gefaßten Begriffe und Ueberzeugungen aus der heiligen Zeit der Reformation, welche im siebenzehnten Jahrhunderte unsere Gottesgelehrten bewiesen haben — ist es denn nicht ein ehrenvolles Zeugniß ihrer reinen Ehrfurcht gegen die Wahrheit nach dem Muster ihrer Vorgänger, ein Zeugniß ihrer demüthigen Anerkennung der Offenbarung, ihrer Beständigkeit im Bekenntnisse? Sollte es nicht diejenigen jetzt beschämen, denen in Sachen des Glaubens kein Unterschied mehr

wichtig erscheint und jeder Lehrbegriff gleichgiltig ist? Jene erhöhete Sittenreinheit der protestantischen Geistlichen und Gemeinden, welche segnend auch auf die höhere Sittlichkeit der katholischen Kirche zurückwirkte, jener ruhige Gang frommer, weiter reformirender Männer, eines Arndt, eines Spener, die da kämpfend gegen das unfruchtbare Schulgezänke zu der reinen Quelle des biblischen Wortes, zur einfachen Lehrart und zur Frömmigkeit zurückzuführen bemüht waren — war das nicht eine Frucht der früheren Wiederherstellung der heiligen Schrift, der höheren Weise der Reformation? Jene Menge von geistlichen, kernhaften Liedern und Sprüchen bei der protestantischen Kirche, die im treuen Gedächtniß aufbewahrt, von Mund zu Munde, und noch nicht ganz vergessen zu unserer Zeit, so viel Segen gebracht haben — sind sie nicht die Frucht der Reformation? Dann rühmt er die Bibelanstalten zu Halle im Anfang des achzehnten Jahrhunderts, den Eifer unserer Kirche für die Verbreitung des Christenthums in beiden Indien, die Verbesserungen des Schulwesens, besonders durch den frommen Franke in Halle, jene eifrigen Untersuchungen über die heiligen Religionsurkunden, jenes Forschen der Vernunft in göttlichen Dingen, welche recht gebraucht nicht von Gott abführt, sondern nach den Verirrungen des Unglaubens immer wieder zu Gott leitet, und schließt dann mit einem Blick in die Gegenwart: „Gewaltig fort drängt die Reformation zu einem hohen Ziele in künftigen Jahrhunderten: neue größere Bibelgesellschaften haben begonnen, neue Bildungsanstalten eröffnen sich in katholischen und in evangelischen Ländern, neue Ansprüche an Sittenreinheit ergehen an unser Volk. Fürchte nichts, fürchte nichts, sondern *hoffe* Großes für künftige Jahrhunderte, theueres von Gott erkorenes Volk der Christen: Nur *gewarnt* sei in dieser ernsten Zeit vor dem Mißbrauch der Gewissens-Freiheit zur Frechheit und Lasterhaftigkeit. *Neuer Glaube*! — nein, der *alte* Glaube kehre wieder, der die Offenbarungen der Schrift und Weltgeschichte durch die Vernunft jetzt wissenschaftlich nachzuweisen hat und zum Leben in das Gemüth einprägt und zur Bildung

eines bessern Geschlechtes, das einst auf unsern Gräbern wandeln wird, geheiligt werden muß." So predigte der Mann [1]. Und noch höher erhebt er sich in der Predigt am dritten Jubelfesttag. Da ruft er, indem er von den Folgen der Reformation für das religiös-kirchliche Leben unserer Zeit redet, aus: „Auch das Heiligste kann gemißbraucht werden, auch das Licht der Denkfreiheit wurde durch die Weise dieser Welt in die Nacht des Unglaubens verwandelt, die Geistesfreiheit von dem Laster zur frechen Sittenlosigkeit entstellt und nachdem der Aberglaube gestürzt war, die Gefahr der Zügellosigkeit und des Heraustretens aus der christlichen Gemeinschaft herbeigeführt. O Martin Luther, theuerer Glaubensheld! deine Reformation trägt davon wahrlich nicht die Schuld; denn durch den Glauben hat sie die Welt überwunden. Aber kämest du zu diesem Geschlechte, wie würdest du dich wundern über so viele, die sich Protestanten nennen, aber sich der gänzlichen Freigeisterei dahingeben, oder doch wenigstens nichts, als was allein die Vernunft lehrt, für Offenbarung erkennen wollen. Wie würdest du erstaunen über die Lauigkeit gegen das Wort der Wahrheit, über die Geringschätzung der öffentlichen Gottesverehrung, über die Verachtung der Bibel; wie würdest du dich entsetzen über die Verhöhnung der Sakramente und Altäre." (S. 232). In der That, man erstaunt über ein solches Zeugniß in dieser Zeit. Es wird wenige Jubel-Reformationspredigten geben, die sich ihm an die Seite stellen lassen. Auch in seinen Vorlesungen, besonders in denen über biblische Einleitung widersetzte er sich der eingerissenen Destruction und vertheidigte namentlich allen Ernstes die Integrität und Authentie des Pentateuchs, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Und doch ist Kaiser's ganze Wirksamkeit fast spurlos vorübergegangen! Ich kann es mir nur erklären aus der Art seiner Mittheilungsweise auf Kanzel und Katheder: dieser unendlich trockene schläfrige und einschläfernde Vortrag, dem man

---

[1] Einige Predigten in den J. 1817 u. 18 v. Dr. G. Ph. Ch. Kaiser, 1818 S. 214 ff.

auch nicht die geringste Bewegung des Innern abfühlte, dieser völlige Mangel an Mittheilbarkeit im Privatgespräch, dazu die seltsame, geschmacklose Terminologie, deren er bediente, — abgesehen von seiner späteren seltsamen Schrifterklärung (Hohes Lied und Koheleth).

Von G. Veit Engelhardt seit 1820—21 ist es bekannt, daß er nicht nur ein fast allumfassendes und in seinem Fache höchst gründliches Wissen, sondern auch die Gabe lebendiger Anregung in hohem Maße besaß. Geistvoll und mittheilend wie er war, ist er vielen jungen Männern im persönlichen Umgang mit ihnen zum großen Segen geworden; auch Schreiber dieses muß es dankbar bekennen. Aber eben so bekannt ist auch, daß sein wissenschaftlicher Standpunkt noch sehr schwankend und unsicher war, und daß es seine volle Richtigkeit hat mit dem, was Schubert[1] von ihm sagt: „Er pflegte gerne das eigene Urtheil zurückzuhalten und die Anschauung und Erfahrung der vergangenen Zeiten wie der Gegenwart für sich sprechen zu lassen, gleich einem stillschweigenden Theilnehmer an einem Zeugenverhör"; das heißt, er litt an einer falschen Objectivität, welche die innere Theilnahme an dem Gegenstande, auch wo sie in ihm lebendig war, nicht zum Ausdruck kommen ließ. So hatten seine Vorlesungen nicht den gehofften nachhaltigen Erfolg, sie waren zu kühl, zu abstrakt, als daß sie die Studentenschaft, die ihm mit Liebe anhieng, hätten erwärmen können. Nur die frühesten, namentlich die über Reformationsgeschichte übten durch die Lebendigkeit des Vortrags und durch die reichen Mittheilungen aus Luthers Schriften einen zündenden Einfluß; der geräumige Hörsaal konnte die Menge der Zuhörer kaum fassen, selbst zahlreiche Nicht-Theologen nahmen Antheil. So viel ich weiß, hatten auch seine Besprechungen in dem von ihm geleiteten homiletischen Seminar einige Zeit lang sich großer Theilnahme zu erfreuen. Bald nach ihm trat auch Georg Benedict Winer aus Leipzig ein, der Begründer einer neuen Aera der

[1] A. a. O. 297.

Schriftauslegung, der Ernesti der Neuzeit. Seine unsterbliche Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms hat die unendliche Willkür der orthodoxen und der rationalistischen Exegese zu nichte gemacht und die Gesetze und Methode einer richtigen Schriftauslegung, der grammatisch-historischen, mit eben so viel Gründlichkeit als Klarheit aufgestellt. Sein kurzer lateinischer Commentar zu dem Galaterbriefe (1821) hat die paulinischen Grundbegriffe in ihrer genuinen Bedeutung wieder verstehen gelehrt. In diesem Sinne hat er auch an hiesiger Universität gewirkt. Seine zahlreich besuchten Vorlesungen schärften das exegetische Gewissen, sie konnten zur Ueberwindung des Rationalismus die besten Dienste leisten, aber überwunden hat er selbst ihn nicht. Eine Erneuerung in positiv-christlichem Sinn hat auch er nicht bewirkt, dazu war sein Standpunkt noch zu rationalistisch.

Die allerersten Impulse dazu sind überhaupt auch hier nicht von den akademischen Lehrstuhle, sondern aus der Mitte der akademischen Jugend selbst ausgegangen. Die Nachwirkungen der großen Weltbegebenheiten, die lebenskräftigen Erzeugnisse der Nationalliteratur, die Bewegungen auf dem Feld der Philosophie, überhaupt der Umschwung in der ganzen Weltanschauung seit dem Anfang des Jahrhunderts übte auch auf sie ihren Einfluß. Es begann ein neuer frischer Geist in einem Theil der Studentenschaft sich zu regen; er lag, so zu sagen, in der Atmosphäre jener Zeit. Ein Kreis derselben, von den Rector Gabler in Bayreuth, einem Kenner und Verehrer Hegels, angeregt, folgte einem Zug zur Philosophie, welcher, wenn er auch zunächst nicht tiefer ging, doch das Interesse für höhere und insbesondere für religiöse Wahrheit weckte; denn Gabler gehörte bekanntlich der sogenannten rechten Seite der Hegel'schen Schule an. Unter den Theilnehmern an diesen Bestrebungen war unser seliger N ä g e l s b a c h einer der begabtesten, und jedenfalls der begeistertste und lebendigste, der Liebling seiner akademischen Freunde, überdieß während seines halbjährigen Aufenthalts auf dem Gymnasium zu Ansbach durch Lehmus (s. unten K. 10) zu einer positivern Er-

kenntniß als die übrigen gelangt [1]. Vornehmlich von ihm und einigen andern, durch Daub in Heidelberg angeregten, angefeuert, versuchte sich dieser Kreis (seit dem Jahre 1822) an der Hegel'schen Philosophie, die damals mit so großen Verheißungen aufgetreten war; sie lasen und debattirten in gemeinsamen Zusammenkünften die Phänomenologie, die Encyklopädie, in dem guten Glauben, hier die Lösung der höchsten Probleme, die Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen zu finden — ohne jedoch in den Kern dieser Philosophie selbst tiefer einzudringen. Es war bei den Meisten nur eine oberflächliche Berührung von der Sache, bei Vielen blieb es blos bei ein Paar angelernten Formeln und Redensarten. Auch Schellings Vorlesungen in Erlangen, die in dieselbe Zeit fielen, gingen fast nur wie ein glänzendes Phänomen an der akademischen Jugend vorüber. Es ist auch aus meiner Erfahrung herausgeschrieben, was Dorfmüller (der sich wohl am tiefsten in Schelling eingelebt) darüber sagt: Die empfänglichern Gemüther wurden hingerissen von der Tiefe und schöpferischen Kraft seiner Ideen; von der Mehrzahl wurden seine Gedanken, bei dem Mangel an Vorbereitung für solche Dinge mehr bewundert, als verstanden; die Wirkung war deshalb zwar anfangs ergreifend

[1] Nach schriftlichen Mittheilungen. Wie hoch Nägelsbachs Freunde von ihm hielten, mag einer dieselben selbst bezeugen: Ein seltner Mensch, sagt er vor ihm, in welchem eine reiche Begabung des Geistes mit den leuchtendsten Vorzügen des Herzens und Charakters sich frühzeitig vereinigt zeigte, der schon als fünfzehnjähriger Jüngling bei der frischesten, fröhlichsten und liebenswürdigsten Jugendlichkeit, was Reichthum des Wissens und Entschiedenheit des sittlichen Charakters betrifft, eine seltene Reife erreicht hatte, in dessen allem Gemeinen und Frivolen unzugänglicher Seele die reinste Begeisterung für alles Edle, Heilige und Göttliche glühte, dem, während er so entschieden wie nicht leicht ein Anderer das nil humani a me alienum puto sich zur Losung erwählt hatte, zugleich eine so kindliche Pietät und gläubige Empfänglichkeit für das Christliche einwohnte, daß ihm für kritische Zweifel auf diesem Gebiete das Organ abzugehen schien. Vgl. über ihn meine Grabrede und Döderlein's Gedächtnißrede.

und aufregend, aber nicht so tief, als sie hätten sein sollen[1]; auch währte Schellings Aufenthalt in Erlangen nur ein Paar Semester. Aber Eines, und zwar etwas sehr Bedeutendes, ward doch damit gewonnen: Respect von der Würde und Tiefe des historischen Christenthums; die hegel'sche Strömung nahm positivere Elemente in sich auf, und beides zusammen steigerte die Empfänglichkeit der Jugend für religiöse Eindrücke, das Suchen und Verlangen nach Befriedigung eines edeln, wenn auch noch sehr unklaren Gefühls- und Wissenstriebs. So war der Boden für eine bessere Saat bereitet, der Rationalismus, von dem man freilich auch keine gründliche Kenntniß besaß, in Mißkredit gekommen, — er galt unter der großen Mehrzahl der Studirenden für ein alterschwaches System; die Vertreter des rationalen Supernaturalismus aber, weder Engelhardt noch Winer, konnten jenem erwachten Bedürfniß die Befriedigung geben, die es erheischte, und den Halt, den es bedurfte[2].

Erst von dem reformirten Pfarrer Prof. J. Chr. G. Krafft ging eine tiefer eingreifende und nachhaltige Anfassung der Gemüther im specifisch-christlichen Sinn aus. Geboren 1784 im Rheinland kam er 1817 an die hiesige deutsch-reformirte Gemeinde und wurde 1818 außerord. Professor der Theologie[3]. Er brachte aus seiner Heimath bereits eine fest ausprägte, unter schweren innern Kämpfen errungene christliche Ueberzeugung mit. Die persönliche Erfahrung von der versöhnenden rechtfertigenden Gnade Gottes in Christo und von der Tiefe des natürlichen Verderbens des menschlichen Herzens, die das Centrum seines Lebens wurde und blieb, hatte ihn aus einem Rationalisten zu einem offenbarungsgläubigen Theologen umgeschaffen; sie hatte ihm eben damit den ganzen Jammer der damaligen theologischen Welt auf-

[1] Schubert in seinem Leben a. a. O. schlägt den wirklichen Erfolg zu hoch an.

[2] Es hatte eine kurze Zeit, aber freilich ganz vergeblich selbst bei dem Philosophen Kapp nach Nahrung gesucht.

[3] Vgl. die beiden Grabreden von dem verstorbenen reform. Pfarrer D. Renaud und von mir, 1845.

gedeckt und zugleich den unbesiegbaren Wunsch in ihm erzeugt, als Universitätslehrer Jünglingen, die sich zum Amt des Wortes vorbereiteten, das Heil bezeugen zu dürfen, welches ihn selbst beseligte. Sofort gelobte er seinem Herrn und Gott, wenn er ihn zu diesem Dienst gebrauchen wollte, streng nach dem Ausspruch zu verfahren: Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. Daher er hernach für seine Vorlesungen nie ein Honorar nahm, so sehr es ihm auch von seinen Collegen verübelt wurde. — So lag denn für Krafft, als er hier zu wirken begann, die Frage ob Vernunft oder Schrift, Philosophie oder Offenbarung? bereits völlig entschieden hinter ihm. Er war Schrifttheologe im strengsten Sinn des Worts. Sein theologisches Lehramt begann er mit exegetischen Vorlesungen, welche mit ausführlicher Gründlichkeit den Schriftinhalt entwickelten, aber immer zugleich auf's Leben anwandten — wir können sie praktische Exegese nennen. Allein der Eingang, den er fand, war anfangs gering; nicht daß es an Zuhörern gefehlt hätte — aber die zu große Breite des erbaulichen Vortrags ließ sie nicht lange darin aushalten. Auch seine Predigten, ausgezeichnet durch einfache und gründliche Textentwicklung, wurden anfangs von Studirenden nur sehr selten besucht, und die Wenigen, die sich ihm näher angeschlossen hatten, galten für Mystiker und Obscuranten. Aber mit dem Jahre 1824 war seine Zeit gekommen. Seine Vorlesung über Pastoraltheologie im Wintersemester, die fast nur durch einen scheinbaren Zufall zu Stande gekommen war [1], hatten eine durchschlagende Wirkung. Sie begann mit einem Gebete und einem feierlichen Bekenntniß seines Glaubens, sämmtlicher Grundlehren des Evangeliums, der

[1] Er hatte dasselbe Kollegium bereits mehrere male angekündigt ohne Zuhörer dafür zu finden und wollte schon die erneuerte Ankündigung unterlassen, als er von mehreren älteren Studirenden, die gerade diese Vorlesung wünschten, dazu aufgefordert wurde. Dieselben waren es dann auch, die ihre Commilitonen zum zahlreichen Besuch veranlaßten. Man erkennt da den Finger Gottes, der gerade in dem was wir Zufall nennen waltet.

Lehre von der Versöhnung obenan, im diametralen, schlagenden Gegensatz gegen den Rationalismus, ein Anfang der sofort auf viele Zuhörer einen tiefen, entscheidenden Eindruck machte und ihm für das ganze Semester einen zahlreichen Kreis sicherte, der sich ein Gewissen daraus machte, eine einzige Stunde zu versäumen. Das Eis war gebrochen. Einen ähnlichen Erfolg hatten die Vorlesungen des folgenden Jahres über Missionsgeschichte, „in denen man Studirende aller Fakultäten erblicken konnte"; späterhin, wenn auch in vermindertem Maße, die Vorträge über biblische Dogmatik (nach Heß vom Reiche Gottes). Diese Theilnahme an den Vorlesungen kam dann auch seinen Predigten, die gleichfalls vorzugsweise lehrhaft-exegetischer Art waren, zu gute; die Zuhörer mehrten sich fast mit jedem Sonntag; sie wurden fast von allen ernster gesinnten Männern, von Studirenden der verschiedensten Kreise besucht, selbst seine nachmittägigen Christenlehren fanden zahlreiche Theilnehmer. Und so geschah es, daß durch Krafft nicht nur Vielen das Auge für das lautere Evangelium geöffnet, sondern eine tiefgreifende und nachhaltige Erweckung bewirkt wurde[1]. Sie fiel zum größern Theil in den Kreis derjenigen strebsamen Jünglinge, dessen ich vorhin gedachte, und namentlich ist es auch hier wieder unser Nägelsbach gewesen, der, neben einigen andern noch Lebenden von ihr ergriffen, mit der ihm eigenen Plerophorie dieselbe den Freunden vermitteln half. Damit bahnte sich zugleich der Uebergang von der Unhaltbarkeit eines halbphilosophischen Christenthums an; es wich einem tieferen Lebensernst; es kam bei Vielen zu einer rechtschaffenen christlichen Frömmigkeit, und in Folge davon auch zu einer ernsteren Würdigung der Forderungen des pastoralen Berufs an seine künftigen Träger. — So erblühte hier, während weithin noch der Winter-

---

[1] Diese wie die folgenden Nachrichten verdanke ich theils noch meinem seligen Freunde Nägelsbach, theils einem Studien- und Gesinnungsgenossen desselben; ich selbst hatte schon 1822 Erlangen mit Halle und Berlin vertauscht. Doch will ich nicht unbemerkt lassen, daß gar manche andere Studirende derselben Richtung von Krafft's Vorlesungen nicht tiefer berührt worden sind.

frost des Rationalismus auf den Feldern lag, ein Gottesfrühling, dessen reifende Früchte der ganzen Landeskirche zu Gute kommen sollten. Zwar erstreckte sich die von Krafft ausgehende Erweckung nicht so weit, als man häufig annimmt; es ist zu viel gesagt, daß aus seiner Schule das ganze jüngere Geschlecht der gläubigen, protestantischen Theologen in Bayern hervorgegangen sei (Schubert); aber es war eine Erweckung von wahrhaft gesunder Art, ohne allen philosophischen, mystischen und pietistischen Beigeschmack, lediglich durch die Gotteskraft des Wortes geschaffen. Denn gerade darin bestand Kraffts Stärke, daß er nichts sein wollte, als das einfache und getreue Organ dieses Wortes. Ohne viel gelehrte Zuthat — die Gelehrsamkeit, die er wirklich auf diesem Gebiete besaß, diente ihm nur zum Mittel — aber verstanden im Geiste der Reformatoren, legte er die Schrift auf dem Katheder wie auf der Kanzel so aus, daß er die großen Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils mit vollster Klarheit und Bestimmtheit entwickelte, und stetsdie praktische Bedeutung derselben betonte. Gerade diese seelsorgerliche Weise drang der Jugend so tief ins Herz. Und was eben so mächtig wirkte als sein Wort, das war, wie schon angedeutet, seine ganze Persönlichkeit: eine mehr auf logischen Verstand als auf Tiefsinn angelegte Natur, ohne glänzende Begabung, ohne bedeutende Beredtsamkeit, fern von jeglichem Echauffement und Scheinwesen, aber immer in sich gefaßt und und gesammelt, — ruhte ein Ernst auf seiner Erscheinung, dem man's wohl abmerkte, daß er aus einem in Gott verborgenen Leben stamme, und trug Alles, was er sprach und that, den Charakter der Gewissenhaftigkeit, der Gottesfurcht, der vollen selbstgewissen Entschiedenheit; er lebte wirklich was er lehrte: obwohl ein äußerlich unscheinbares Gefäß, war doch Gottes heiligender Geist wohl an ihm zu spüren — dieser Eindruck verstärkte die Kraft seines Wortes und gab seiner Person ein solches Ansehen, daß Gleichgesinnte in den wichtigsten Dingen gerne seinen Rath und sein Urtheil einholten, als den eines der besonnensten und erfahrensten Christen. Denselben Ernst bewährte er auch in seiner Familie und im Umgang mit einzelnen Studirenden, denen er

gerne sein Haus öffnete — in diesem engeren Verhältnisse so, daß er wohl häufig etwas zu drückend wirkte.

Noch ein Zug darf nicht unerwähnt bleiben: „So viel Krafft Zuhörer hatte, die an seinen Worten hingen und ihn als Vater in Christo ehrten: nie hat er persönliche Anhänger gesucht oder auch nur geduldet, daß sich solche zu ihm schaarten. Mit großer Geschicklichkeit und geflissentlichem Ernste wußte er persönliche Huldigungen sich fern zu halten; er hätte gefürchtet, von der Ehre und dem Danke, welcher allein dem Herrn gebührt, auch nur das kleinste Theil an sich zu nehmen, und wenn je ein Lehrer den Namen eines treuen Johannes (im Sinne von Joh. 3, 29. 30) verdient hat, so ist er es. Oft sprach er sich mißbilligend über die Gewohnheit der Menschen aus, bei Beurtheilung Anderer großes Gewicht darauf zu legen, wie diese zu dem Beurtheiler selbst sich stellten und auf die Ehre und Anerkennung von ihnen merkliches Gewicht zu legen. Das sei ein Prärogativ Gottes, sagte er, Alle Menschen zu beurtheilen und zu richten darnach, wie sie sich zu Ihm stellten. Keinem Menschen gezieme, sich dadurch die Ehre zu nehmen, die nur Gott zustehe. Mit diesem Grundsatz machte er vollen Ernst und ließ sich lieber, wenn es nicht zu vermeiden war, den Schein abweisender Kälte vorwerfen, als daß er das Rühmen und Erheben einer um ihn bemühten Jüngerschaar ertragen hätte. So war er ein Mann Gottes, wie Wenige, und auf dem was er war beruhte die Macht dessen, was er wirkte"[1].

Er konnte nicht fehlen, daß ein so entschiedener Zeuge des Herrn Mißstimmung, Widerspruch und Anfechtung zu erfahren bekam. Und er hat sie auch im reichen Maaße erfahren. Er wurde als Pietist und Mystiker verschrien, von seinen geistlichen Collegen scheel angesehen, auch seine akademischen Amtsgenossen waren ihm anfangs nicht hold, mehrmals wurde er bei den Behörden wegen Competenzüberschreitungen verklagt, durfte aber bald die

[1] Schriftliche Mittheilung.

Genugthuung erleben, daß die besten und ernstgesinntesten Männer ihn anerkannten und, wie selbst Schelling und Puchta, ihm ihre Achtung und Zustimmung offen und thatsächlich bezeugten.

Gehen wir noch etwas näher auf seine Lehrweise ein. Seine Predigten, so einfach, lehrhaft und theilweise trocken sie waren — sie konnten sich zuweilen über unwesentliche Einzelheiten mit ermüdender Breite ergehen — lassen doch durchweg die vorhin beschriebene Gesinnung durchfühlen und geben ihr nicht selten am Schluß einen mächtigen, ergreifenden Ausdruck. Wenn irgend woran, so kann man es gerade an Kraffts Predigen lernen, wie wenig an der rhetorischen Form, wie gar nichts an Phrasen, dagegen Alles an der einfachen, schriftgemäßen vom h. Geist getragenen Verkündigung gelegen ist. Er hat sie auch stets auf's sorgfältigste vorbreitet und geschrieben. — Ganz besondere Empfehlung verdienen die vier Predigten über 1 Cor. 1, 30 (herausg. 1829), welche die Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung in lichtvollster Weise, man darf sagen, im genuin lutherischen Sinne entwickeln, und sodann die über Jesaias 53, welche, noch exegetischer verfahrend, diese Weissagung so wie sie im Lichte des neuen Testaments verstanden sein will auslegt. Gründlich eingehend versenkt sich da die Betrachtung mit dem Text in die tiefsten Tiefen der Erniedrigung des Knechtes Gottes, und erhebt sich schließlich mit ihm zu einem Triumpflied über dessen Verherrlichung [1]. — Denselben Charakter theilen seine wissenschaftlichen Arbeiten, die man jedoch nicht eben bedeutend nennen kann. Von der Dogmatik, die er herauszugeben beabsichtigte, sind nur fünf Bogen erschienen — eine sinnreiche, mit reichen Citaten aus Luther geschmückte Erläuterung des Johanneischen Prologs (1—14). In der Herstellung der Harmonie der Synoptiker, womit er sich vorzugsweise beschäftigte [2], ging er von dem Grundsatz aus, daß die

[1] Im J. 1848 erschien eine umfängliche Sammlung der Predigten Krafft's.

[2] Chronologie und Harmonie der vier Evangelien aus Krafft's Nachlaß herausg. v. D. A. Burger, 1848.

Schrift einen vollkommenen harmonisch-chronologischen Organismus bilde, und suchte dieß am Einzelnen und bis in's Kleinste nachweisen. Man kann es als einen Mangel dieser Untersuchungen bezeichnen, daß sie die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der einzelnen Evangelien nicht genugsam beachten; aber einzelne Schwierigkeiten haben sie mit Scharfsinn und Glück gelöst. — Die ganze Lehrmethode des Mannes in Schrift und Vorlesung hatte etwas Trockenes — sie schien auf dem Grundsatz zu beruhen: Wenn es nur mit der Logik und mit dem Gewissen des Zuhörers recht bestellt sei, könne der Erfolg nicht fehlen; aber sie imponirte durch die ruhige Selbstgewißheit des Docenten. Was seine confessionelle Stellung betrifft, so hat Krafft den Unterschied zwischen dem lutherischen und reformirten Bekenntnisse, so wie er es verstand, — und er verstand es im Geiste Luther's, — für sehr unwesentlich gehalten; später betonte er das reformirte Element, namentlich die Prädestinationslehre stärker, aber auch da nicht in polemisirender Weise.

Als ein besonderrs Verdienst desselben muß auch dieß hervorgehoben werden, daß er die erste Anregung zu einem hiesigen Bibelverein und zur inneren Mission gegeben hat. Dem Bibelverein, der auf seine Anregung im Jahre 1824 gestiftet wurde und dessen Seele er war, traten die namhaftesten Männer, Schubert, Puchta, Engelhardt, Döderlein, Ackermann, auch Schelling, der eine Zeitlang das Präsidium desselben führte, und viele Studirende, in den drei ersten Jahren 114 an der Zahl, bei. Seine Wirksamkeit war eine bedeutende. Schon im ersten Jahre betrug die Zahl der Mitglieder 134, die der übrigen Theilnehmer 108; die Einnahme 567 Gulden, darunter 160 von Studirenden. In drei Jahren hat er an 650 Bibeln vertheilt. Etwas später gründete Krafft eine Anstalt für arme verwahrloste Mädchen, die namentlich von seiner trefflichen Frau und anderen gleichgesinnten Freunden gepflegt wurden. Sein Haus wurde der Sammelpunkt für christliche Interessen, für viele durchreisende gläubige Christen, Evangelisten und Missionäre, und der Mittelpunkt für einen Kreis

von Jungfrauen, denen sich seine Hausfrau mit eben so viel Verständniß als Liebe widmete.

Ueber den Charakter der von Krafft ausgegangenen Erweckung füge ich noch aus den schriftlichen Mittheilungen eines von ihr am tiefsten ergriffenen Geistlichen bei: „Es kann unbedenklich angenommen werden, daß der Glaube an das Evangelium um diese Zeit bei den Theologie Studirenden in Erlangen im Allgemeinen den Sieg über den Rationalismus davon getragen hatte. Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, daß ausnahmslos bei Allen der „sogenannte Denkglaube" innerlich überwunden gewesen wäre, noch behauptet werden, daß der Standpunkt derjenigen, welche sich wieder entschieden zu dem Glauben der Väter bekannten, die Signatur von etwas völlig Geklärtem und Fertigem an sich getragen hätte. Unter ihnen befanden sich noch gar Manche, die innerlich noch lange nicht so weit gefördert waren, als sie sich bedünken zu lassen geneigt sein mochten. Selbst unter denen, die den Anfang eines mit Christo in Gott verborgenen Lebens in sich trugen, fehlte es vielfach an der rechten, durch Exegese und Kenntniß der historischen und systematischen Theologie bedingten Klärung und Solidität. Die neugewonnene Glaubensrichtung, zunächst von einem lebendigen Ergriffensein des Gemüthes ausgehend, hatte im Ganzen noch etwas zu einseitig Subjectives und Romantisch-idealistisches. Von einem kirchlichen oder gar confessionellen Bewußtsein war bei den gläubigen Studenten noch keine Rede, wie dieß auch bei dem Charakter jener Zeit und dem Zustand der Theologie nicht erwartet werden konnte. Wenn wir nach unserer Meinung alle gut lutherisch waren, so ist das mehr im persönlichen als kirchlichen Sinn zu nehmen, sofern nämlich Luther als das gepriesene Ideal eines christlich-deutschen Mannes uns vor der Seele stand. Selbst unsern verehrten Krafft betrachteten wir harmlos als einen guten Lutheraner, weil er sich häufig auf Kanzel und Katheder auf Luthers Autorität berief, und die treffendsten Stellen aus seinen Schriften citirte. Ging sonach dem unter der studirenden Jugend in Erlangen wiedererwachten

Glauben zunächst noch die konfessionelle Bestimmtheit und objectiv-kirchliche Nüchernheit ab, so lag darin freilich eine nicht geringe Gefahr, auf allerlei einseitige uud schwärmerische Abwege zu gerathen, eine Versuchung, welcher auch zunächst gar Manche wirklich unterlagen ... indem sie bald in ein pietistisch-separatistisches, oder methodistisches Treiben geriethen. Allein da diese Fehler bei den Meisten im Grunde doch aus aufrichtiger Liebe zu Christo und lebendigem Eifer um das Haus des Herrn entstanden, so konnte es später bei verbesserten Zuständen in der Kirche und Theologie nicht fehlen, daß sie durch Gottes Gnade allmählich in die rechte Bahn hineingeleitet wurden ... Jedenfalls aber muß diese ganze religiöse Bewegung als ein gnadenreiches Werk des Herrn und als ein bedeutender Wendepunkt in der Geschichte unserer evangelischen Landeskirche bezeichnet werden."

Neben ihm ist sogleich sein Freund Gotthilf H. Schubert, seit 1819 in Erlangen, zu nennen, den wir aus seiner Selbstbiographie hinlänglich kennen. Er war schon in Nürnberg, wo er ein Realinstitut leitete, sowohl durch die Bekanntschaft mit Kießling, Schöner und Burger, als durch Kanne zum lebendigen Glauben gekommen und hatte bereits im Jahre 1816 den ersten Band seines Alten u. Neuen geschrieben, worin er die Gnadenführungen Gottes im menschlichen und christlichen Leben an einzelnen Beispielen zeichnet. Denn das gehört immer zu dem Ersten, wenn ein Mensch zur Erfahrung der Gnade Gottes in Christo gelangt ist, daß er dann den Blick auch auf die Lebensführungen Anderer richtet, und darin den Spiegel und Wiederklang der eigenen mit Dank und Freuden verstehen lernt. In dieser Richtung hatten schon vorher die Baseler Sammlungen und die Hilmer'sche Zeitschrift, — nur gar zu kritiklos — zahlreiche Bekehrungsgeschichten gebracht. Schubert fuhr darin fort, aber viel freier, sinniger und ansprechender, unterstützt von einer außerordentlichen Belesenheit. Ihm ist die ganze Natur ein Spiegel der göttlichen Weisheit und Güte, und das ganze Menschenleben Zug und Zeugniß der rettenden Gnade Gottes. Mit hingebender Liebe sucht er dieselbe besonders in der Geschichte frommer Christen

auf und stellt sie in der anziehendsten Weise lebendig, anschaulich, erbaulich dar. Man wandelt da wie in einem Frühlingsgarten, durch welchen der Odem Gottes, Blüthen und Knospen weckend und zu Früchten reifend, weht; man spürt den Geist des neuen Lebens, das in dem Gemüthe des sinnigen Verfassers lebt. Darum haben diese Erzählungen, namentlich die des zweiten Bandes (1824) so viel Anklang gefunden und so vielen Seelen zur Anregung und Erquickung gedient. Sie bilden ein wesentliches Moment in der Geschichte, die wir schreiben. In Erlangen hat dann Schubert außer durch seine Vorlesungen vornehmlich durch den Privatverkehr auf viele Studirende sehr segensreich gewirkt, und ist das leibhaftige Verbindungsglied zwischen den dortigen, den nürnbergischen und den auswärtigen Freunden des Evangeliums geworden. Wo irgend christliches Leben in der Nähe oder Ferne erwachte, da sehen wir ihn die Fäden persönlicher Verbindungen anknüpfen: reichlich mittheilend aus dem guten Schatz seines liebevollen Herzens, und von Allen, die ihn kennen lernten, um seiner Liebenswürdigkeit willen geliebt [1]. Ueber den Einfluß, den Arnold Kanne übte, weiß ich nichts weiter, als was Schubert selbst [2] darüber mitgetheilt hat: er wird sich auf den engsten Freundekreis beschränkt haben, während der Professor Heller, ein Mann von der lautersten, kindlichen Gesinnung, einzelnen Studirenden, wie unserem Nägelsbach, zu großem Segen geworden ist.

An Schubert schließt sich Karl v. Raumer an. Er fällt zwar schon in eine spätere Zeit; da ich jedoch weiter unten kaum mehr Raum dazu finden werde, so möge hier sogleich seiner in der Kürze gedacht werden. Als Raumer von Nürnberg herüber an die hiesige Universität berufen wurde, hatte er bereits ein reiches, vielbewegtes Mannesleben hinter sich [3]. Er war ein ganzer Mensch,

[1] Eine sehr gelungene Schilderung Schuberts findet sich in dem „Lebensbild Albert Knapps" 1867, S. 265 ff.

[2] Leben 2. Bd. 290 ff. 502—508.

[3] S. über ihn seine eigene Biographie, nach dem Tode von seinem Sohne Rud. v. Raumer im J. 1866 veröffentlicht; sodann die „Grab-

und wie es zum Wesen der wahren Humanität gehört, daß sie von der Religion durchdrungen und geheiligt ist, so war das Christenthum das Centrum und die bewegende Seele Raumers geworden; ein aufrichtiger, kindlicher und zugleich tiefgegründeter Glaube an Christus, fern von Schein und Phraseologie, sondern That und Wahrheit, durchdrang Alles, was er lebte und liebte, dachte und arbeitete; er warf seinen verklärenden Schein auf seine ganze Persönlichkeit. In zweifacher Hinsicht setzte Raumer die Wirksamkeit Schuberts fort: einmal durch die sinnige Art, wie auch er den Sinn für die Schönheit der Werke Gottes, für die Vereinigung des Offenbaren und Geheimnißvollen, der Gesetzmäßigkeit und Freiheit in der Natur zu wecken suchte[1], sodann durch die liebenswürdige Freundlichkeit und Mittheilsamkeit gegen diejenigen Studirenden, die ihm näher traten. Aber Eines hatte er vor Schubert voraus: er war der lebendige Zeuge jener großen Zeit, die er selbst mitdurchgelebt und mitdurchgekämpft hatte, einer der edelsten Repräsentanten derselben, in dem sie gleichsam verkörpert in ihren schönsten Zügen noch einmal in die Gegenwart hereintrat. Dazu die universale, umfassende Bildung, — er hatte in der besten Schule des Humanismus gelernt und wie mit den edelsten Geistern der Vorzeit, so fast mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit vertrauten Umgang gepflogen — das tiefe Verständniß für Poesie, der aufgeschlossene Sinn für Kunst. Aus diesen reichen Schätzen seines Geistes theilte er den Studirenden, denen sein Haus allezeit offen stand, mit, an jenen Abenden, da er entweder aus den Werken Shakespeare's, Göthe's, Schillers, Thiecks u. A. selbst trefflich vorlas, oder ausgezeichnete in fremder Sprache geschriebene Schriften, wie Bako's novum organon oder Pascals lettres provinciales und pensées von den Studirenden

rede" von mir, das Schriftchen: „Zum Gedächtniß Karl v. Raumers von A. v. Scheurl 1865", und das „Erinnerungsblatt von A. v. Harleß" in der Zeitschr. für Protest. in K. Bd. 51, 1866.

[1] Vgl. Pädagogik Bd. 3 (3. Aufl.) Sr. 356 den Abschnitt: Geheimnißvoll offenbar.

übersetzen ließ und erklärte, hernach aber zu freier Unterhaltung mit denselben überging. Noch lange werden es Viele dankbar bezeugen, wie er dadurch in ihnen den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne geweckt und belebt, Geist und Herz bereichert und namentlich auch ächte Vaterlandsliebe genährt hat. Insbesondere waren es Augustin's Confessionen, die er selbst während des Feldzuges von 1813 in Frankfurt kennen gelernt hatte, welche er alljährlich zu erklären pflegte, und wodurch er zahlreiche junge Theologen in den inneren Lebensgang dieses großen Kirchenlehrers eingeführt hat. Auch dabei war sein Augenmerk nicht nur auf die tiefsinnigen, spekulativen Gedanken Augustins, für die er ein eingehendes Verständniß besaß [1]), sondern vornehmlich auf das Praktische gerichtet. Denn von einer Theologie, die blos um ihrer selbst willen da sei und welche als Wissenschaft Ziel und Zweck ihres Wissens blos in sich selbst trage, mochte Raumer nichts hören. Er bezeichnete die Summa seiner Theologie am liebsten als den Inbegriff des kleinen Katechismus Lutheri — freilich in dem Sinn, daß ihm die Tiefen der Erkenntniß, die im Hintergrunde desselben liegen, wohlbewußt waren. Denn gerade für alles Tiefsinnige hatte er das feinste Sensorium. Und damit hing es zusammen, daß er wenig Freude an ausführlichen dialektischen Erörterungen hatte, sondern immer den concretesten und treffendsten Ausdruck für die Sache suchte. Hiernach läßt sich der bildende Einfluß, den er auf den Kreis der Studierenden, der sich ihm anschloß, hatte, ermessen. — Seine Wirksamkeit erstreckte sich aber viel weiter; ich erinnere nur an seine Vorlesungen über die Geographie des heiligen Landes und über die Pädagogik, woraus seine beiden klassischen Werke darüber erwachsen sind, an seine Bemühungen für innere Mission, an die Gründung eines Rettungshauses für verwahrloste Knaben, wofür ihm seine gleichgesinnte Frau einen armen Knaben geschenkt hatte, und vor Allem an seine Verdienste um den Liederschatz unserer evangelischen Kirche. Die Sammlung geistlicher Lieder, die er

[1] Zeugniß davon gibt seine Ausgabe der Confessionen.

zuerst im Jahre 1831 mit eben so viel Einsicht als Fleiß herausgab, hat wesentlich dazu gedient, der Gegenwart den Sinn für die Herrlichkeit dieses Schatzes zu erschließen, ist zum Erbauungsbuch zahlreicher Familien, zum Trost und zur Erquickung Tausender geworden, — und wenn wir nunmehr in unserer eigenen lutherischen Landeskirche ein so treffliches Gesangbuch besitzen, so verdanken wir es, wenn auch nicht allein, doch vornehmlich den Vorarbeiten Raumers, der selbst mit diesen Liedern gelebt und gebetet hat. Auch er mußte anfangs viel Spott und Mißgunst erfahren, durfte aber die Freude erleben, in späteren Jahren die vollständigste Würdigung für sein Werk zu finden.

Außer diesen trefflichen Persönlichkeiten zog das an der Universität erwachte Glaubensleben reichliche Nahrung aus Roth's und Niethammers „Weisheit Luthers" (1816, 3 Bde.) mit der trefflichen Vorrede von dem Letzteren und den herrlichen Mittheilungen aus Hamann von Ersterem, aus Marheineckes Reformationsgeschichte (1816) und dessen Dogmatik vom Jahre 1819, aus den kleinen Schriften von Lehmus, insbesonders über den Versöhner (1820); dazu der Commentar Tholucks zum Römerbrief (1824) und der von Olshausen über die Evangelien (1830) — dies war die gelesenste Literatur.

Dagegen finden sich von Schleiermacher's Einfluß in jener Zeit nur sehr wenige Spuren. Es blieb unserer Landeskirche erspart, durch diese Mittelstufe, auf der so Viele stehen geblieben sind, sich den Durchgang zum positiven Christenthum zu bahnen; unmittelbar aus dem Rationalismus durfte sie zu der einfachen schriftgemäßen Heilslehre, zu den großen Mittelpunkten reformatorischen Glaubens und Bekenntnisses übergehen.

Bevor wir in diesem Zuge fortfahren, werfen wir unsern Blick auf vor- und gleichzeitige Vorgänge in dem protestantischen Süden Bayerns, dessen Mittelpunkt Augsburg bildet.

Siebentes Kapitel.

Der Augsburger Kreis.

In Augsburg lebte und wirkte von 1775 an Joh. Aug. Urlsperger, Sohn des Würtembergischen Hofpredigers Samuel Urlsperger — der Stifter der bekannten „deutschen Christenthumsgesellschaft"[1]. Nachdem er sich aus der herrschenden Aufklärung heraus mit heißem Wahrheitsdrang durch gewissenhafte Prüfung zur festen Ueberzeugung von der Wahrheit des göttlichen Wortes und zum lebendigen Glauben durchgearbeitet hatte, erfaßte ihn der Gedanke, ob es nicht möglich sei, die wenigen vereinzelten Bekenner der Schriftwahrheit zu einer Verbindung zusammenzuschließen und so eine vereinte Macht zur Vertheidigung und Föderung des wahren schriftgemäßen Christenthums zu schaffen. Mit zündender Gewalt erfaßte ihn dieser Gedanke. Die ersten vergeblichen Versuche, denselben durch schriftliche Anfragen und Aufforderungen zu verwirklichen, entmuthigten ihn nicht. Er hoffte, ihn durch persönliche Besprechungen durchzusetzen, und so groß war der heilige Eifer, der ihn trieb, daß er zu diesem Zwecke 1779 eine mühevolle, sechszehnmonatliche Reise durch ganz Norddeutschland, Holland und bis England hinüber unternahm — aber auch dieß ohne merklichen Erfolg: man lehnte höflich ab, man bat sich Bedenkzeit aus, man wolle sich die Sache überlegen. Sehr ent-

[1] Derselbe, der sich durch viele gelehrte Schriften, namentlich über die Trinität, bekannt gemacht hat.

muthigt, schweren Herzens kehrte er über Basel zurück, — aber eben hier, auf der letzten Station, traf er den Boden, wo das Saatkorn, das er Jahre lang scheinbar vergeblich von Ort zu Ort getragen, Wurzel schlagen und Frucht bringen sollte. In Basel hatte sich schon seit längerer Zeit ein reges christliches Leben gestaltet, angezündet von dem Landpfarrer Hieronymus d'Annona zu Mutteng, † 1770. Die zahlreichen Erweckten in Stadt und Land theilten sich in Pietisten, Herrnhuter (die zahlreichsten) und Separatisten, von denen jeder Kreis seine eigene Organisation hatte, ohne jedoch den andern feindlich entgegenzustehen. So übten sie gegenseitig einen heilsamen Einfluß auf einander. Zu seiner eigenen Ueberraschung fand nun da Urlsperger bei mehreren Predigern und Gelehrten, die er aufsuchte, nicht nur ein offenes Herz und Verständniß für das, was seine Seele bewegte, sondern auch die ernstlichste Bereitwilligkeit, in seine Plane einzugehen. Namentlich war es der Professor Herzog, der mit ganzer Seele in die Gedanken des Augsburger Senior eintrat und mit seinem Wort und Einfluß an der Verwirklichung derselben arbeiten half. Bald wurden auch mehrere christliche Männer aus dem Laienstande, besonders aus den Kreisen der Pietisten gewonnen, und am 30. August 1780 konnte sich im Hause des Professor Herzog der Verein förmlich constitituiren. „Dieß ist der denkwürdige Tag, wo ganz in der Stille ein Samenkorn in die Erde gepflanzt ward, aus dem unter Gottes gnädigem Walten ein großer, fruchtbarer Baum erwachsen sollte."

Der Zweck des Vereins war in seinem ursprünglichen Namen: „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit" ausgesprochen [1]. Um diesen Zweck zu erreichen, sollten theils ältere und neuere Schriften ächtchristlichen und bibelgläubigen Inhalts möglichst wohlfeil gedruckt und

[1] Später wurde die Benennung beliebt: Deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit (deutsche Christenthumsgesellschaft).

in möglichst weite Kreise verbreitet worden, theils sollte jedes Mitglied durch einen unanstößigen christlichen Wandel und durch Werke treuer Liebe auf die Hebung lebendiger Gottseligkeit in seinem Kreise hinzuwirken bemüht sein. Um Zusammenhang und Ordnung in das Ganze zu bringen, wurden feste (einfache) Lebensregeln für jedes einzelne Mitglied, regelmäßige Zusammenkünfte zu erbaulichen Besprechungen und zur Berathung der Vereinsangelegenheiten veranstaltet, endlich eine umfassende Korrespondenz mit auswärtigen Freunden eingeleitet, wozu Urlsperger von seinen Reisen her die nöthigen Adressen lieferte. — Von Kirche und kirchlicher Gemeinschaft ist dabei auch nicht mit einer Sylbe die Rede; so ganz ist der Gedanke daran auch diesem christlichen Vereine entschwunden — ein merkwürdiges Zeichen der Zeit.

Die innere Einrichtung des Vereins war sehr einfach. Ein engerer Ausschuß besorgte die Geschäftsführung. Derselbe veranstaltete monatlich eine Versammlung, die regelmäßig mit Gebet, auch wohl mit einer Schriftlection begann und schloß. In ihr wurden die eingegangenen Briefe vorgelesen, die Angelegenheiten des Reiches Gottes besprochen, die laufenden Geschäfte erledigt. Von den Verhandlungen und Beschlüssen des Ausschußes wurde ein Protokoll ausgefertigt und dasselbe sammt den wichtigeren Briefen bei den übrigen Vereinsgliedern in Umlauf gesetzt. Diese theilten sich in „beitragende" (aktive) d. h. solche, die sich nicht nur zu einem festen, jährlichen Beitrag, sondern auch zu treuer Haltung der aufgestellten Lebensregeln verpflichteten, und in „freie" Mitglieder, die sich zwar an den Versammlungen betheiligten, aber keine eigentlichen Verpflichtungen übernahmen.

Die Gesellschaft nahm zunächst in Basel rasch an Mitgliedern zu, namentlich aus dem Kreise der „Pietisten". Aber sie wuchs durch die aufopfernde Thätigkeit ihres Stifters auch nach Außen; denn sobald Urlsperger die Freude erlebt hatte, den Gedanken seines Lebens an diesem einen Punkte verwirklicht zu sehen, machte er sich alsbald auf, um einzelne Städte Deutschlands abermals zu besuchen und die Freunde zum Anschluß zu ermuntern, was nun

auch, da die vollendete Thatsache vorlag, von großem Erfolg begleitet war. In wenig Jahren breitete sich ein Netz von Zweigvereinen über die Schweiz, über den Süden und Norden von Deutschland und weit über die deutschen Grenzen aus, welche allesammt, im gleichen Sinne thätig, mit Basel, dem bleibenden Vorort, in Verbindung standen [1]. Von hier aus gingen die Nachrichten über die Vorgänge im Reiche Gottes nach allen Seiten hinaus und hier liefen die Mittheilungen von außen zusammen — anfangs auf schriftlichem Wege, bald durch die noch im Jahre 1784 gegründeten Basler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit", nebst handschriftlichen Zugaben, von denen gegenwärtig der 86. Jahrgang erscheint. Hier war der Heerd aller südwestlichen christlichen Bestrebungen für innere und äußere Mission, der Verbindungspunkt mit den ausländischen, insbesondere englischen Unternehmungen, und die Stätte, von welcher später (1815) auch die Baseler „evangelische Missionsgesellschaft" ausgegangen ist. Ströme lebendigen Wassers ergossen sich von da nach allen Seiten in stiller Verborgenheit.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die weitere Thätigkeit dieser deutschen Christenthumsgesellschaft zu verfolgen [2]; wir haben nur zu fragen, wie weit sie in dem protestantischen Bayern Eingang gefunden hat, — und darüber wissen wir leider nur wenig zu sagen. Daß es in Nürnberg der Fall war, haben wir gesehen. Der dortige Verein, fast gleichzeitig mit dem Baseler entstanden, galt für so bedeutend, daß es sich eine Zeitlang fragte, welcher von beiden der Vorort werden solle [3]; wir ersehen auch

[1] Im Jahre 1800 finden sich dergleichen Vereine in Würtemberg — außer Stuttgart, wohl 50 kleinere Kreise — in Frankfurt a. M. und der Umgegend, in Dresden, am Rhein, in Preußen 6, in den österreichischen Staaten, in Elsaß, Holland, Dänemark, Schweden.

[2] Ausführliche Nachrichten darüber in der schönen Schrift von Ostertag: Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft zu Basel 1865.

[3] Ostertag S. 17 und 28. Eine im Jahre 1784 in Nürnberg erschienene „Nachricht von der deutschen Gesellschaft" u. s. w. gibt ein anschauliches Bild des dortigen Vereins.

aus den angeführten Quellen, „daß sich ihm mehrere Nebenörter im fränkischen Kreise anschlossen“; wir werden dabei an Oettingen denken dürfen, wo Urlsperger später wirkte, vielleicht auch an Esper in Frauenaurach und jedenfalls an das Kastell'sche Rehweiler, wo Buchrucker (s. Kap. 8), aber weitere Spuren finden wir nicht [1]; am wenigsten in Augsburg.

Die Regungen christlichen Lebens, denen wir hier bald nach dem Anfang des Jahrhunderts begegnen und die wir nunmehr zu beschreiben haben, scheinen wenigstens nicht unmittelbar auf Urlsperger zurückzugehen; sie weisen theils auf die Brüdergemeinde, theils auf die große Erweckungen in der katholischen Kirche Südbayerns.

In Augsburg hatte sich ein Häuflein frommer Christen pietistischer Färbung um einen schlichten und angesehenen Bürger, Joh. Mich. Eppelein, gesammelt. Er war aus dem Dorfe Wettelsheim in der Altmühl, ein Hutstaffier, ein Mann, so wird er uns geschildert, „der fest an seinem Heiland hing, voll Dank und Liebe gegen Gott seinen Erbarmer und voll Liebe und Freundlichkeit gegen die Menschen, die sich in seinem Angesicht und ganzem Wesen aussprach; dabei äußerst bescheiden, von Herzen demüthig, nicht in Redensarten, geliebt und geachtet von Allen, auch von solchen, die nicht seinen Glauben theilten“. „Er besaß eine ausgebreitete Kenntniß unserer älteren Erbauungsliteratur und hielt sich fleißig und gewissenhaft zum öffentlichen Gottesdienst, obwohl in jener Zeit nur rationalistische Predigten hier zu hören waren, er verstand es, selbst aus solchen Vorträgen etwas zur seiner Erbauung herauszufinden. Auch in seinem Urtheil darüber war er milde, wie er denn überhaupt in seiner ganzer Haltung eine gesunde verständige Richtung bekundete“. Dieser Eppelein also galt als das Haupt der Augsburger „Pietisten“ [2], oder vielmehr seine Persönlichkeit übte von selbst einen bedeutenden Einfluß auf sie und bildete den

[1] Auch die Baseler Sammlungen geben keine näheren Aufschlüsse.

[2] Etwas Genaueres über ihre Genesis konnte ich nicht erfahren.

Sammelpunkt für die kleine stille, etwa 30 bis 40 Personen zählende Gemeinde. In seinem Hause versammelten sie sich zur Privaterbauung. An jedem Sonntag Abends hielten sie eine Erbauungsstunde mit Gesang und Vorlesung einer guten Predigt, in der Woche einmal eine Bibelstunde, wo ein Kapitel der h. Schrift gelesen und besprochen wurde, zuweilen auch Abends heitere Liebesmahle, bei denen Eppelein ganz besonders fröhlich war. Sie hatten von vorneherein in engem Zusammenhang mit der Brüdergemeinde gestanden und wurden jährlich von einem Abgesandten derselben aus Ebersdorf besucht; nach außen hin galten sie geradezu für Herrenhuter. Außerdem hatten sie Verbindungen mit Basel, also doch wohl mit der Christenthums-Gesellschaft, mit den zahlreichen Erweckten in Würtemberg, wo sich damals viel frisches, geistliches, aber eigenthümliches Leben regte [1], am Rhein, im Wupperthal, in der Schweiz. Zahlreiche Besuche trafen von daher ein und fanden in Eppeleins Hause gastliche Aufnahme; Missionäre aus Basel und Berlin hielten Vorträge darin. Aber auch mit gläubigen Katholiken pflegten sie brüderliche Gemeinschaft" [2].

Dieß führt uns auf die denkwürdige Erweckung in der katholischen Kirche Südbayerns, am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderst. Sie hat ihre Wurzeln in der Sailer'schen Schule.

Joh. Michael Sailer, früher Professor in Ingolstadt, Dillingen und Landshut, seit 1821 Coadjutor, seit 1829 Bischof zu Regensburg, und sein Freund Nathanael Feneberg gehören zu den edelsten Gestalten der katholischen Kirche. Sie waren die Repräsentanten einer milden, christlich-frommen evangelisch-katholi-

---

[1] Römer, Kirchliche Geschichte Würtembergs 1848. Es fehlt jedoch noch eine vollständige Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Möchten bi, Würtemberger Freunde, denen ein so reiches Material zu Gebote stehte uns bald damit beschenken.

[2] Nach schriftlichen Mittheilungen.

schen Gesinnung, die Vertreter eine Richtung, die aufs lebhafteste an Fenelon erinnert; ihre Basis zarte Gewissenhaftigkeit, aufrichtiges Sündengefühl und Erlösungsbedürftigkeit, ein starker Drang nach der rettenden, sündenvergebenden und reinigenden Gnade; ihr Grundzug Liebe und Leben in Gott, genährt durch fleißigen Gebetsumgang mit Ihm. So standen sie innerlich dem Evangelium sehr nahe. Aber ganz auf den Boden desselben herübergetreten sind sie nicht, zum vollen Glauben an die freie Gnade Gottes durchzudringen wagten sie nicht, wenigstens Sailer nicht, der, wie er uns selbst erzählt, nach schweren innern Kämpfen zuletzt doch nur dahin kam, die Gewißheit seines Gnadenstandes nicht sowohl in dem Glauben an das Wohlgefallen Gottes an ihm, als in dem subjectiven Gewissenszeugniß seiner Liebe und Treue gegen Gott zu suchen, und der sich eben deshalb in jene edlere katholische Mystik versenkte, wie sie namentlich von Franz v. Sales vertreten ist. Die Grenzlinie des Katholicismus hat er nicht überschritten. Fenelon blieb sein Ideal, wie man am deutlichsten aus seinem „Leben Fenebergs" (1814) sieht, der dem reinen Evangelium noch näher getreten war, als er selbst. Daher konnte Sailer auch späterhin (1820) ohne mit seinem früheren Standpunkt völlig zu brechen, sich doch ausdrücklich als einen getreuen Sohn der katholischen Kirche bekennen. Aber seine milde, weitherzige Gesinnung, seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine pastorale Lehrweise hat (besonders v. Dillingen aus) weithin einen mächtigen Einfluß geübt und eine Generation katholischer Geistlichen erzogen, die man die Sailer'sche Schule zu nennen pflegt. Sein Wahlspruch war: Gott ist die Liebe[1]. Er konnte

[1] An J. Stilling schrieb er: „Die vier Cardinalpunkte des Christenthums sind: der Glaube an die allordnende Muttervorsehung, das herzliche Hinwallen des Pilgers zu dem Herzen Christi, die Nothwendigkeit der Selbstverläugnung, die Kraft des Gebetes"; an Anna Schlatter: „Gott ist die Liebe", — die ganze Summa aller Religion; „wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott" — die ganze Summe der Moral; „und

sich jeder Erscheinung wahrhaft christlicher Frömmigkeit und praktischen Christenthums herzlich freuen, wo er ihm begegnete, auch jenseits der Schranken der eigenen Konfession reichte er ihr die Hand. Er pflegte mit gläubigen Protestanten in der Nähe und Ferne vielfachen schriftlichen und persönlichen Verkehr. Wir finden ihn häufig in St. Gallen bei der Familie Schlatter-Bernet zum Besuch, er verkehrte mit Lavater, mit der Christenthumsgesellschaft, mit den Nürnbergern, mit Jung-Stilling, er kannte unsern Eppelein, er wurde gerade um dieser seiner Protestantenfreundschaft willen mehrfach angefochten. So bahnte sich durch ihn ein näheres Verhältniß zwischen Gliedern beider Kirchen an [1]. —

Eine weit tiefergreifende Wirkung ging jedoch von einzelnen Schülern und Freunden des Mannes aus: von Mart. Boos, Joh. Goßner, Lindel u. A. Sie sind die eigentlichen Träger der großen Erweckung. Voran Martin Boos, „der Prediger der Gerechtigkeit die vor Gott gilt", wie ihn sein Biograph [2] mit Recht genannt hat; denn er war wirklich zum ganzen, vollen evangeli-

Gott in ihm" — die ganze Summe aller Verheißung." Diese beiden Stellen charakterisiren Sailer. Vergl. über ihn Bodemann: J. M. v. Sailer 1856; Förster: Melch. v. Diepenbrock 1859. — Die neueste Geschichte der katholischen Theologie von K. Werner 1866 gibt kein Charakterbild Sailers, enthält auch nichts Näheres über seine Stellung zur Kirche. Sie betrachtet ihn lediglich als theologischen Schriftsteller und begnügt sich mit einem rein referirenden Auszug aus seinen philosophisch-theologischen Werken. Sein Standpunkt wird S. 327 so bezeichnet: „Sailer band sich nicht streng an irgend eine philosophische Schule, sondern war bemüht, das Beste dessen, was sich ihm von verschiedenen Seiten her bot, zweckdienlich zu verwerthen. Förderung christlicher Erkenntniß war ihm die Hauptsache; die verschiedenen Richtungen auf philosophischen Gebiet galten ihm als verschiedenartige Brechungen des Einen Wahrheitslichtes, dessen gesammelte Fülle und Einheit in der christlichen Offenbarung sich darbietet."

[1] Zahn's: Anna Schlatter, Briefe und Leben 1865 gibt ein anschauliches Bild der Art und des Verkehrs der sog. Erweckten jener Zeit.

[2] Joh. Goßner: M. Boos 1836.

schen Glauben hindurchgedrungen. Seine innere Entwicklung erinnert an Luther. Er beschreibt sie selbst also: „Ich habe mir (ein Thor redet) entsetzlich viele Mühe gegeben, recht fromm zu werden. Ich lag z. B. Jahre lang selbst zur Winterszeit auf dem kalten Boden und ließ das Bett neben mir stehen; ich geißelte mich aufs Blut und krönte meinen Leib mit Cilicien; ich litt Hunger und gab mein Brod den Armen, jede müßige Stunde brachte ich in der Domgruft zu; ich beichtete und communicirte fast alle acht Tage. Kurz ich war so fromm, daß mich die Exjesuiten und Studenten in Augsburg einstimmig zum Präfekt der Congregation erwählten. Ich wollte par force ex bonis operibus et ex bonis moribus meis leben. Ja, aber wohl leben! Der Herr Präfekt fiel bei aller seiner Heiligkeit immer tiefer in die Selbstsucht hinein, war immer traurig, ängstlich, kopfhängend u. s. w. Der Heilige schrie immer in seinem Herzen: Infelix ego homo! quis me liberabit? und kein Mensch antwortete ihm: Gratia domini nostri Jesu Christi. Kein Mensch gab dem Patienten das Kräutlein ein: Justus ex fide vivit (Der Gerechte lebt aus dem Glauben). Und als es ihm einmal eingegeben war und ich mich besser befand, kam die ganze Welt mit all ihrer Gelehrsamkeit, hohem geistlichem Ansehen daher und wollte mir weiß machen, ich hätte Gift gegessen, Gift gespien und Alles vergiftet, man müsse mich henken, ertränken, einmauern, davonjagen u. s. w. Ich weiß keinen blödern und furchtsamern Menschen als mich, und doch bin ich Hasenfuß der Welt fürchterlich und widerlich; ich wäre erstaunlich gern still, unbekannt und unberühmt, aber es hilft nichts, ich bin im Orient und Occident berühmter als Sch . . h . . . Sieh, das ist circa mein Lebenslauf. Wenn ich einmal todt bin so sag der Welt, ich lasse sie grüßen und hab' ihr weiter kein andres Kräutlein eingeben wollen, als dieses: daß der Gerechte aus dem Glauben lebe; das habe mir und Andern geholfen. Daß sie aber kein Vertrauen zu mir und zu meiner Medizin gehabt habe, dafür könne ich nicht. Den Glauben, daß man durch sich selbst gerecht und

selig werde, hätte ich so lange probirt als sie, ich hätte aber später in einer alten Schrift gefunden, daß wir um Christi willen, ohne daß wir's verdient aus Gnaden gerecht und selig würden, und in diesem Glauben sei ich auch gestorben. Wenn ihr aber diese Brücke nicht anstehe, so könne sie mit eigenen Füßen durchs Weltmeer waten und zusehen, ob sie nicht ertrinke. So, dieß sagst du der Welt nach meinem Tode." Diese evangelische Heilserkenntniß ist ihm nicht aus dem Verkehr mit Protestanten, nicht einmal aus der Bibel, sondern im Schooße seiner eigenen Kirche erwachsen [1]. Er brachte sie schon mit nach Seeg, wo er bei dem trefflichen Nathanael Feneberg (dem Stelzfuß) mit J. Goßner und Xav. Bayr zusammen eine kurze Zeit Kaplan war und auch hernach, als Flüchtling, wie ein Engel Gottes wieder aufgenommen wurde (1797) [2]. Denn schon hatte er seine eben so einfach popu-

[1] Den ersten Anstoß dazu bekam er c. 1788. 89 aus dem Munde einer kranken Katholikin, die für eine heilige Frau galt, wie er später selbst erzählt. Als er sie besuchte redete er sie an: Aber Sie werden doch recht ruhig und selig sterben! Sie fragte mich: Warum denn? Ich: Weil Sie so fromm und heilig gelebt haben. Da habe ihn die Kranke erstaunt und ernst angeblickt und in befremdendem Tone erwidert: Sie wären mir der rechte Geistliche, ein schöner Tröster! Wo würde ich hinkommen; wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit stürbe, so wüßte ich gewiß, daß ich verdammt sein würde. Aber auf Jesum meinem Heiland kann ich getrost sterben. „Dieß Wort aus dem Munde einer einfältigen Kranken öffnete mir zuerst die Augen. Ich erblickte Christum für uns, frohlockte wie Abraham als er seinen Tag sah und predigte den erkannten Christum auch Andern." Dazu bemerkt Goßner a. a. O. S. 29: Boos hat also die Lehre, die man nachher an ihm so sehr verketzerte, nicht außer, sondern in der Kirche gefunden, hat sie nicht erdacht und ersonnen, sondern durch die lebendige Tradition von einer gläubigen Seele, die im Rufe der Heiligkeit lebte, die freudig und selig darauf hinstarb, erhalten, hat sie nachher durch Gebet und Forschen in der Bibel, in dem Leben und den Schriften der heiligen Väter, ja in allen Liturgieen, Symbolen und Einrichtungen der Kirche selbst gefunden.

[2] Goßner a. a. O. 59. Vgl. auch J. M. Sailer: das Leben Fenebergs 1814, ein treffliches Schriftchen.

lären als gewaltigen Predigten begonnen, deren Summa er selbst in das Wort zusammenzufassen pflegte: Christus für uns und in uns. „Nichts in der Welt, keine guten Werke, keine Fasten, Wallfahrten, kirchlichen Leistungen und Ceremonien können dem armen Sünder Friede geben, sondern allein das im Glauben ergriffene Verdienst, allein die Gerechtigkeit Christi. Trost und Heil liegt nur in dem Christus für uns, aus dem dann allewege auch der Christus in uns, der neue Gehorsam folgen müsse" so lautete sein Zeugniß. Und dieses Zeugniß that eine fast unbeschreibliche Wirkung in dem armen, unter dem Stecken des Treibers schmachtenden Volke; es weckte und zündete in den katholischen Gemeinden, am mächtigsten eine Neujahrspredigt zu Wigensbach, von der erzählt wird: es war als hätte er Feuer ausgegossen; es zündete gewaltig und loderte in hellen Flammen auf, — nur freilich auf sehr verschiedne Weise, bei den einen in Dank und Freude und Liebe, bei den andern in Haß und Zorn. Und so überall, wo der Mann predigte. Eine Erweckung folgte auf die andere, eine Christenfreude und ein Ernst der Heiligung erwachte, wie man es nur selten erlebt hat, besonders im Kemptischen, wo er eine kurze Zeit an mehreren Gemeinden stand; denn lange litt es ihn nirgends. Der Haß der Gegner, die Hand der kirchlichen Behörden trieb ihn von Ort zu Ort, eine Inquisition folgte der andern, bis er 1799 von Augsburg die Donau hinab nach Linz flüchtete, wo ihn der edle Bischof Gall, ein Gesinnungsgenosse Sailer's, eine Stätte gesegneter, wenigstens anfangs ungestörter Wirksamkeit eröffnete [1].

Aber bald traten Andere an seine Stelle: Goßner, Bayr, Lindel, Schmid u. A. Auch von J. Goßner besitzen wir schriftliche Aufzeichnungen, aus denen man ersieht, wie auch er schon im Seminar zu Dillingen ein innerliches Leben geführt und im Ringen und Beten, vor-

[1] Ueber seine österreichische Wirksamkeit in Gallneukirchen 1806—1815, seine weiteren Schicksale und seine spätere Stellung in Saym am Rhein, seine Abschwörung des „Aftermysticismus"; u. s. w. s. Goßner a. a. O. Er starb als Katholik 1825.

nehmlich durch christliche Schriften, durch die Predigten des Prof. Niedermayr und durch das Wort Gottes allmählich zu derselben Heilserkenntniß wie Boos sich selbstständig hindurchgerungen hat[1]. Als er 1804 als Pfarrer zu Dirlewang in's geistliche Amt trat, betrachtete und bezeichnete er es als die Aufgabe desselben: das Geheimniß der Gottseligkeit recht vielen Seelen offenbar zu machen, Christum, den Sünderheiland zu bekennen, zum Glauben und zur Liebe zu erwecken, . . . das Feuer anzuzünden, welches anzuzünden er auf Erden gekommen ist. Zur Erreichung dieses Zieles solle insbesondere ein innigeres Aneinanderschließen der Gleichgesinnten, brüderliche Liebes- und Gebetsgemeinschaft mithelfen; dazu die Regel: „Nie eine Neben-Meinung irgend eines Menschen, auch des frömmsten Schriftstellers nicht, herrschend werden lassen und sich darauf setzen, sondern das was die Schrift und besonders das Neue Testament lehrt, und (dieß) allein als Hauptsache gelten lassen und in dem bleiben.“ Die Thätigkeit, die er in diesem Sinne hier übte, war eine sehr gesegnete und mächtig anregende, — an gar manchen Sonntagen konnte er in sein Tagebuch schreiben: Heute hat sich das Wort Deus dabit verbum evangelizantibus in virtute multa wieder einmal recht bewahrheitet. Indessen sah er sich nach sieben Jahren durch vielfache Verfolgungen der kirchlichen Behörden veranlaßt, sein Amt aufzugeben und sich nach München zurückzuziehen, wo er zunächst ganz in der Stille lebte. Noch in Dirlewang hatte er Verbindungen mit der Brüdergemeinde, mit der englischen Bibelgesellschaft u. s. w. angeknüpft, in München schrieb er eine Reihe kleiner vielgelesener Erbauungsschriften und vollendete die dort schon begonnene Uebersetzung des neuen Testamentes, wovon in wenig Jahren 60,000 Exemplare abgesetzt worden sind. Auch ward ihm gestattet, aushülfsweise zu predigen, was er gerne und fleißig benützte, und er predigte auch da in Beweisung des Geistes und der Kraft mit großem Erfolg, zum Erstaunen der Münchner. Eine Schaar von Erweckten schloß sich eng an

[1] Evang. Kirchenzeitung J. 1858, Nr. 77.

ihn an, hielten Erbauungsstunden und separirten sich faktisch von der Kirche, der auch Goßner selbst ferner getreten war, als Boos. Mich wundert, daß man ihm so lange die öffentliche Predigt gestattete, um so mehr, als er es wagte, selbst der Litanei eine deutsch-evangelische Form zu geben. Allein eben jetzt begannen auch die Denunciationen und Vorladungen, Verhöre und Strafmaßregeln — da geschah es, daß Goßner einen Ruf des Kaiser Alexander nach Petersburg erhielt [1]. Eben dahin und zwar nach Südrußland folgte ihm in demselben Jahre 1819 sein Freund Ignaz Lindel, katholischer Pfarrer in Baindelkirch, dessen Predigten noch zündender gewesen sein sollen [2] und dessen Erfolge, nach Allem, was darüber bekannt geworden, noch größer waren. Auch er war durch das Generalvikariat in Spezialuntersuchung genommen und von seiner Gemeinde entfernt worden, obwohl die landgerichtlichen Erhebungen ergaben: daß die Einwohner des Dorfes B. sich durch Fleiß und ehrbares Leben vor Andern auszeichneten, daß dieß vorzüglich den Bemühungen des Pfarrers zuzuschreiben sei, und daß seine Pfarrkinder sämmtlich ihn wieder zum Seelsorger zu besitzen wünschten. Man versetzte ihn mit einem nachdrücklichen Verweis, jedoch ohne nähere Grundangabe, auf die Pfarrei Gundrömmingen bei Dillingen. Aber kaum war er in diesen neuen Wirkungskreis eingetreten, so hatte er durch die Kraft und das Feuer seiner Worte eine große Bewegung hervorgerufen, und wenn gleich viele Gegner, doch noch vielmehr Freunde auch auswärts gefunden. Einer Wallfahrt ähnlich strömten die Ein-

---

[1] Vgl. über seinen Aufenthalt in Rußland bis 1824 und von da ab in Berlin die Evangel. K. Z. a. a. O. N. 97 u. 98.

[2] Lindel kam 1824 nach Preußen zurück, wirkte einige Zeit als Gehülfe in Barmen und schloß sich später einer separatistisch-chiliastischen Gemeinschaft an. Er stand schon vorn herein nicht ganz richtig zur reinen evang. Lehre. Nähere Nachrichten über ihn finden sich in den schriftlichen Basler Mittheilungen; Einiges auch in Krug's Kritischer Geschichte der prot. relig. Schwärmerei . . im Wupperthale, 1851 S. 290 ff. und bei Zahn a. a. O.

wohner der benachbarten Orte zu seinen Predigten herbei, so daß er mehrmals wegen der ungeheuern Menge seine Vorträge auf freiem Felde halten mußte; und da er sich übrigens in Amt und Wandel höchst exemplarisch verhielt, so mußten ihm selbst solche, die ihm nicht wohl wollten, das günstigste Zeugniß widerfahren lassen. Seine Anhänger blieben ihm auch nach seiner Entfernung zugethan, und Viele derselben entzogen sich dem katholischen Cultus und folgten ihm später nach. — Es wird sich Niemand verwundern, daß bei der Art und Wirksamkeit dieser Männer unter solchen Verhältnissen manches Exzentrische und Spiritualistische mit untergelaufen ist, daß man besonders im Anfang auf innere Erfahrungen, Offenbarungen und Gesichte ein übergroßes Gewicht legte, und eben so wenig darüber, daß sie nicht, oder erst lang nachher in die evangelische Kirche übergetreten sind, in der sie ja damals nicht finden konnten, was sie suchten. Die Form des äußern Kirchenthums war ihnen gleichgiltig, sie ließen sie stehen ohne sie zu bekämpfen; auch die Confession hatte für sie geringe Bedeutung. Was sie beseelte war der Glaube an die freie Gnade Gottes in Christo, was sie verband die Liebe Christi; was ihnen als das wünschenswertheste Ziel vor der Seele stand war der Gedanke an eine freie Vereinigung aller Gläubigen aus allen Confessionen, etwa nach dem Muster der Brüdergemeinde, oder nach dem Vorbild der apostolischen Gemeinde in Jerusalem [1]. In der That gewann es

[1] So hatte es früher Sailer selbst schon angedeutet in dem Leben Fenebergs: Sie haben es versucht, eine Vereinigung der Religionen zu machen, haben aber nichts zu Wege gebracht, und doch muß ein Hirt und eine Heerde werden, und ich glaube bald. Da kommt nun, wie es mir scheint, der Herr unbemerkt der Welt selbst zu Hilfe, reinigt die Herzen der Glieder der verschiedenen Religionen, und der Verstand wird dann von selbst nachfolgen, das heißt, es wird sich zeigen, daß man meist überall eins das andere nicht verstanden hat, und so die Wiedervereinigung gleichsam zu Stande gebracht, aber nur unter denen, die das Leben aus Gott, Jesum Christum durch den Glauben im Herzen haben.

auch den Anschein, als sollte sich etwas Neues und Großes gestalten, so weitgreifend war die Erweckung, die von diesem Kreise ausging. Man zählte damals allein in dem Bisthum Augsburg an sechzig katholische Geistliche, die von diesem Zuge ergriffen waren; in einer Gemeinde, an der ein Neffe Goßners stand, geschah es, daß bei einem von dem Ordinariat angeordneten Verhör von zweitausend Seelen noch zwei als wahrhaft katholisch befunden wurden und der Bischof, den Austritt befürchtend, privatim den Genuß des h. Abendmahls unter beiderlei Gestalten erlaubte; man faßte große Hoffnungen, — deren Verwirklichung jedoch die Kurie nach ihrer Weise mit Gewalt zu vereiteln wußte.

Von dieser Bewegung innerhalb der katholischen Kirche — und dieß zu erklären ist der Zweck dieser Abschweifung, die uns jedoch unsere Leser danken werden — von dieser Bewegung also schlugen die Wellen auch in die protestantischen Gemeinden, d. h. in die bereits angefaßten Glieder derselben, herüber und so gestaltete sich namentlich in Augsburg jene brüderliche Gemeinschaft, die wir vorhin erwähnten. Bei Eppelein und Volk kamen katholische Geistliche und Laien aus der Gegend des Nachts — denn am Tage durfte man es nicht wagen — zusammen und erbauten sich mit ihnen in herzlicher Liebe; man freute sich der Gemeinschaft des Glaubens und stärkte sich gegenseitig. „Es war damals, — so berichtet einer meiner Freunde der im J. 1823—25 selbst in Augsburg stand — es war damals A l l e s E i n s, Herrnhuter, Pietisten, Lutheraner, Reformirte, Katholiken waren einmüthig bei einander und freuten sich in ihrem einigen Herrn und Erbarmer. Von einem konfessionellen Unterschied wußte man nichts. Es war doch wirklich eine schöne Zeit des wiedergekehrten Glaubens, wiewohl es natürlich so nicht bleiben konnte"; ein Anderer: „Es war noch wenig Erkenntniß da, aber es wurde damit hausgehalten mehr als jetzt wo das Land der Erkenntniß Gottes voll ist; die Zeit der ersten Liebe schien wiedergekehrt."

Als dann im Jahre 1824 unser ehrwürdiger Bomhard als Pastor an St. Jakob nach Augsburg kam, mit dem hellen klaren

Wort und mit seiner gesalbten, eben so lehrhaften als erbaulichen Predigt (s. über ihn K. 8), da schloß sich Alles, was christlich angeregt war, mit Vertrauen und Liebe an ihn an, jenes Häuflein „Pietisten", von denen wir sagten, bildete den Kern seiner Zuhörerschaft, die dann auch von Jahr zu Jahr und heute noch den ergrauten Diener Gottes segnet. Dabei währte der Verkehr mit den auswärtigen Freunden, auch mit den gläubigen Katholiken noch eine Weile fort, tausende von Neuen Testamenten und zahlreiche Traktate wurden unter sie verbreitet, bis der Bischof von Augsburg Klage erhob und das Ministerium den eifrigsten dieser Verbreiter mit schwerer Strafe bedrohte. Die Vorgänge auf dem Donaumoos aber, die ins Jahr 1831 und 32 fallen, der Austritt und Rücktritt des Pfarrvikar Lutz brachten die Bewegung in der katholischen Kirche zum Abschluß. Seitdem ist dort das Feuer gedämpft, aber ohne Zweifel glüht es noch hie und da unter der Asche fort [1].

Auch die Rückwirkung auf die Protestanten blieb auf den Südwesten von Bayern beschränkt.

In die fränkischen Landestheile ist davon nur hin und wieder eine Kunde gedrungen; tiefere Einflüsse auf die protestantischen Gebiete diesseits der Donau lassen sich nicht nachweisen.

[1] S. geschichtliche Notizen über die Gemeinde Karlshuld, von Lutz, 4 Hefte 1832, aber auch die Besprechung der Angelegenheit in der Evangel. Kirchenzeitung desselben Jahres.

Achtes Kapitel.

Die Fränkische Landesgeistlichkeit.

Indem wir auf diesen weiteren Kreis eingehen, nehmen wir eine oben Kap. 3 gemachte Bemerkung wieder auf: Es gab mitten unter der Herrschaft des Rationalismus noch immer einzelne gläubige Christen, Geistliche und Laien, welche als Lebenszeugen aus früherer Zeit in die gegenwärtige hereinragten, neben ihnen eine Reihe von Männern, die wenigstens einen Samen der Orthodoxie mit herüberbrachten, der den Keim der Neubelebung in sich trug.

Von der ersteren Klasse sind uns nur Wenige bekannt; durch Schubert zunächst die beiden Esper, Vater und Sohn, welche, obwohl noch in's vorige Jahrhundert gehörig, doch um der Nachwirkung willen, die von ihnen ausging, hier an die Spitze zu stellen sind. Der Vater war Pfarrer in Frauenaurach, späterhin Superintendent in Culmbach, der Sohn Pfarrer in Uttenreuth bei Erlangen, seit 1779 Superintendent in Wunsiedel, wo er 1781 starb, beide ihrem Wesen und Wirken nach so übereinstimmend, daß sie für Einen Mann angesehen werden können: reich an Geist und Kraft, mächtig in der Schrift und ausgezeichnet durch theologische Gelehrsamkeit und vielfache Kenntnisse. Namentlich der Jüngere, Johann Friedrich, durch mehrere naturwissenschaftliche Schriften bekannt, der väterliche Freund Kießling's, hatte etwas Ritterliches in seiner Art, — eine mannhafte, markige Natur voll einfältigen und zugleich kühnen Glaubens. „Es bleibe — schreibt er einmal an Kießling — es bleibe unser eherner

Vorsatz, die Rüstung des Geistes nicht eher abzulegen, als bis wir den Todtenkittel angezogen haben, nie zu schlummern, als bis wir ruhen in unsern Kammern, nie zu sagen, es hat keine Gefahr, als bis die unverwelklichen Palmen in unsern Händen sind. Nur so werden wir gewinnen und den Sieg behalten." In diesem frischen Glaubensmuthe sah er dem Wachsthum des Unglaubens mit Schmerz, aber ohne Furcht entgegen. Die Neologie imponirte ihm, dem schriftgelehrten, bibelfesten, erfahrenen Theologen, wenig: „Wer die große Wüste der Zweifel nicht selbst durchreiset, weiß gar nicht, was es für eine Wohlthat um den vernünftigen, einfältigen, göttlichen Glauben ist. Wie wird man mit tausend und abertausend Spekulationen so ruhig fertig, wenn der Verstand, der recht aufgeklärte Verstand [der durch Gottes Wort erleuchtete], keinen andern Beweis braucht, als den: Der Heiland hat es gesagt, da steht es! Der so die grenzenlosen Räume vom Mittelpunkt der Erde bis hin zu den Gestirnen mit Erkenntnissen ausgefüllt hat, der wird Rath dazu wissen, wie das wirklich wird, was er gesagt hat. Man lacht herzlich darüber, wenn sich die Leute so viel Mühe geben, die Erfindungen der unendlichen Vernunft so vernünftig zu machen. Es kommt mir immer vor, als wenn sie Schwefelhölzchen nähmen, um der Sonne leuchten zu helfen" [1]. — Und etwas später J. 1780: „Sonst bin ich sehr unruhig über das anwachsende Heer der Feinde Christi geworden; nachdem ich mirs aber so recht gedacht, daß wenn Menschen die Gottheit bekriegen, es doch immer ein wenig partie inegale ist, kümmerts mich gar nichts mehr. Muß Er ihnen ja allen zum Bekämpfen seiner Gottheit Odem verleihen. — Die verführten Menschen jammern mich sehr, denke aber wieder: warum lassen sie bei dem hellen Licht sich verführen. — — Es mag sein, daß bei der folgenden Generation der Schaden noch größer wird . . . aber derjenige, der da, wo totus mundus arianus war, und da, wo er in den Finsternissen des Aberglaubens kaum noch einen er-

[1] Schubert a. a. O. 2, 164.

leuchteten Bauern in den piemontesischen Thälern gehabt, sich doch wieder Millionen Anbeter verschaffte, der wird sich auch in unsern Tagen wieder Anbeter verschaffen, und wenn es nicht geschähe, so wollen eben wir, schätzbarer Freund, es alleine mit Allen, die so denken, verbleiben. Außer uns mache, schnitze, erphilosophire sich jeder einen eigenen Gott; wenn wir nur in dem Ruhe finden für unsere Seele, der der ganzen Familie der Frommen vor uns Gerechtigkeit und Stärke gewesen ist. Heterodox hin oder her — wenn man nur dorten zur Rechten sein Gesegneter heißt! Unterdessen breiten wir sein Reich aus, wo wir können und fügen seinen Feinden Schaden zu, wo wir vermögen — und sollten wir nichts thun können, als diesen ihre Kinder entführen, so wäre das der größte Dienst für unsern Herrn." — Wie sein Vater, so galt auch unser Esper jun. allerwärts für einen Pietisten. In Wahrheit aber war er nichts weniger als das, sondern ein gläubiger, in Leiden gereifter, in seinem Gott fröhlicher Christ; ein heiterer Gesellschafter voll guten Humors, ein Feind pietistischer Kopfhängerei: „Es soll, schreibt er an Kießling, unserem Herrn nicht zur Schmach nachgesagt werden, daß Seine Leute etwas Misanthropisches haben"; sein Christenthum war im vollsten Sinne des Wortes, ein gesundes Christenthum von ächt lutherischem Gepräge. Er gab nicht zu viel auf Empfindungen und Gefühle — das helle klare Gotteswort stand ihm unendlich höher; der sicherste Probirstein für das Maß der Liebe ist das: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten. Er hielt nichts von einer solchen Kirche, darinnen eitel Heilige sind, nichts von einer voreiligen Ausscheidung der Guten von den Bösen, von dem „Plane des Grafen Zinzendorf" sagt er: „daher die unsäglichen Künsteleien, wodurch man wirklich machen will, was dem Herrn der Kirche selbst, der nicht eine lautere Gemeinde von nur zwölf Aposteln zusammengebracht hat, unmöglich gewesen. Ich dächte, schon dieses Einzige oder die Bemühungen eines Paulus um seine Korinthier sollten von dem Plane abgeschreckt haben." Eben so wenig hielt er von gleichmäßiger Uniform oder Sprachweise in

geistlichen Dingen: „Auch im Gnadenreiche unseres Königs gibt es Nationen; Nationen haben verschiedene Trachten; die Trachten aber machen weder den Engelländer noch den Deutschen — das Aeußere keinen Christen.“ Er unterscheidet „heilige, christliche Kirche“ und „Gemeinschaft der Heiligen“; die erstere ist ihm werth und lieb, um der unschätzbaren Vorrechte willen, die sie gewährt: Wort Gottes, Siegel, Bundeszeichen, Schutz des Herren; von der letztern sagt er: „Wen wir antreffen, der es glaubt, daß Gott in Christo die Welt mit sich selbst versöhnte und dieses Glaubens im Fleiß der Heiligung lebt, der ist unser Freund und Bruder, der habe unsere Liebe, der fordere von uns brüderliche Gefälligkeit, heiße er übrigens wie er wolle“ u. s. w.[1]. Dieser Glaube, der Glaube an die freie, rechtfertigende Gnade Gottes in Christo war die Seele auch seines Lebens, seiner gewaltigen, geistreichen Predigten und seiner ganzen Pastoralthätigkeit.

Aber dieser treue Knecht des Herrn mußte dieselbe schwere Erfahrung wie so viele Andere machen, daß er hier in Uttenreuth fast gar keine Frucht seiner Arbeit sehen durfte; es dünkte ihm, als predige er Jahr aus und ein tauben Ohren und felsernen Herzen[2]. Mit heiliger Liebestreue schied er (1779) von der Gemeinde, und wir können es uns nicht versagen, den Schluß seiner ergreifenden Abschiedspredigt mitzutheilen[3] — um so weniger, als sie uns einen Blick in sein Hirtenherz und in seine pastorale Thätigkeit thun läßt: „Unsere heutige Versammlung hat Abschied und Trennung zu ihrem Endzweck, für mich und für euch auf den ganzen Rest unserer etwa noch übrigen Lebenszeit. Hier stehe ich am Scheideweg der uns trennt — fertig zum Aufbruch, wie Er es hat beschlossen, um nun mein Verhängniß anzugehen. Sehe ich nun heute gedankenvoll zurück auf diese Strecke meines Pilgerweges, den ich unter euch zurückgelegt, so sehe ich nichts als Wun-

[1] Schubert A. a. O. 219.

[2] A. a. O. 274, an Kießling.

[3] Sie findet sich von einem Schullehrer nachgeschrieben, bei Schubert 276 ff.

der der Liebe, welche Gott an mir und an Euch gethan.“ Darauf preist er die Gnadenwege Gottes, die er selbst unter viel Anfechtung und Arbeit in Leid und Freud erfahren durfte: „Mit Freuden sage ich's, hier ist meine hohe Schule der Erfahrung gewesen! Fragst du mich heute, o Jesu, wie dort deine Jünger: habt ihr je Mangel gehabt? so muß ich anbetend bekennen: Herr, nie keinen — Du hast Brod und Kleid gegeben — und das Uebrige gehört dahin, wo wir Paulum sagen hören: Unsere Trübsal die zeitlich und leicht ist u. s. w. Von solchen Gütern, welche im Unvergänglichen noch Werth behalten, nehme ich einen großen Schatz von euch mit weg. Hier bin ich aus einem feurigen Jüngling derjenige geworden, welcher nun weiß, daß Gebet und Thränen die bewährtesten, die mächtigsten, die Hölle selbst schreckenden Waffen sind. Vierzehn Jahre über habe ich gebetet, und von allen Bitten fehlt keine einzige die nicht erhört worden wäre, als diese, daß kein einziger meiner Zuhörer verloren gehen möge. Hier habe ich gelernt, wie man in Thränen säet, um dort in Freuden zu ernten; hier habe ich erfahren, wie gut es sei, auf den Herrn sich verlassen; hier habe ich gesehen, was es heißt: Ich stärke dich, ich helfe dir durch die Rechte meiner Gerechtigkeit. Aus welchem Gewirre, oft selbst gemachten Gewirre, aus was für mißlichen Lagen, hast Du, Gott! mich gerettet — hin in's Freie geführt, daß meine Feinde erschracken, sich zurückkehrten, und — — nicht zu schanden — sondern zu Freunden wurden plötzlich. Ich habe in meinem ganzen Leben aus Gründen der Vernunft und Schrift eine Vorsehung geglaubt; hier habe ich's in der Erfahrung gesehen, wie Gott in die kleinsten Sachen der Menschen sich so gerne mischt. Jetzt lache ich den Zweiflern unter die Augen, und sage es dem Goliath unter den Religionsfeinden dreiste in's Angesicht: Du bist ein Thor, daß du sagst, es ist kein Gott!“ — Von da geht Esper auf die Gemeinde über, und hält ihr vor was Gott an ihr in suchender Erbarmung und heiligem Ernste gethan, wie so oft auf Verachtung der Predigt und Ungehorsam gegen sein Wort schwere Gerichte und Züch-

tigungen eingetreten seien, Tage der Noth und der Angst — wie sie Gott als Liebe und als verzehrendes Feuer erfahren haben. Und die Frucht von dem Allem? „So ist es denn vierzehn Jahre und drüber, fährt er fort, daß ich euch um der Dargabe des Eingebornen willen gebeten habe, doch die Finsterniß nicht mehr lieber zu haben denn das Licht, doch an den Namen des Sohnes Gottes zu glauben, weil man alsdann nicht mehr gerichtet wird. Mein Herr weiß es und mein Gewissen giebt mir Zeugniß, daß es ernstlich, daß es oft bis zur Bewegung — daß es unter meinen und euren Thränen geschehen ist. Es ist mir auch bekannt, daß unter diesen Todten, welche um uns her schlafen, mancher liegt, der noch ehe es Abend mit ihm geworden die Spur zum Wandel im Lichte — ach! in der Todtendämmerung des Krankenbettes die ewigen Wohnungen des Lichtes gefunden hat. Aber ach — für das um euretwillen in solchen Strömen vergossene Blut der Versöhnung, für den Herrn, der so ernstlich will, daß euch allen geholfen werde, für meine vierzehnjährige Mühe, für meine hingerauchten (?) Lebenskräfte, ist das zu wenig, nur Früchte aus dem Lande der Todten, nicht aber gesammlete Garben unter euch Lebendigen aufzuweisen zu haben — zu wenig, wenn ich, wie dorten ein Abraham sagen muß: vielleicht fünfzig! vielleicht zwanzig! vielleicht zehen! — und dann erst bei Einzelnen stehen bleiben darf. — — Es empfiehlt mich übel bei meinem Herrn, wenn er so viel für mich — und ich so wenig für Ihn gethan." — Deshalb richtet er nun noch eine letzte Bitte an die Gemeinde! „es ist jene Engelbitte: Eile und rette deine Seele, und siehe nicht hinter dich! Verbannet die schreckliche Liebe zur Finsterniß aus eueren Herzen, aus eueren Häusern, aus eurem Orte! wendet Fleiß an, daß nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben — das Ende eurer Wege werde. Fangt es mit Ernst darauf an, daß euer Werk in Gott gethan werde" — mit eindringlichem Ernste legt er es ihnen an's Herz, den Alten, den Jungen, den Hausvätern: „Könnte ich doch nur heute einen einzigen Hausvater erbitten, daß er sich mit mir erkläre: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Ach,

meine Brüder, wenn das nicht unsere Entschließung wird, so scheiden wir für ewig von einander.“ — „Mit dieser letzten Ermahnung lege ich denn meinen Hirtenstab feierlich nieder vor euern Augen und übergebe ihn meinem Amtsnachfolger; ihm müsse es gelingen, was mir unmöglich geblieben; er müsse da mit Freuden ernten, wo ich unter Thränen gesäet .... Und nun auf und lasset uns von hinnen gehen.“ Zuvor noch einen heißen Dank den etlichen Jonathans und Nathanaels, die er hier gefunden, die ihn oft erheitert und aufgerichtet haben .. Dank allen Wohlthätern der Kirche, auch den Fremdlingen, die oft aus entfernter Gegend hieher gekommen sind, das Wort des Herrn zu hören: Vergeßt meiner in der Ferne nicht! — doch vergeßt meines Bildes und meiner Gestalt; ich habe eine dringendere Bitte an euch Alle: Bleibet, bleibet bei Ihm, auf daß, wenn Er kommt, wir Freudigkeit haben an dem Tage seiner Zukunft .... Ich befehle euch Gott und seiner Gnade. Ach Herr Jesu! ich flüchte beim Abschied diese ganze Heerde — Schaafe und Lämmer, Schule und Kirche, in deine Arme, mache aus jeder Seele Bundes-Segen deiner blutenden Erlösungsarbeit. Ach laß doch wenigstens keinen derer, die ich getauft, die ich in dem Wort der Wahrheit unterwiesen, keinen dem ich Dein Blut im Abendmal als Versieglung des Bundes mit Dir geweiht — verloren gehen. Ich weiß nicht, ist's Eitelkeit oder ist's Hirtenliebe, daß mir diese besonders anliegen. — — Lasse an diesen mein Bitten, mein Ermahnen nicht verloren sein! Aller Segen, den ich ihnen verkündigte, müsse auf sie erben, wenn sie in der Treue beharren! Aller Fluch aus deinem Munde müsse sie auf dem Wege des Verderbens zurückhalten, wenn sie denselben erwählen wollen! Ist ein verlorner Sohn, ist eine verlorene Tochter, ach! so bringe Du sie in meiner Abwesenheit zurück nach des Vaters Haus. Laß der Treue deines Geistes diese Gemeine, laß diese und die eingepfarrten Orte dem Schutze deiner Allmacht empfohlen sein! Sprich, Allgütiger, zum letzten Amen Dein ewig geltend Amen. — Ja, Herr Jesu, Amen!“

Nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth begleiten wir den Schei-

denden nach Wunsiedel, wo er im J. 1782 nach einer kurzen mühevollen, durch Krankheit unterbrochenen, aber reich gesegneten Thätigkeit entschlief. Denn hier durfte er wider Erwarten die reifende Frucht seiner Arbeit sehen. Mit Freuden meldet er es seinem Kießling, wie hier das Wort auf einem guten Boden falle, wie selbst solche seiner Predigten, auf welche er am wenigsten gegeben, eine erstaunliche Bewegung hervorbrachten, wie er einen redlichen, von seinem Vater erweckten Schulmeister, auch einen kleinen Kreis von Herrnhutern vorgefunden haben u. s. w.; und Schubert sagt noch im Jahre 1824: Noch jetzt gedeiht da manches Samenkorn und hat seitdem Früchte für die Ewigkeit getragen, das der edle Mann im Glauben und Hoffen ausgestreut. Ich kenne ehrwürdige Greise (damals Jünglinge), denen noch jetzt Thränen der Liebe und des Dankens in die Augen treten, wenn ich sie von dem lieben Esper erzählen lasse, ja wenn ich seiner nur erwähne. Dort scheint das Wort des theuern Mannes nicht auf den Weg gefallen, sondern von reichem Segen begleitet gewesen zu sein [1].

Dasselbe gilt von dem zweiten Lebenszeugen, den wir diesem Helden in Israel an die Seite stellen, von dem Pfarrer Christ. Friedr. Buchrucker, der fast in demselben Jahre, in welchem jener vom Schauplatz abtrat, seine amtliche Thätigkeit in Rehweiler (Mittelfranken) begann. Dieser Buchrucker verhält sich ähnlich zu Esper, wie Schöner zu Rechberger. Er war ein Mann von weicherem Metall und einem pietistischen Anstrich, aber des-

[1] In den Akten der Wunsiedler Superintendentur findet sich jedoch über Espers Wirsamkeit daselbst nichts näheres, was auch bei der Kürze der Zeit, die er dort zubrachte, wohl erklärlich ist; nur das Circularschreiben, mit dem er das Amt antrat, ein in markigem Latein verfaßter Hirtenbrief, worin er ein düsteres Bild der Zeit und der dem Christenthum drohenden Gefahr entwirft, und die Amtsgenossen mahnt, die Rüstung anzulegen und zum muthigen Kampf zusammenzustehen. Sein Nachfolger Wunderlich, in dessen Urkundensammlung sich das Manuskript dieses Hirtenbriefes findet, nennt ihn: Virum summe venerabilem et omni eruditionis genere conspicuum, prae ceteris gravissimum etc.

selben Glaubens und derselben Liebe — auch einer von den wenigen, die durch die Zeit des Unglaubens hindurch sich als treue Knechte Gottes bewährten, aber auch durch viel Anfechtung hindurchgehen mußten [1]. Aus einer alten frommen Pfarrers- und Schullehrerfamilie stammend, zu Schnodsenbach (Dekanats Burghaßlach) im Jahre 1754 geboren, hatte Buchrucker schon in frühester Jugend eine „unaussprechliche Liebe" zur Bibel gewonnen, tiefe Eindrücke aus Bunyan's Reisen nach der Ewigkeit empfangen und sein Leben im Gebetsumgang mit dem Herrn führen gelernt. Bereits im zehnten Jahre seines Vaters, eines Schüler's des berühmten Huth, eines trefflichen Kanzelredners, der Jesum predigte, und vielseitig gebildeten Mannes — beraubt, wuchs er in ärmlichen Verhältnissen, unter merkwürdigen göttlichen Lebensführungen auf, fand auf dem Gymnasium zu Rothenburg und an der Universität Altdorf treue Lehrer und Leiter (Sixt), und wurde noch vor vollendetem akademischen Studium als Prediger nach Triest berufen, wo damals mehrere evangelische Kaufleute sich zu einer Gemeinde zusammenthaten. Von hier aus, wo er sich besonders der vielen Kaufmannsdiener angenommen und an Kießling einen Herzensfreund gefunden hatte, zurückgekehrt, erhielt er 1780 die Castell'sche Pfarrei Rehweiler, neben ihr zugleich eine Zeitlang die Verwesung der Pfarreien Ziegenbach und Schnodsenbach: eine beschwerliche, mühevolle Arbeit, unter deren fast unerschwinglicher Last ihm oft Muth und Kräfte sinken wollten; „aber eben hier ward ihm auch ein großes Feld der Wirksamkeit geöffnet." Die Gemeinden hingen ihm mit Liebe und Vertrauen an, „und er hatte zudem Gelegenheit, nicht nur in ihnen selbst, sondern auch auf den Wegen zu ihnen vielen guten Samen auszustreuen, gleich einem Missionario in Indien". Die Seelsorge übte er mit großer Treue, mit besonderer Liebe nahm er sich der Kinder an; „kranke Kinder besuchte

---

[1] Ich benutze für das Folgende die von ihm selbst in vier Heften (nebst Poesien) herausgegeb. Selbstbiographie v. J. 1805 bis 1808. Vgl. Wieners Evg. luth. Kirchen-Zeitung Jahrg. 1854, N. 40.

ich wie Erwachsene, wie ich noch thue, und betete über sie.“ Auch zu dem gräflich-Castell'schen Hause stand er in naher Beziehung. Allwöchentlich ging er die drei Stunden weit nach Burghaßlach zum Besuch bei der verwittweten Grafin Adriana aus dem Hause Stollberg-Wernigerode, einer Dame von seltenen Talenten und großen Eigenschaften. „Unsere Zusammenkunft (schreibt er) war gottesdienstlich. Vormittags wurde der Psalter gelesen in der Grundsprache mit Gebet und Anmerkungen unter Zuziehung von Stark's Bibelwerk und Anderer; da profitirte ich von ihr in der hebräischen Sprache, die sie von dem gelehrten Hofprediger Hartmann gelernt hatte. Nachmittags das Neue Testament in der Grundsprache, wiederum mit Gebet und Anmerkungen. Dazwischen wurde erzählt, was in der Gemeinde vorgefallen, sie selbst erzählte gar viel Interessantes aus ihrem Leben [1] und von ihrer Bekanntschaft mit großen Gottesgelehrten z. B. Rambach, Franke, Lange. Auch auf leibliche Weise wurde ich hier auf's beste gepflegt.“ Dabei fehlte es Buchruckern nicht an vielfachen Heimsuchungen, Gefahren, Leiden, Unbilden von widerspenstigen Beichtkindern u. dgl., aber eben so wenig an gnadenreichen, göttlichen Bewahrungen, Durchhilfen und Gebetserhörungen; denn betend führte er sein Amt und seinen Haushalt: „Bei dem Allem hörte ich nicht auf, mich an Gott zu halten, Glauben und gutes Gewissen zu bewahren und zu beten — mit Gott zu reden schriftlich und mündlich. O der Erhörung! da fehlen mir die Ausdrücke des Dankes und der Bewunderung. Wie oft hatte ich die himmlische Freude, zu hören: Gott hat Ihr Gebet erhört, diesem Kranken geholfen, seine Schmerzen gelindert — ihn aufgelöst“. — Die wöchentlichen Betstunden waren ihm eine selige Erquickung. Er konnte es nicht begreifen, wie Prediger sie einstellen, Christen sie unbesucht lassen können. — In derselben Weise lebte und wirkte hernach Buch-

---

[1] Ihr verstorbener Gemahl, Graf Ludwig, hatte in Rehweiler selbst erbauliche Reden in einem Saale gehalten, auch viele Bibeln, Gesang- und Erbauungsbücher ausgetheilt.

rucker in Kleinweißach, wohin er 1794 berufen worden war, bis zum Jahre 1824.

Zwei Züge mögen hinreichen, seine Predigtweise und seine pastorale Sinnesweise näher zu kennzeichnen: In seiner Antrittspredigt sagt er: „Ich trete mein Amt bei Euch mit großer Freudigkeit an. Was meine Berufung anlangt, so ist sie rechtmäßig; was meine Gesinnungen anlangt, so sind sie vor und nach meinem Ruf hieher Davids Bitte: Erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich Deinen Namen fürchte! Was meine Lehre anlangt, so unterschreibe ich mit meinem Blute wenn es sein soll: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Ich weiß, daß ich unter meinen Zuhörern habe solche und wünsche mir lauter solche, wie die zu Beroen . . . Ich schwöre und untersiegle es, „daß ich die Rechte Deiner Gerechtigkeit halten will" (Ps. 119, 106); ich thue es nicht vermessen, nicht im Vertrauen auf eigene Kraft: der Herr gibt Kraft dazu. Ich habe sein theures Amen, ich habe Vorgänger genug, ich habe Beweggründe und Ursachen genug: das Wort des großen Erzhirten: „Weide meine Schafe" — da steht meine Vokation vom Herrn u. s. w." — Und in sein Tagebuch schreibt er etwas später: „Nach der Bibel greif ich mit einer ganz eigenen Empfindung nach dem Kirchenbuch, in welches ich die Namen der Getauften, Copulirten, Communikanten und Gestorbenen eintrage. Ich halte und hebe es mit beiden Händen empor: „Laß alle diese Namen mit meinem Namen im Buch des Lebens stehen"; mit demuthsvollem und freudigem Danke für die Unterstützung aus der Höhe bei so vielen Akten, für so manchen Segen, den ich weiß und den ich nicht weiß — mit der Erinnerung: Wie bald kann auch mein Name im Sterbregister stehen und ich unter meinen Schafen schlafen" [1].

Noch drei Jahrzehnte, bemerkt der Biograph bei Wiener [2], weidete

---

[1] Heft. 3, 17. 48.

[2] Evg. luth. Kirch.-Z. a. a. O. 192.

Buchrucker in Kleinweißach die Heerde Christi, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzens grund. Dort hatte er allen den Jammer mit durchzumachen, der in Folge des langjährigen Krieges über das Vaterland hereingebrochen war; dort blutete oft sein Herz wegen des immer ärger werdenden Abfalls vom Glauben; dort sah er die Kirche Christi in ihrer tiefsten Schmach und Erniedrigung, erlebte aber auch den Anfang besserer Zeiten. Dort klagte er viel über die Sünden des Volks, am meisten klagte er über seine eigenen Sünden, aber ob der überschwänglichen Gnade Gottes in Christo stimmte er fortwährend mündlich und schriftlich ein Hallelujah nach dem andern an. — Es ist dieß ganz wörtlich gemeint, denn Buchrucker hat wie Schöner, mehrere Sammlungen christlicher Poesien herausgegeben, die jedoch auch keinen Anspruch auf dichterischen Werth machen können; sie sind zum Theil gereimte Prosa [1]) . . Wir fügen hinzu: Auch seine Wirksamkeit erstreckte sich weit über seine Gemeinde hinaus. Er stand mit den Nürnberger Freunden in inniger Verbindung, er hatte vielfache Beziehungen zu der gräflich-castellischen und zu andern adelichen Familien, in denen es einzelne aufrichtig-fromme, gottesfürchtige Seelen gab, er führte einen umfassenden Briefwechsel, „er besaß wohl mehrere hundert Briefe von Standespersonen, Anverwandten, verdienten Theologen, Amtsbrüdern, christlichen, biedern Menschen, insonderheit auch aus Oesterreich, die er wie Kleinodien aufhob." — Schon frühzeitig hatte er die Bekanntschaft der Halle'schen Missionsnachrichten gemacht und war von da an ein eifriger Freund und Beförderer der Heidenmission geworden und geblieben, wie er ihr denn mehrere seiner Poesien gewidmet hat. Im Jahre 1807 schrieb er darüber die denkwürdigen Worte: „Auf ächt christlichen Akademien müßte jährlich ein eigenes Collegium über Missionen gelesen werden, um sie bekannt zu machen, Arbeiter zu erwecken und zu präpariren." — So dürfen wir denn wohl sagen, daß Buchrucker eine ähnliche Be-

---

[1] Auch eine Umschreibung der Psalmen hat er herausgegeben.

deutung für seinen engern Kreis gehabt hat, wie Schöner für Nürnberg.

Neben beiden können wir noch einige andere hiehergehörige Namen nennen, obwohl von geringeren Einfluß: einen Jakob Döderlein, Pfarrer in Ohrenbach († 1810), einen sehr gelehrten, entschieden gläubigen Mann, den der überhandnehmende Abfall und das Gebahren des Unglaubens mit tiefem Schmerz erfüllte. In einem solchen Augenblick inniger Wehmuth wendete er sich — es war nicht lange vor seinem Tode — an seine Frau, ergriff ihre Hand und sprach: Liebes Weib, so sieht's jetzt aus in der Welt; man will von unserem Herrn Jesu nichts mehr wissen und feindet die an, die es noch mit ihm halten und lästert sie; aber nicht wahr, du und ich, wir bleiben bei ihm, mag auch über uns kommen, was da will"; — Gg. L. Klinger zu Burg-Farnbach, 1812, der als ein sehr gläubiger Mann bezeichnet wird [1]; insbesondere den alten ehrwürdigen J. Jac. Bomhard, früher Rector zu Uffenheim, von 1795 bis 1822 Pfarrer zu Gundelsheim, über den die, von dessen ältesten Sohn [2] verfaßte Lebensbeschreibung u. A. berichtet: „der Vater war hinsichtlich seiner religiösen Ueberzeugung ein Altgläubiger und als solcher ein Feind des Rationalismus, der um die Zeit, in welche seine reifen Lebensjahre fallen, eine Herrschaft gewonnen hatte, die ihm kaum noch einer der damaligen Theologen streitig zu machen wagte. Sein tiefes ahnungsvolles Gemüth, seine innige Liebe und Ehrfurcht gegen die Persönlichkeit des Erlösers, sein entschiedenes Bewußtsein der Versöhnungsbedürftigkeit, sein beharrlicher Glaube an eine specielle göttliche Führung der menschlichen Schicksale schützte ihn gegen allen religiösen Zweifel, und das Christenthum, im Geiste der lutherischen Auffassung galt ihm als unumstößliche Wahrheit. Alle Angriffe, auf die historische Grundlage desselben, alle Versuche, die Person Christi ihrer göttlichen Würde zu ent-

[1] Aus schriftlichen Mittheilungen.

[2] Schulrath Bomhard, Manuscript für Freunde, S. 8.

kleiden, alle Wunderdeutung dünkte ihm Frevel und Thorheit von den verderblichsten Folgen, weil durch solches Verfahren, wenn der Unglaube zur Herrschaft gelangt, die Kirche ihre Basis, die theologische Wissenschaft ihre Tiefe, der geistliche Stand seine Würde, die Gemeinde ihren Stützpunkt, der Christ seinen besten Trost und die Kraft zur Heiligung verlieren müßte. Er hat in späteren Lebenstagen nach den Befreiungskriegen eine kräftige Reaction, eine lebendige Erneuerung und Auffrischung des religiösen Geistes in der protestantischen Kirche erlebt und Gott gedankt, daß er ihn die besseren Tage noch hat sehen lassen." Er war ein gelehrter Philologe, ein fleißiger Schriftforscher, hielt sich aber sehr zurückgezogen, selbst mit seinen Gemeindegliedern pflegte er keinen nähern Verkehr, außer soweit sie sich selbst an ihn wandten, und in sofern war auch seine Wirksamkeit nur eine beschränkte. Dagegen verwandte er die ganze Zeit und Kraft, die ihm das Amt übrig ließ, auf Bildung für Kinder, auf den Unterricht seiner trefflichen Söhne — wie denn gerade hierin seine vornehmste Begabung lag [1]; welcher weitgreifende Segen durch diese stille Arbeit der Kirche aus seinem Hause zufloß, wird sich später zeigen. — Gewiß gab es außer den Genannten noch manchen in einsamer Stille wirkenden gläubigen Geistlichen aus der ältern Zeit: ihre Namen sind der Mitwelt verborgen, im Himmel angeschrieben. — Mir sind nur noch bekannt: Johann Christoph Bucher (der ältere) in Insingen, „ein gelehrter, bibelfester, frommer Mann", Andr. Alex. Sperl, Pfarrer in Jochsberg, und die beiden Brüder des Prof. Heller in Erlangen, Alexander bis 1819 in Wassermungenau und Julius seit 1800 Pfarrer in Sammenheim, deren segensreicher Wirksamkeit auch Schubert gedenkt [2]. Namentlich an dem älteren rühmt er die begeisterte Innigkeit, mit der er das Abendmahl administrirte und, über sich selbst erhoben, in feuriger Andacht redete. Es wird

[1] A. a. O. S. 8 u. 11.

[2] In seinem Leben, 2, 319.

von ihnen berichtet: Beide waren herzlich fromme glaubenstreue und zugleich sehr gewissenhafte Geistliche von pietistischer Richtung, hatten jedoch manche Seltsamkeiten an sich, wodurch sie manchen Stoff zum Belächeln gaben. Man erzählt sich, daß beide die Gewohnheit hatten, ambulirend zu meditiren; der eine sei deshalb sonnabendlich von Sammenheim gegen Wassermungenau, der andere von W. gegen S. gewandelt, und wenn sie sich auf diesem Wege begegneten, seien sie stumm, ohne auch nur ein Wort zu wechseln an einander vorübergegangen, und so auch wieder beim Rückweg [1].

Eben hier ist nun der Ort, zweier bürgerlicher Familien zu gedenken, die auch zu den Stillen im Lande gehörten, und von denen auch Leben ausgegangen ist; die eine in Unterfranken, die andere in Mittelfranken.

In Segnitz am Main lebte seit 1811 der Weinhändler Keerl nach dessen Tod sich seine Wittwe mit dem Würtemberger Karl Köllner verheirathete [2]). Sie, eine geborne Schumann von Windsheim, aus einem angesehenen, gottesfürchtigen Handelshause, war schon frühzeitig mit dem Herrn und seinem Worte bekannt geworden. „Von einem sehr frommen, ausgezeichneten Geistlichen unterrichtet, war sie zu einer entschiedenen Liebe Christi gelangt, welche die tiefsten Wurzeln in ihrem Herzen schlug.“ Noch nicht 19 Jahre alt, verheirathete sie sich mit H. Keerl, der dort ein großes Weingeschäft betrieb. Obwohl Keerl die Kraft der Wahrheit an seinem eigenen Herzen noch nicht erfahren hatte, ehrte er sie doch in seiner Gattin und ließ dieselbe in allen Dingen, auch wo er selbst keinen nähern Antheil nahm, nach ihren Wünschen gewähren. Bei den Besuchen christlicher Freunde, die sich häufig da einfanden, bewies er immer zuvorkommende Gastfreundschaft, gab sein Haus gern zu Versammlungen her und war auch zu

---

[1] Schriftliche Mittheilungen.

[2] Vgl. zum Folgenden: Mittheilungen aus dem Leben des theuern Vaters Karl Köllner, Kornthal, 1855.

allen Liebeswerken gern behilflich. Zu diesen Hausfreunden, mit denen sie in lebhaftem Briefwechsel stand, zählten die Nürnberger, die wir bereits kennen, Schöner, Kießling, Fabricius, Naumann u. A.; auch von der Büdergemeinde kam kein Diasporabruder nach Segnitz ohne in diesem Hause einzukehren. So wurde es jetzt schon der Mittelpunkt christlicher Gemeinschaft und Bestrebungen. In noch höherem Maße, als nach dem frühen Tode Keerls die Wittwe den Herzensfreund ihres frommen Bruders, Karl Köllner, heirathete, den Sohn jenes würtembergischen Pfarrers Wilh. Köllner in Naugard [1]), welcher später Mitarbeiter an den christlichen Vereinen in Basel geworden ist. Beide Gatten begegneten sich in der innigsten Liebe zum Herrn, und so trat jetzt das normale Verhältniß ein, daß K. Köllner das bewegende christliche Prinzip des Hauses wurde. Man verbreitete Bibeln, man hielt Hausversammlungen, man suchte christliches Leben zu pflegen und auch in weiteren Kreisen zu wecken. Und diese Bestrebungen hatten guten Erfolg: „Die Versammlungen, die Köllner leitete, wurden so zahlreich von Alt und Jung besucht, daß sie in verschiedenen Abtheilungen gehalten werden mußten, sein Haus ward immer mehr eine Segensstätte, ein Mittelpunkt christlicher Gemeinschaft, wo viel Segen zusammenfloß und wieder nach allen Seiten ausströmte. Auch in der Verbreitung von Bibeln und Traktaten waren die Eltern treue Handlanger der Christenthumsgesellschaft in Nürnberg." Dazu kamen eingehende Verbindungen mit den Freunden in Würtemberg, in Basel und mit den Herrnhutern; Reisen auf Bibel- und Missionsfeste; auch an den Bewegungen im Süden durch Goßner und Lindel nahm man lebhaften Antheil. In derselben Weise ging es hernach in Würzburg, wohin Köllner späterhin übersiedelte und wo ihm – ein Zeugniß für seinen edeln Charakter – die Verwaltung des Armenwesens dieser ganz katholischen Stadt übertragen wurde. Seinen Bemühungen um die Förderung der Missionssache schloß sich hier der Pfarrer Acker-

[1] Gest. 1835; über ihn: Wilhelm Köllner's Selbstbiographie.

mann mit Freuden an, außerdem nur noch der Pfarrer Wilh. Lehmus in Segnitz — weshalb die Angelegenheit nur einen dürftigen Verlauf nahm. Indessen währte Köllner's Aufenthalt in Würzburg nicht lange. Das Geschäft gerieth in Stocken, er sehnte sich nach einer ausschließlich dem Reiche Gottes gewidmeten Thätigkeit, und zog deshalb nach Sitzenkirch bei Basel, um dort eine Anstalt für innere Mission zu gründen — ein verunglücktes Unternehmen, welches, so wie seine nachmalige Thätigkeit in Kornthal (1843) zu schildern außerhalb unserer Aufgabe liegt. Er starb dort 1853. Nur das fügen wir hinzu, daß das so werkthätige Christenthum des Köllner'schen Hauses den Typus des Pietismus an sich trug, während Ernst Aug. Ackermann, seit 1818 Pfarrer und nachmaliger Dekan in Würzburg, eine evangelisch-orthodoxe Richtung vertrat. Er gehörte zu den tüchtigsten, gebildetsten Geistlichen unserer Kirche und zu einem der wenigen Wahrheitszeugen jener Zeit in Unterfranken. Ob sich die, wie es scheint, dürftigen Reste der durch Köllner angeregten Pietisten an ihn anschlossen, läßt sich nicht mehr constatiren, aber jedenfalls hat er das positive Christenthum mit Ernst gepredigt und selbst unter der katholischen Bevölkerung Würzburgs dem protestantischen Glauben Achtung zu verschaffen verstanden[1]. Neben ihm werden Ullrich und Fabri in Schweinfurt als evangelisch-gesinnte Männer genannt und werden Schweinfurt und Würzburg als die Punkte bezeichnet, von denen aus sich späterhin (c. J. 25) eine bessere Richtung unter den Geistlichen verbreitete. Leider ist mir darüber nur wenig bekannt geworden.

Ein Gegenbild zu dem Bisherigen bildet das Schmidt'sche Haus in Hersbruck. Ein Sohn dieses rechtschaffenen und angesehenen Bürgerhauses, Georg Schmidt, war auf der Wanderschaft in Würtemberg bekehrt worden, hatte aber nach der Rückkehr seine

[1] Ein kurzer Lebensabriß Ackermann's findet sich im Vorwort zu seiner Schrift: Die alt-christl. Lehrstücke, nach Inhalt und Zusammenhang 1832, nach seinem Tod (1830) erschienen — eine sehr tüchtige, gründliche Arbeit.

Sinnesänderung den Seinigen verschwiegen und nur durch einen stillen Wandel bethätigt. Da geschah es, daß auch sein jüngerer Bruder Andreas Schmidt, der von dem Vater für die Handlung erzogen ward, zum lebendigen Christenthum geführt wurde. Ich gebe fast wörtlich den einfachen Bericht, den G. Schmidt darüber aufgesetzt hat [1]): Wie Viele, so glaubte auch mein Bruder, der sich in seinem Beruf sehr pünktlich bewies, mit Rechtschaffenheit, Billigkeit und Mildthätigkeit durchzukommen, von Wiedergeburt war keine Spur; aber Gott, der keine Seele verloren gehen läßt, erbarmte sich seiner. Er war Gastwirth geworden, glücklich verheirathet, mit elf Kindern gesegnet. Aber der Tod seines Vaters, der Verlust vieler seiner Kinder und ein unglücklicher Fall von einer Leiter (1806) machte einen schweren Eindruck auf ihn. Von dieser Zeit an merkte ich, daß der Herr an seinem Herzen arbeitete. Da er jedoch sehr wenig äußerte, so kann ich von seiner Bekehrung nichts sagen, sondern er stund auf einmal als Christ da. Bei ihm hieß es: Was Niemand kommen sah, das stand gewachsen da. Um das Jahr 1814 war es, da er mir seine innern Erfahrungen entdeckte, und da war der Glaube schon stark, er konnte schon Werke thun. Wie mir da zu Muthe war, welchen Jubel, welchen Dank ich meinem Herrn darbrachte, nicht nur einen leiblichen Bruder [an ihn zu haben], sondern auch in Christo brüderlich mit ihm vereint zu sein, zumal ich es vielmal in meinem Gebet Gott vorgehalten! Um diese Zeit wurden wir mit Herrn Pfarrer Hering in Reichenschwandt bekannt. Der Vortrag dieses theuern Mannes und seine Liebe zu uns vereinigte uns näher, bald sammelten sich mehrere Gleichgesinnte und so zündete eine Kohle die andere an. Dieß war auch für unsern Seligen sehr förderlich in seinem Christenlaufe. — Es ging mit ihm rasch vorwärts, er ergriff das ganze Werk der Erlösung und schämte sich seines Herrn nicht. Als Gastwirth, wenn er Gottesdienst im Hause hielt, durften schon einige Gäste kommen,

[1] Aus einem Manuscript, das in der Familie aufbewahrt wird.

er ließ sich nicht stören, und Manche haben sich in der Schenke etwas geholt, das in's ewige Leben reicht. Wenn er Gottes Wort las, da hörte und sah er nicht und nur mit Mühe brachte man ihn ab, wenn man sein bedurfte, eben so auch wenn er auf seine Felder ging beobachtete er keinen Menschen, wenn sein Geist mit seinem Heilande sich unterhielt. Bei seinem großen Vermögen war er demüthig und klein, das Sündengefühl und des Christen Frohsinn immer gepaart — und so wirkte er mit Segen" [1]. Er stand in enger Beziehung mit der Brüdergemeinde in Ebersdorf, von woher er jährlich Besuch erhielt, unterhielt auf seinen Geschäftsreisen vielfache Verbindungen mit Freunden in der Schweiz und Würtemberg, — wie es scheint nicht mit den Nürnbergern —, und wirkte eifrig für Bibel- und Traktatenvertheilung; ein Wohlthäter der Armen in der ganzen Umgegend und der seine linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that. Die frommen Zusammenkünfte in seinem Hause ließ er sich, was einige Male versucht wurde, durch die Polizei nicht verbieten; er pflegte mannhaft zu erwidern: er wolle erst warten, bis das Singen schlechter Lieder verboten sei. Nicht leicht, wird erzählt, hat man eine so allgemeine Theilnahme gesehen, wie an seiner Beerdigung († 1827). Der christliche Sinn und die Liebesthätigkeit des Verstorbenen erbte sich in seiner Familie fort und hat noch lange im Stillen schöne Früchte getragen. Ein benachbarter Geistlicher nahm sich der kleinen Schaar der nachgebliebenen Freunde des Andreas Schmidt an. Sie galten für Pietisten.

Schon im Bisherigen haben wir einige der Geistlichen ge-

---

[1] Dieselbe Gesinnung spricht sich uns in den wenigen Familiennachrichten aus, die er hinterlassen hat. Den Tod seiner Kinder und Verwandten merkt er regelmäßig mit dem Zusatz an: der Allmächtige lasse sie sanft und selig ruhen bis an den jüngsten Tag, wo wir einander wiedersehen und keine Trennung mehr statt finden wird; außerdem kurze, tagebuchartige Bemerkungen über sein Leben, in denen sich ein sehr zartes Gewissen und aufrichtige Sündenerkenntniß ausspricht. Für jeden Fehltritt bittet er Gott um Vergebung und Besserung.

nannt, die zu der zweiten, oben Seite 146 bezeichneten Klasse gehören. Ihre Zahl ist bei weitem größer. Wir führen die bekannteren gleich der Reihe nach, ältere und jüngere, auf: Theodor Lehmus und dessen jüngerer Bruder Wilhelm, die beiden Bomhard, die Gebrüder Meinel, Ackermann, Dietlen (Böckh,. Vorbrugg) Brandt, u. A.; fast alle in den Jahren 1780—90 geboren und seit 1815 im Dienst der Kirche. Der erste und älteste unter ihnen, Th. Lehmus, der auch auf die übrigen einen bedeutenden Einfluß geübt hat, erfordert eine gesonderte Behandlung. Der kurze einfache Lebensabriß der beiden Veteranen Wilhelm Meinel und Theodor Beck mag beispielsweise auch für die Andern gelten. Beide hatten das Glück, im elterlichen Hause durch glaubenstreue Väter und Lehrer einen gründlichen Religionsunterricht zu genießen, der ihnen zu einer guten Beilage für ihr ganzes künftiges Leben geworden ist — ein Same, den auch die überwuchernde Saat des Rationalismus niemals völlig zu ersticken vermochte. Schon auf den Gymnasien, mehr noch auf der Universität trat ihnen der Unglaube entgegen, namentlich waren es die Vorlesungen Ammon's und Bertholdts, insbesondere die exegetischen des ersteren, welche ihnen das väterliche Erbe zu entreißen oder doch völlig zu entwerthen drohten. Wilh. Meinel war jedoch noch auf dem Lyceum in München durch den damaligen (kathol.) Director Cajetan Weiler dessen, Vorlesungen über Metaphysik und Geschichte der Philosophie er mit großem Interesse hörte, gelegentlich mit dem Wandsbecker Boten bekannt geworden, „und dieser Bote war ihm zu einem Begleiter geworden, der ihn mitten durch die Wüste der trockenen verstandesmäßigen Aufklärung hindurch immer wieder zu frischen Wassern führte und bis in die Universitätsjahre hinein mit seinem Segen ihm zur Seite stand.“ Hier fand er an Vogel „obgleich derselbe als Theologe noch mit Einem Fuße auf dem Boden des Vernunftglaubens stand“, einen väterlichen Freund und Berather, der ihn vor den Extremen des Rationalismus bewahrte und ihm in der Reaction gegen jene „verwirrende Alles wegläugnende oder beseitigende

Schriftauslegung" treulich beistand. Mehr noch als seinen Vorlesungen hatte er dem persönlichen Umgang mit dem ehrwürdigen Greise zu danken. Dazu kam der Verkehr mit (den oben genannten) gleichgesinnten Commilitonen, insbesondere auch mit einem Privatdocenten Sachs, der mit allen Kräften seines reichen Gemüthes den Offenbarungsglauben vertrat und vertheidigte, und mit einem frommen Kammerdiener der verstorbenen Markgräfin, gleichen Sinnes. Späterhin that ihm das Studium Reinhardtischer Schriften (über den Plan Jesu, opuscula academ.) erhebliche Dienste, und so gelang es ihm immer mehr, sich auf den festen Boden des göttlichen Wortes zu stellen. Doch war die so beginnende Heilserkenntniß eine mehr äußerliche; die innere, das ganze Gemüth durchdringende Lebenskraft fehlte noch. Aber auch dahin sollte es auf dem Wege allmählichen Wachsthums kommen. Der innige Verkehr mit seinem Schwager Lehmus und mit dessen Schriften (seit 1826), fortgesetztes Schriftstudium, die Bekanntschaft mit v. Meyers Bibelübersetzung und Blättern für höhere Weisheit, mit Menken's Betrachtungen über das Evangelium des Matthäus, mit Rudelbach, Neanders u. a., später mit Luther's und Melanchthon's Schriften [1], der Umgang mit vielen Freunden befestigten ihn auf dem gewonnenen Grunde. „Das beste aber thaten die mannigfaltigen Amts- und Lebenserfahrungen, die mich erst das Beten recht lehrten, dessen erleuchtenden und heiligenden Einfluß ich immer mehr erfuhr und noch täglich erfahre, und die es mich auch erst recht lebendig erkennen ließen, welch ein köstliches Ding es sei, daß das Herz fest werde, was es nur durch das Festhalten an dem Herrn und seiner Gnade wird." — Etwas anders der Lebensgang Beck's. Er erzählt von seiner Universitätszeit: „Ich wurde innerlich immer ärmer, während ich mich reicher geworden zu sein dünkte; ich kam auch in sittlicher Beziehung zurück, wenn mich gleich ein Etwas in meinem Innern

[1] Dessen Anmerkungen zum Römerbrief er nachmals in einer alten deutschen Uebersetzung (von Justus Jonas?) herausgab, 1828.

vor groben Abirrungen bewahrte; ich wurde träg und nachlässig im Studium und verlor damit immer mehr die Lust und Liebe zu meinem künftigen Beruf, würde auch endlich ganz davon zurückgetreten sein, wenn nicht die rührenden, brieflichen Vorstellungen meines theuern Vaters mich von meinem Vorhaben zurückgehalten hätten. Es stand mir auch sonst Niemand zur Seite, der ein erweckendes belebendes Wort zu mir gesprochen oder den Blick in mein eigenes Innere gerichtet und geschärft hätte. So kam ich nach vollendeter Universitätszeit im Jahre 1812, als ein unerfahrener, für das geistliche Amt dürftig vorbereiteter junger Mann aber mit allen Vorurtheilen des Halbwissens und Halbglaubens als Vikar zu einem alten Geistlichen, der nicht dazu angethan war, mich auf die rechte Bahn zu leiten. Eben so wenig vermochten es die benachbarten, im Ganzen eben so ordinären Amtsgenossen. Ich predigte und katechisirte so gut oder schlecht, als es eben ging. Niemand redete mir helfend oder zurechtweisend ein. An gutem Willen und Eifer fehlte es nicht. Daß ich einen verkehrten Weg einschlug, merkte ich kaum. Daß ich in meinen Vorträgen die eigentlichen Heilslehren stillschweigend überging, oder ihnen einen andern Sinn unterlegte, daß ich mich viel mit natürlichen Wundererklärungen befaßte, ohne daß mir ein sittliches Bedenken darüber gekommen wäre, daß ich die Kunstgriffe fleißig anwendete, welche die ungläubige, aber nicht gerne als solche sich offen darstellende Denkweise zu üben pflegte, war ein natürliches Ergebniß der Richtung, die ich einmal eingeschlagen hatte. Aber es sollte nicht so bleiben. Der ewig treue Gott hat nach seiner Barmherzigkeit dafür gesorgt, mich von diesen Irrgängen, wenn auch nur allmählich, zurückzuführen. Der erste Anstoß dazu ging auch bei mir von dem seligen Lehmus aus, der so vielen Erwecker und Berather wurde, und mit dem ich schon von Jugend auf bekannt war. Eine Synodalpredigt von ihm im Jahre 1813 machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Sie führte mich zwar nicht sofort in das Heiligthum der himmlischen Wahrheit ein, aber sie machte mir's doch fühlbar, daß es etwas Höheres gebe, als die eitle Menschenweisheit, die mich

bisher gefangen hielt. Noch wichtiger wurde für mich eine Beichtrede, die er wenige Wochen hernach bei meiner Ordination hielt, und die ganz dazu angethan war, mich in die innersten, mir bisher verborgenen Tiefen, vielmehr Untiefen, des Herzens einzuführen. Frisch und lebendig wurden nun auch die von meinem seligen Vater empfangenen, so lange wie verlöscht gewesenen Eindrücke. Der persönliche Umgang mit Lehmus, mit dem ich später auch Familienbande verknüpfte, half dann fördernd weiter. Dazu der Gottesodem, der in den Jahren 1813 bis 1815 weithin wehte und auch mich mächtig ergriff, dann das Säkularfest im Jahre 1817 mit seinen herrlichen Erinnerungen und Schätzen einer großen Vergangenheit, die es wieder zugänglich machte — von da an gestaltete sich mein inneres Leben anders. Es wurde mir Bedürfniß, neben dem Lesen der h. Schrift, die mir wieder zum theuerwerthen Wort Gottes geworden war, mich mit den so lange unbeachtet gebliebenen Bekenntnißschriften unserer Kirche, mit Luther's Werken und andern Schriften unserer alten, ehrwürdigen Theologen vertraut zu machen. Amt und Beruf halfen weiter und tiefer. Dieß waren die Wege, auf denen mich der Geist der Gnaden, obwohl langsamen Schritts und nicht ohne Kampf und innere Anfechtung, doch zur Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit, zum Glauben an den führte, in welchem allein das Heil zu finden ist. Und Gott sei gelobt, daß ich aus tiefstem Herzensgrunde und mit freudiger Zuversicht nun sagen kann: Ich weiß, an welchen ich glaube, Jesus Christus ist auch mein Heiland, mein Trost, meine Freude, mein Alles. Und bei diesem Grunde will ich mit des Herrn Hilfe bleiben, bis er mich abruft." So meine theueren Onkel. Ihre Lebensgeschichte steht nur beispielsweise da.

Andere hat Gott anders geführt. Bei unserm ehrwürdigen Nestor Aug. Bomhard und seinem jüngeren Bruder war es gerade der Gegensatz gegen den väterlichen Glauben, der ihnen auf der Universität und hernach im Leben entgegentrat, was sie in demselben bestärkte, wozu bei dem ersteren noch das Studium der

herrlichen, asketischen Literatur des 17. Jahrhunderts als befruchtendes Belebungsmittel hinzukam. Johannes Dietlen, diese **candida anima** — er ist nun auch heimgegangen — wurde neben der Lektüre der heil. Schrift und christlicher Schriften vorzugsweise durch die Erfahrungen im Amte, in das er sehr frühzeitig eintrat, zu der Ueberzeugung geführt, daß „das rationalistische System das wahre nicht sein könne, weil es den armen, sündigen Menschen gerade dann, wenn er des Trostes und der Kraft am nothwendigsten bedarf, der Verzweiflung überläßt, und weil es den Diener der Kirche zum Heuchler an heiliger Stätte macht.“ Die unselige Mittelstellung zwischen Rationalismus und Bibel, der Conflict mit der Amtspflicht, der sich wie eine unerträgliche Last auf seine redliche Seele legte, die Gewissensbedrängniß, die er darin erfuhr, die Unfähigkeit zum Beten, die ihm daraus erwuchs, brachte ihn bald zur vollen Entschiedenheit des Glaubens und gab ihm die Freudigkeit, das verachtete Wort vom Kreuz mit lautem Aufthun seines Mundes zu verkündigen; als eine Gotteskraft hat es sich seinem Herzen bewährt [1]; Ch. H. Brandt, einer gottesfürchtigen Pfarrersfamilie entstammend, scheint den Samen väterlich und mütterlichererbter Frömmigkeit durch die Universitätszeit hindurch, wenn auch nicht ohne Erkältung, doch ohne wesentlichen Abbruch hindurchgerettet zu haben [2]; ähnlich wohl auch Leonhard Hering, der treue, einfache kindlichfromme Zeuge des Evangeliums, den wir oben in Nürnberg fanden [3]; — aber wie verschieden auch die Wege und Mittel göttlicher Lebensführung gewesen seien: Ausgangspunkt und Ziel waren bei all diesen

[1] S. homil. lit. Corr.-Bl. 1826, N. 26 die Selbstschilderung seines innern Lebensgangs, dazu der handschriftl. Lebenslauf von seinem Sohne. Er ist geb. 1790 gest. 1866. Der Leichentext bei der Beerdigung dieses Simeon Maleachi 2, 6 besagt die volle Wahrheit.

[2] Ehrengedächtniß des H. Ch. P. Brandt, von dessen Schwiegersohn; geb. 1790 † 1857.

[3] Grabrede bei dessen Beerdigung von Pf. Besenbeck, 1841.

Männern — und wie manche mir unbekannt gebliebenen mögen zu ihnen zählen — doch dieselben: dort das väterlich überkommene Erbe der Rechtgläubigkeit, hier Wiederbelebung desselben zum lebendigen Glauben.

Fassen wir die bisherigen Thatsachen (von Kap. 5 an), mit denen wir übrigens schon etwas über die Zeit, die uns beschäftigt, hinausgegangen sind, zusammen, so ersehen wir, daß sich jetzt ein Neues in der Kirche anbahnt. Es sind verheißungsvolle Anfänge, die Anfänge evangelischer Heilserkenntniß, und Hand in Hand mit ihnen die Anfänge christlicher Thätigkeit zur Förderung des Reiches Gottes, worin sich die Lebenskräftigkeit der erstern bewährt. Wir gewahren auch bereits hin und wieder Fäden, welche die kleinen frommen Kreise mit einander verknüpfen; theils der unmittelbare Verkehr der Erweckten unter einander, theils die Diaspora der Brüdergemeinde, welche gerade damals in der Stille eine große Thätigkeit entwickelte, bildet das verbindende Mittelglied; die Art, wie sich die Gläubigen erkennen, aufsuchen, besuchen und sich an einander freuen und erbauen, erinnert an die ersten Zeiten des Christenthums. Allein es waren doch überall eben nur erst Anfänge, und zwar vereinzelte Anfänge. Bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre trägt die Bewegung, genauer besehen, noch den Charakter des Suchens, des Werdens und des Schwankens. Die Einflüsse des Zeitgeistes lassen sich auch an den Aufwachenden noch vielfach wahrnehmen. Während in den kleinen Gemeinschaften der Erweckten die pietistische Richtung überwog, fehlte es bei den Geistlichen der zweiten Klasse noch an Klarheit, Bestimmtheit und Entschiedenheit der Heilserkenntniß, und standen dieselben weder unter sich noch mit den ersteren in Gemeinschaft. Gerade hier gilt es, wenn auch mit einiger Einschränkung, was mir Bomhard mittheilen läßt: „Ein Einfluß von außen auf die Erweckung der bayerischen Geistlichen läßt sich nicht nachweisen; eine Verbindung mit Würtemberg oder mit dem Norden hat nicht statt gefunden. Sie stan-

den ohne weitere Kenntniß der auswärtigen christlich-kirchlichen Zustände vereinzelt in ihren Gemeinden und wirkten blos in ihrem nächsten Beruf. Die Diaspora der Herrnhuter lebte ein ganz verborgenes Leben, von dem nur Einzelne, meist Laien, berührt wurden, das aber nicht im Stande war, auf weitere Kreise erweckend einzuwirken.“ Der Gedanke an die Kirche und an kirchliche Gemeinschaft lag ohnehin noch ganz ferne. — Vergessen wir dabei nicht, daß der Rationalismus dazumal in voller Blüthe stand und daß von den Regungen des neuen Lebens noch fast wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen war.

Da trat ein epochemachendes Ereigniß ein, welches diese sporadischen Anfänge kräftigte und einte.

Neuntes Kapitel.

Das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt.

Das Ereigniß, das wir meinen, ist die Gründung des homiletisch-liturgischen Corrspondenzblattes im Jahre 1825. Auf Anregung des Pfarrers Brandt zu Roth traten in Wassermungenau mehrere Geistliche zusammen, in einem noch unbestimmten Gefühl, daß etwas geschehen müsse zur „Förderung des Wahren und Guten, zur Knüpfung eines engeren Bandes unter den evangelischen Geistlichen des Landes." Er war zunächst auf Mittheilung homiletischer und liturgischer Arbeiten, auf Besprechung über amtliche Wirksamkeit, auf den Austausch dahin bezüglicher Ansichten, Wünsche und Erfahrungen abgesehen, und weder der Herausgeber noch die ersten Mitunternehmer hatten in voraus einen festen Standpunkt dafür gewonnen; nur daß das ewigbleibende Wort Gottes Grund und Norm des Blattes sein solle, wird in dem Vorwort in allgemeiner Fassung ausgedrückt. In der That fiel auch der erste Jahrgang dürftig genug aus. Er enthält fast nur Predigtthemate und Entwürfe, Auszüge, unbedeutende homiletische Produkte. Selbst rationalistische Einflüsse machten sich geltend: „es soll weder für den Mysticismus noch für den Rationalismus entschieden Partei genommen werden", einzelne Predigten hielten sich noch ganz auf dem Standpunkt des letztern, ja in Nr. 1 liest man eine rationalistisch verwässernde Ueberarbeitung des allgemeinen Kirchengebets von

Stephani. Aber jetzt traten die beiden Bomhard in die Mitarbeit ein und prägten dem Blatt einen ganz andern Charakter auf; sie machten es, indem sie faktisch die Leitung in die Hand nahmen, zum Organ für die neuerwachte christliche Heilserkenntniß, zum Sammelpunkt der gleichgesinnten Freunde, zum Schwert des entschlossensten Kampfes gegen den herrschenden Unglauben. Namentlich war es der jüngere Bruder Heinrich, der unter dem Namen des Opponenten in dieser Richtung kühn voranging. „Soll die Wahrheit befördert werden, — und das ist doch der Zweck dieses homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes, — so muß Widerspruch eingelegt werden, wider Alles, was nicht allgemein anerkannte Wahrheit ist. Bei Wetterbemerkungen und Bierbeurtheilungen kann man etwa dem Andern seine Meinung ruhig lassen; aber bei dem, wodurch Gottes Reich soll befördert werden, kann der, welcher das ernstlich will, keine falsche Behauptung hören, ohne zu widersprechen; darum tritt der Opponent auf" — mit diesen Worten führt er sich (Nr. 1, 1826) selber ein, um jene Umarbeitung des allgemeinen Kirchengebets einer scharfen Kritik zu unterziehen. Man gewahrt hier schon die Spur der Sprache, die er hernach mit so großer Virtuosität handhabte: die markige, derbe, populäre (oft nur zu derbe), schneidende, mit Witz gesalzene und mit kühner Siegesgewißheit vorschreitende Sprache, die hernach einen Grundzug des Blattes bildete und ihm so großen Eingang verschaffte. Der Angriff des Opponenten wendete sich theils gegen einzelne Aufsätze des ersten Jahrgangs, theils gegen anderweitigen Unfug auf der Kanzel und rief eine heftige Reaction ihrer Verfasser hervor; aber bald verschwanden die rationalistischen Stimmen völlig aus dem Blatte. Der Herausgeber selbst stellte sich entschieden auf die Seite der evangelisch-positiven Richtung, eine Reihe kräftiger Mitarbeiter schlossen sich an. Es sind dieselben, die wir bereits kennen; zunächst aus der Mitte der oben genannten: der ältere Bomhard (A), mit seiner prächtigen, schlagenden, häufig auch humoristischen Darstellungs-

weise, der gewichtigste und geistvollste unter ihnen, Wilh. Meinel und sein Bruder, Joh. Dietlen, Theod. und Wilh. Lehmus, Böckh in Nürnberg, denen sich bald auch eine Anzahl jüngere zugesellte: Redenbacher, Wucherer, Donner, einige Nichtgeistliche — alle vom gleichen Zug ergriffen; auch der Würtemberger Gottl. Barth arbeitete mit (C). Nicht lange, so sandte auch Harms aus Kiel seinen Friedensgruß — mit Freuden erwidern ihn die Herausgeber: „Wir wußten wohl, daß du kommen mußtest, theurer Bruder; wo das Panier glänzt, unter dem wir kämpfen, da können die Helden Davids nicht ferne bleiben". — Die Folge war nach der einen Seite, daß die Theilnehmer selbst sich gegenseitig förderten, stärkten und eng befreundeten, nach der andern, daß das Blatt den oben bezeichneten Charakter gewann. Es verfährt vorherrschend aggressiv, es geht dem Gegner mit den schärfsten Waffen zu Leibe, es züchtigt mit schneidender Schärfe die Schriftwidrigkeit, Hohlheit und Vornirtheit des vulgären Rationalismus, die Unredlichkeit und Phraseologie seiner Predigtweise, eine Lauge der beißendsten Kritik gießt es über ihn aus; insbesondere setzt es der rationalistischen „Moral- und Tugendpredigt" die evangelische Glaubenspredigt entgegen, der religiösen Verkommenheit und Verschwommenheit das laute Zeugniß von Christo dem Sohne Gottes, dem einigen Heiland der Retter und Heiland der Welt. Daneben zeigt es aber auch die allgemeineren Kanzelsünden auf und gibt vortreffliche Winke über die rechte Art zu predigen: Schriftmäßigkeit, Einfachheit, Popularität[1]. — Es zieht gegen die allgemeine Zimmermann'sche Kirchenzeitung, gegen die Blätter von Stephani, von Schuderoff, Röhr, Paulus zu Felde; es kämpft wider Halbheit und halbherzige Mittelwege, wider den Mißbrauch, der mit den Schlagwörtern: „Glaubens- und Gewissensfreiheit, Toleranz und Liebe" getrieben wurde. Mit strenger Rüge oder empfindlichem Spott tastet es die ungeistlichen Sitten der rationalistischen Geistlichen an: das Jagdvergnügen, das Wirths-

[1] Vgl. die treffl. Aufsätze von A, über die Kanzelsünden Jahrg. 1826, n. 20; 1827 fortlaufend, 1829, n. 35.

haussitzen, das Karten [1]; auch die Verbildung der Schullehrer und in den Schulen herrschendes Unwesen deckt es auf. So schneidet es recht tief in das faule Fleisch der Zeit. Dagegen werden die homiletischen Beiträge immer gediegener (Predigten und Reden von Bomhard, Lehmus, Meinel, Böckh u. A.), die Auszüge aus der älteren Literatur reichhaltiger und kernhafter (aus Luther, Hamann, Arndt, Spener, Rieger), die Vorschläge und Winke praktischer; besonders auf die Hebung der Betstunden und Christenlehren legt es Gewicht. Es dringt auf bessere praktische Vorbildung der jungen Theologen, es legt den Geistlichen die Treue in der Vorbereitung auf die Predigt und in der Seelsorge dringlich an's Herz, es betont die Verbindlichkeit, den Glauben der Kirche zu bekennen und zu bezeugen [2], es bringt die besseren literarischen Erscheinungen zur Anzeige, es tritt für die Bibel- und Missionssache, die damals so vielfach verunglimpfte, energisch ein — und das Alles ohne gelehrten Apparat, ohne sich viel auf die kritischen und „philosophastrischen Argumente" der Neologie einzulassen, aber auch ohne pietistischen Beigeschmack, im frischesten jugendmuthigen Ton und in der Vollgewißheit, daß der guten Sache der Sieg nicht fehlen könne. Wir geben, zugleich als Stilprobe, einen Beleg. In der Antwort an Cl. Harms Jg. 1827, n. 14 heißt es: „Du forderst uns auf, zu reden und wider die Thorheit dieses Geschlechtes Zeugniß zu geben. Wir haben das gethan und werden es, so Gott will, noch ferner thun mit aller Freimüthigkeit und Freudigkeit, wie sie den Zeugen der Wahrheit gebühret. Wir wenden uns dabei an die, durch deren Schuld hauptsächlich es so weit mit dem Geschlechte dieser unserer Zeit gekommen ist; und wer diese sind, das kann unter uns keine Frage sein. Es hat noch keiner Zeit, seitdem das Reich Gottes herbeigekommen ist, an starken Stimmen der Prediger in

---

[1] Z. B. Jahrgang 1826, n. 39. 42; 1827, n. 15; die Aufsätze des Opponenten 1831, n. 15. 52.

[2] Z. B. Jahrg. 1827 n. 10. 11 1829, n. 19.

der Wüste gefehlt, die dem Herrn den Weg in die Herzen seines Volkes bereiten; und wie die dünkelhaften Sadducäer und Pharisäer nie ausbleiben werden, die dem Reich Gottes widerstehen, so soll es auch nie fehlen an der muthigen Wiederholung jener scharfen Worte des edeln Täufers, ja vielmehr des Herrn selbst, womit er ihnen ihre Gefahr kund machte. Seien immerhin unsere Stimmen nur schwach, sie sind besser als das Schweigen; was da schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, auf daß er zu Schanden mache, was stark ist. Wir wecken viele auf, die einen leisen Schlummer haben und noch nicht zum völligen geistlichen Tod entschlafen sind; und das vereinigte Rufen Vieler ist auch ein starkes. — Und unserer sind viele und werden täglich mehr; das sollst du wissen, lieber Bruder, und dessen dich mit uns freuen! Glaube nicht, daß unsere Zahl so gering ist. Es wandelt seit manchen Jahren ein belebender, allmächtiger Hauch Gottes über das Gefilde, so voll dürrer Todtengebeine lag, und ein Rauschen der Auferstehung in der Kraft des Herrn läßt sich überall hören. Wir wollen hier nichts sagen von den erfreulichen Erfahrungen in unserm Vaterlande, welche dieses beweisen, nichts von dem bessern Sinne, der in so Vielen unserer jüngeren Theologen durch die Gnade Gottes offenbar die Oberhand gewonnen hat, nichts von dem Geiste, der bei unsern beiden Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth im Ganzen der herrschende gewesen; wir senden unsere Blicke weiter hinaus, und fragen getrost: läßt sich nicht allenthalben die frohe Stimme hören: „Siehe der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube lässet sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knospen gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen, und geben ihren Geruch?" Sagt dir's nicht das ängstliche Winseln der Nachtgeister in allen öffentlichen Blättern, daß sie den Hahnenruf gehört haben und Morgenluft wittern? Ist nicht die ärgste Periode der Vernunftlosigkeit und des sündlichen Abfalls schon großentheils vorüber, und müssen sie nicht schon überall

um's Leben kämpfen, die stolzen Herzen, die noch vor Kurzem nur von neuen Eroberungen und von einer Weltherrschaft träumten? Kommen sie nicht schon bald da bald dort zum Parlamentiren heran und senden ihre Trompeter, zur gütlichen Zwiesprache einzuladen? Zwar noch machen sie Front auf allen Höhen, und kanoniren frisch nach allen Seiten; aber es ist nur, um ihren Rückzug zu sichern, und ihre kühnsten Feldherrn können nichts weiter, als diesen einigermaßen zu decken suchen. . . . Es ist ein böses Ding, gegen das Wort Gottes anzukämpfen und sich doch dabei den Schein geben, als kämpfe man für dasselbe . . Darum können wir getrost und sehr freudig sein in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, darum lebt in uns eine große fröhliche Hoffnung . . So sei uns denn noch einmal herzlich willkommen, du theuerer, geachteter Bruder, der du fern her kommst, um mit uns dem alten evangelischen Glauben Zeugniß zu geben. Es ist die streitende Kirche, welche wir darstellen. Der Herr, dem wir dienen, ist noch immer das Zeichen, dem widersprochen wird, zum Fall aber auch zum Auferstehen Vieler in Israel gesetzt."

Noch eine andere Probe von dem Opponenten: Wider das heitere Christenthum der Rationalisten. „Seitdem die christliche Kirche wieder ein Pfingstfest feiert und der Herr seinen Geist ausgießt über alles Fleisch, daß Söhne und Töchter weissagen, die Jünglinge Gesichte sehen und die Alten Träume haben, daß wunderbare Erweckungen geschehen, und Viele, die da selig werden, der Herr zu seiner Gemeine hinzuthut: seitdem ist auch ein großes Klagegeschrei zu hören, wie das der Rahel auf dem Gebirge, als es aus war mit ihren Kindern; ein jammervoller Weheruf über die Christenheit, wie der jenes Sehers im belagerten Jerusalem; und wie die Käuzlein an verstörten Stätten, so seufzen nun Viele, welche durchaus Freunde der Menschheit heißen wollen, über das finstere, traurige, angstvolle Christenthum, welches die Mystiker verbreiten; was besonders aus ein paar Aufsätzen wider die Traktaten in der allgemeinen Kirchenzeitung zu ersehen ist. — — Heiteres Christenthum! hört man da rufen, hinweg mit der trauri-

gen Mystik, die nur Angst und Schrecken macht; heiteres Christenthum, freudiges Rechtthun, fröhliches Genießen der Gaben Gottes, seliges Wandeln in dem Himmel, das ist der Wille Gottes und des Stifters unsres Glaubens! — Ja seliges Wandeln im Himmel, Himmelreich im Herzen, tröstende, erfreuende Gnade, und den Frieden Gottes, der über alle Vernunft ist, — diese guten und vollkommenen Gaben, die vom Vater des Lichts herabkommen, die wollen die Mystiker auch, die wünschen, suchen und erflehen sie sich und allen Menschen. Aber euer heitres Christenthum, ihr heitern Rationalisten, das wollen sie nicht, sie fordern nicht von den Kranken, daß sie sollen gesund sein, sie ergötzen sich nicht am Lachen der Geistesverwirrten, sondern sprechen wie Salomo zu solchem Lachen: Du bist toll! und zur Freude der Welt: Was machst du? — — Rationalismus genug finden wir gewiß in allen sogenannten Christengemeinden; in der größten Pfarrei (wenige Orte ausgenommen) kann man die darin befindlichen Mystiker sicherlich mit eben so viel Broten sättigen, als Jesus die Viertausende, ohne Wunder; aber wie viele, die selig geworden sind, wird man finden? Man findet wohl genug Lustigkeit bei den Lustbarkeiten der Welt, Zufriedenheit mit sich selbst beim traurigsten Zustande der Seelen, Sicherheit bei den größten Sünden, Fröhlichkeit in den guten Tagen, Ausgelassenheit an den heiligsten Festen, Possenreißerei bei den ernsthaftesten Dingen, ungemeine Heiterkeit bei Schmausereien und Gelagen, findet genug Singen und Springen, Tanzen und Jauchzen; die beständigen Tanzanzeigen im allgemeinen Wochenblatte können wenigstens den tiefbekümmerten Rationalisten ein tröstlicher Beweis sein, daß es noch immer lustig genug zugeht. Aber Seligkeit der Seelen, die aus Glaube, Hoffnung, Liebe kommt, ist eine seltene Sache . . . Wer als Seelsorger öfters Gelegenheit hat, einen Blick in die Wohnungen und Herzen der Menschen zu thun, wer die Kinder der Welt nicht blos in Sonntagskleidern und im Festtagsstaat, nicht blos auf Marktplätzen und auf Tanzböden, sondern in den Lumpen der Armuth, in den Wohnungen des Elends, in den Hütten

Kedars, wo man den Frieden haßt, in häuslichen Trübsalen, auf Krankenlagern und Sterbebetten öfters sieht; wer in die Herzen blickt, und sieht da die Sorgen, Kümmernisse, Leidenschaften aller Art, die sie selbst zur Zeit des Glückes quälen, — wie aber erst an bösen Tagen aller Freudengeist entflieht, nur Klagen und Zagen, Trauern und Murren bleibt, wie im Sterben so Wenige einen offnen Himmel sehen und in Hoffnung selig von der Erde scheiden: der schließt aus den vielen Tanzanzeigen nicht auf die Seligkeit, welche das heitere Christenthum der Rationalisten bringt. Es scheint sich also mit dem freudigen Rechtthun und fröhlichen Himmelswandel im Thal des Todes nicht recht geben zu wollen, wenn gleich rationalistische Pfarrer als Kirchweih-Vortänzer ihr Möglichstes thun, ein heiteres Christenthum zu verbreiten, wenn gleich Viele bemüht sind, die Religion so heiter zu machen, daß die lustigsten Zechbrüder damit zufrieden sind und fast die Sprache führen, wie einst im französischen Nationalconvente gehöret wurde: „Das französische Volk ist ein heiteres Volk, und darum taugt die finstere Religion der schwermüthigen Orientalen, die Möncherei, die in den Wüsten Thebais sich gebildet hat, nicht für dasselbe. Wir brauchen einen heitern, fröhlichen Gottesdienst, und darum müssen wir uns selbst eine Religion machen, wie sie unsrem Temperamente und dieser Zeit angemessen ist!" Es ist bekannt genug, wie fröhlich und selig Frankreichs Bewohner durch die neugemachte Religion geworden sind. — — Die Rationalisten werden dagegen einwenden: Sieht es auf der Erde auch noch traurig genug aus, braucht man denn dazu Mysticismus, Pietismus, Herrnhutismus, Fanatismus, Kopfhängerei und Schwärmerei, um die Menschen fröhlich zu machen? Man darf nur unsre Moral befolgen und die mystische Influenza fliehen, dann wird Alles gut! . . . . Sie sagen: ist nicht das gute Gewissen, das reine Herz etwas viel Süßeres als alle Freude, die man der Tugend opfert? — Gewiß! wenn nur der sündliche Leib nicht wäre, und wenn bei allem Kämpfen nur das Herz so rein bliebe, daß wir nicht mehr beten dürften: Schaffe in mir

ein reines Herz! Es ist etwas Gutes, das Horazische: **nulla pallescere culpa**, nicht erschrecken zu dürfen, wenn ein Gerichtsdiener auf das Haus zugeht; aber es kommt doch ein Gerichtsdiener, vor welchem selbst die Tugend erbleicht, weil er selbst so bleich ist, **pallida mors**; und wenn, sagt Bias, die höchste Weisheit Erkenntniß der Unwissenheit ist, so muß die höchste Tugend Gefühl der Sündhaftigkeit sein. Da hilft also kein Einwickeln in den zerrissenen Diogenesmantel der Tugend, kein Verbinden des wunden Herzens mit etlichen Lumpen guter Werke und Eigenschaften, und die besten Menschen erfahren das oft am Meisten . . . Das lehret ihr nun freilich wohl auch, daß nicht die Fluthen des Ganges, sondern Bußthränen die Sünden abwaschen; ihr gehet noch weiter als Seneca, der versichert: **quem pecasse poenitet, paene innocens est**, ihr macht den Reuigen nicht fast, sondern ganz unschuldig. Aber wie viele werden durch eure Bedrohungen der Sinnlichkeit zur Buße erwecket? Und welches Herz, das sich selbst verdammt, glaubet euerer Predigt? Ohne Sonne glänzet kein Bogen in den Wolken, ohne Gnadensonne erglänzet kein Friedensbogen der Versöhnung auf den Thränen der Buße. Darum predigen wir den, der vom Kreuze ruft: Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, ich, ich tilge deine Uebertretung! — Das heißet ihr die schreckliche Bluttheologie der Mystiker, die Angst und Schrecken erregt und geradezu gegen die Absicht des Herrn streitet, der darum am Kreuze gestorben sein soll, um eine lustige Religion zu stiften . . . Die Mystiker dagegen glauben an das Wort: Wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen, und die Erfahrung lehrt, daß solches geschieht, wenn auch der Herr nicht sogleich im sanften stillen Sausen, im Wehen des heiligen Geistes, sondern, wie dem Elias, erst nach Sturm, Feuerflammen und Erdbeben erscheint. Es sind für Manchen angstvolle Stunden, bis der neue Mensch aus dem Geist geboren wird, Manchem wird es auch schwindlich, wenn er in diese Tiefe der Geheimnisse und Erbarmungen Gottes blickt. Aber soll deswegen der neue Mensch

nicht geboren werden? Soll deswegen Niemand die Erbarmungen Gottes betrachten? Wollen wir den Frieden, der höher ist als alle Vernunft, den die Welt nicht gibt, wollen wir die Freude, die Niemand von uns nehmen kann, wollen wir die Seligkeit der Seele in der Empfindung der überschwenglichen Gnade Gottes in Christo Jesu, so müssen wir an den Gekreuzigten glauben, der den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit ist, jetzt wie sonst, nur mit dem Unterschiede, daß sonst die Juden und Griechen ehrlich bekannten, sie wären Juden und Griechen. — Es hat einer von euren eignen Predigern seine Klage in alle Welt ausgesendet, daß Glaube, Hoffnung, Liebe, wie einst die Asträa, von der Erde entflohen seien. Hat sie der Mysticismus vertrieben? Warum bringt sie denn die weitverbreitete Rationalisterei nicht sogleich wieder zurück, das Leben zu erheitern, wo Weinen die erste und gewöhnlich auch die letzte Stimme des Menschenkindes ist? — Darum wollen wir nicht eure traurige Heiterkeit, ihr Prediger der lustigen Vernunft, sondern predigen den, der mit seinem Blut die Kinder des Zorns zu Kindern der Gnade macht, daß der Herr, wenn auch nach Sturm, Feuerflammen und Erdbeben, doch endlich im sanften stillen Sausen des Geistes mit ewiger Gnade und ewigem Troste kommt." (Jahrg. 1827 n. 15).

So kühn und muthig klingt das Zeugniß des Blattes für das alte Christenthum und so schneidend wider den alten Rationalismus; es stellt ihm bereits den Todtenschein aus [1].

[1] Werner in der Biographie Ch. Gottl. Barths 1866, Bd. 2, S. 69 gibt folgende treffende Charakteristik: Es war ein frischer Geist in dem Blatte, aber weder die Homiletik noch die Liturgik war es, was die Leser hauptsächlich anzog, sondern die furchtlose Opposition gegen den Zeitgeist. Denn während in den meisten theolog. Zeitschriften ein kalter, rationalistischer Nordwind wehte, der Alles, was den biblischen Glauben bekannte, feindselig anblies, so daß die meisten Bekenner der biblischen Wahrheit sich wenigstens fest in den Mantel der Wissenschaft einhüllen zu müssen glaubten, so griffen es die Mitarbeiter dieses Blattes viel einfacher an. Ohne

Dabei verfiel es jedoch in einen bedauerlichen Mißgriff. Weil es von den Gegnern allseitig mit dem Vorwurf des Mysticismus verunglimpft wurde, eignete es sich diesen Namen, wie schon aus der obigen Mittheilung ersichtlich, selber an. Allerdings nicht, ohne das Wort in den Begriff des ächt evangelischen Christenthums umzusetzen, was namentlich von A. Bomhard in dem berühmt gewordenen Aufsatz „das hintere Gesicht" (1826 n. 30) in sinnigster Weise geschah. Er sagt da: „Es war eine Zeit, ich gestehe es, wo ich, auf das allgemeine Geschrei der Wortführer achtend, beinahe selber dieser Meinung gewesen wäre, wo ich das verrufene Wort für ein rechtes Schimpfwort hielt, und wenn ich von einem Unbekannten hörte, daß er ein Mystiker sei, meinte, das müsse ein alter Sterngucker sein mit kleinen, blinzelnden Augen und von einem unheimlichen Wesen, den möchte ich mir nicht zum Gevattersmann nehmen. Freilich war ich dazumal noch sehr jung und unerfahren, brauchte auch noch keinen Gevatter. Nach und nach, als ich Augen und Ohren besser gebrauchen lernte, kamen mir Zweifel. . Ich legte mich auf's Fragen, bekam aber nirgends genügende Antwort; ich hörte nur immer sagen von Schwärmerei, Schwelgen in dunkeln Gefühlen, Tändelei, Verworrenheit der Begriffe, Kopfhängerei, Aberglauben, Unsinn und Alles über die Maßen gefährlich. Bald mußte ich nun zu meiner höchsten Verwunderung hören, daß man Männer, die mir wegen ihres Geistes, ihres erleuchteten christlichen Sinnes, ihrer Sittenreinheit und Berufstreue ungemein lieb und ehrenwerth geworden waren, als Mystiker bezeichnete und liebreich bemitleidete. Ich fing an mich auf das Studium der Mystiker zu legen. — Man sagte mir: Arndt ist ein Mystiker. Da las ich den Arndt. Und ich fand ihn tief wie die

---

gelehrten Apparat traten sie dem Riesen des Unglaubens entgegen keck und stark mit dem offenen Bekenntniß zum Worte Gottes und machten damit auch Andern Muth, sich vor dem Ungethüm des Rationalismus nicht zu fürchten.

Abgründe des Meeres, reich wie die Goldminen und Diamantgruben der neuen Welt, blühend wie der holde Mai, lieblich wie eine Rose in Saron, fromm wie ein rechter Christ. Da dachte ich: Schmach über die Unverständigen, die uns eine der herrlichsten Zierden der deutschen Gottesgelahrtheit verunehren wollen! Daß sie doch etwas von ihm zu lernen begehrten! — Man sagte mir: Scriver ist ein Mystiker. Da las ich den Scriver. Und ich fand einen Prediger, wie mir unter den neueren noch keiner vorgekommen ist — lichtvoll wie die Alpengipfel beim Aufgang der Sonne in ihrer Pracht, scharf wie das Schwert Gideons, süß wie Honig und Honigseim, mild wie eine Frühlingsau im Mondenschimmer, fruchtbar wie ein von Gott gesegneter Garten, christlich wie ein Apostel. Und viele berühmte Prediger dieser heutigen Zeit erschienen mir neben dem Alten wie der Dornstrauch neben der Ceder Gottes, oder doch wie das arme Dorfkirchthürmlein neben dem Straßburger Münster. Da dachte ich: Geht in die Schule, ihr Knaben, und lernet erst was von dem alten Meister, ehe ihr mitreden wollt unter den Männern! — Man sagte mir: Schmolke ist ein Mystiker. Da las ich den Schmolke. Und ich fand einen Beter, wie ich unter den Leuten dieses Geschlechts keinen mehr kenne — angethan mit Kraft aus der Höhe, bestrahlt von dem Gnadenlichte, das um den Thron der Gottheit glänzt, gesalbt mit dem heiligen Geiste — Worte „die durch die Wolken dringen, und nicht ablassen, bis daß sie hinzukommen und nicht aufhören, bis daß der Höchste drein sehe." Und mein ganzes Herz fühlte sich erquickt, gestärkt, erhoben, erfrischt von einem Hauch aus den Wohnungen des Friedens. Da segnete ich mit einer dankbaren Thräne das Gedächtniß dieses Gerechten, und dachte: du heiliger Beter, bitte droben um Erleuchtung für uns, und um Vergebung für den Unverstand und für die Rohheit dieses Geschlechtes; denn sie ist sehr groß! — Man sagte mir: Lavater ist ein Mystiker, da las ich viele seiner Schriften u. s. w. . . Seitdem weiß ich nun, wie ich mit den Leuten daran bin, die so in's Blaue hinein über den Mysti-

cismus schimpfen." So ward der Name adoptirt[1]. Von da an heißt es nun constant: „Wir Mystiker"; allein das war doch verwirrend, mißverständlich, weil ja wirklich das Wort eine ungesunde Richtung bezeichnet, und machte manche sonst Wohlgesinnte bedenklich[2]. — Ein anderer Uebelstand war, daß in der wohlberechtigten Polemik gegen die „hochgerühmte Tugend und Rechtschaffenheit" nicht vorsichtig genug verfahren und oft mehr mit Spott als mit voller Würde die Unzulänglichkeit derselben vor dem göttlichen Urtheil dargethan wurde. Dazu kam, daß der Ton häufig die Grenzen des Anstandes überschritt, nicht selten geradezu in's Ungeistliche, hin und wieder in's Ordinäre verfiel. Das stieß Manchen ab. Ueberhaupt war des Pikanten, Witzigen und Polemischen zu viel. In dieser Anspannung konnte sich das Blatt nicht halten; es mußte sich durch zu viele Wiederholungen abblassen, an Gehalt und Interesse verlieren. Schon mit dem sechsten Jahrgang hatte es seinen Höhepunkt erreicht. Von da an geht es allmählig abwärts, aber nicht ohne noch einen entscheidenden Hauptschlag gegen die Reaction des Rationalismus geführt zu haben.

In dem Maße als das Correspondenz-Blatt an Eingang gewann, hatte sich nämlich dieser zur heftigsten Gegenwehr erhoben, denn er fühlte, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handele. Mehrere Pfarrer, z. B. Sittig in Eschenau hatten die sogenannten Mystiker als Vernunftfeinde und Dunkelmänner öffentlich angegriffen, namentlich aber war es der uns bekannte Kirchenrath Stephani in Gunzenhausen, der sich noch in seinem hohen Alter berufen und befähigt dünkte, die alten Rationalisten zu sammeln und „in den Kampf für das Licht gegen die einbrechende Finsterniß zu führen." Er gab zu diesem Zweck mit dem Pfarrer Weber (in Dornhausen) eine sogenannte „neue

---

[1] Vgl. 1826, n. 26, 1827, n. 27; 1838, n. 20, wider die grauenvollen Mystiker.

[2] Schon Jahrg. 1832, n. 49 sieht sich zur Verwahrung gegen Mißdeutungen genöthigt.

allgemeine Kirchenzeitung" im Jahre 1831 heraus, ein Blatt, das eben so gehässig und giftig als wirklich bornirt wider das positive Christenthum zu Felde zog, und die wesentlichsten, kirchlichen Lehren nicht sowohl bekämpfte, als mit widerlicher Frivolität belachte. Den Mysticismus bezeichnet es als Heuchelei oder Unsinn. „Der ächte Mystiker ist ein mit einer fixen Idee behafteter, der, wie alle dergleichen Geisteskranke, nie davon zu heilen ist; als Feind der Vernunft hört er nie auf Vernünftgründe und hält was vor der Welt als Unvernunft und Unsinn gilt, für Weisheit bei Gott." Dieß die Definition: Dummköpfe, Finsterlinge, Schwärmer [1]. Man kann bedauern, daß das hom. lit. Correspondenzblatt im Kampf dagegen ähnliche Waffen nicht verschmähte [2], obwohl mit gelinden Streichen gegen diesen Gegner nichts auszurichten war, vielmehr gerade hier das Wort unsers Luther von dem groben Keil auf einen groben Klotz gilt; — und die Schläge, die es führte, waren so mächtig, daß die Gunzenhäuser nach kurzer, kümmerlicher Lebensdauer einging. Nachdem sie im Vorwort zum zweiten Jahrgang großsprecherisch erklärt hatte: „daß seit ihrer Erscheinung ein ganz anderer Geist in der protestantischen Geistlichkeit Bayerns erwacht sei und die Pharisäer sich in die Dunkelheit zurückzögen" — schied sie am Ende desselben Jahrgangs (6. Decbr. 1832) von den Lesern mit den Worten: „Wir haben erreicht, was wir bezweckten, — zwei [eigentlich drei] der Menschheit unbeschreiblich wichtige Dinge, das Eine: den Zeitgenossen die Augen über den Abgrund zu öffnen, an dessen Rand die protestantische Kirche stand, um in das Reich der Finsterniß gestürzt zu werden, wo nur Lehr-, Glaubens- und Gewissenszwang ihre tyrannische Herrschaft über die menschliche Geisterwelt ausübt und Seelenelend, dummer Aberglaube, roher Wille und thierischer Zustand wohnt; das Andere: die Ueberzeugung zu begründen, daß Rettung für die Kirche nur durch eine

[1] Für Inhalt und Ton genügt die Verweisung auf Kap. 3. S. 61.
[2] Z. B. 1832, N. 1. 5. 29. 32. 34.

freie, selbstständige Verfassung möglich sei, wie sie ihr nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zukommt; endlich die Absicht: die Lehre Christi in ihrer Reinheit vollends herzustellen, womit man zur Reformationszeit blos einigen Anfang gemacht hatte." An diesem Werke habe man in diesen zwei Jahren jedenfalls mit dem größten Erfolge gearbeitet, es gar zu vollenden hinterlasse man als heiliges Vermächtniß allen „edeln Laien und Dienern des Evangeliums" [1]. So schließt die Kirchenzeitung; — sie ging aus Mangel an Theilnehmern ein. —

Von da an nimmt auch das homilet. lit. Correspondenzblatt ab. Zwar stellt ihm das Vorwort v. J. 1836 die Aufgabe, von nun an mehr thetisch aufbauend zu verfahren, das Ganze der christlichen Lehre darzustellen, zu dem Ende auf das kirchliche Bekenntniß und auf das altkirchliche System zurückzugehen, um das große Bewußtsein kirchlicher Einheit und Gemeinschaft zu beleben: „Wir sind aus Babel zurück, aber wir haben uns in dem schönen Erbland unserer Väter noch nicht vollkommen orientirt — auf diesem Grund und Boden stehend, erkennt man sich in Gemeinschaft längst bei Gott triumphirender Geschlechter, erkennt man, daß Eine Wahrheit auch Ein Bekenntniß, Ein Bekenntniß Eine Kirche zeuge." Ferner bringt das Vorwort auf eine mehr objective, auf das göttliche Wort gegründete Methode sowohl für die Lehr- und Predigtweise als für die Seelenführung, gegenüber der herrschenden Subjectivität — es wird auch wirklich

---

[1] Die Steph. K. Z. beschäftigte sich außer der Polemik gegen d. Myst. und gegen das Oberconsistorium vornehmlich mit der Verfassungsfrage; sie erwartet von einer selbstständigen, zeit- und sachgemäßen, ganz nach dem Muster der ständischen einzurichtenden Verfassung (völlige Glaubens- und Lehrfreiheit, gesetzgebende Gewalt) allein das Heil der Kirche und ergeht sich zugleich in den heftigsten Invectiven gegen das Oberconsistorium, welches sie der Tyrannei beschuldigt. In ersterer Hinsicht enthält sie, neben den radikalsten Vorschlägen, doch einzelnes Richtige und Beherzigungswerthe.

ein Ansatz zur Durchführung dieser Aufgabe gemacht[1], selbst der Kampf gegen die Union wurde bereits eröffnet[2]; aber die Kräfte und Mittel reichten nicht aus, und so ging das Blatt mit dem vierzehnten Jahrgang zu Ende. Wie es den rechten Moment zum Eintritt in die große Aufgabe, die ihm für jene Zeit beschieden war, ersehen hat, so auch den rechten Moment zum Abtreten vom Schauplatz. Mit einem schönen „Valetsegen" nimmt es Abschied; es legt die Fortführung des Werks vertrauensvoll in die Hände der im J. 1837 erschienenen Zeitschrift für Protestantismus und Kirche nieder.

Wir können zur Würdigung seiner Bedeutung nicht fortgehen, ohne zuvor dem Herausgeber desselben ein dankbares Gedächtniß gewidmet zu haben. Heinr. Brandt war nicht die Seele, wohl aber der Träger des Correspondenzblatts, an welchem er selbst erst zur vollen Mannesreife christlicher Erkenntniß und Entschiedenheit herangewachsen ist. Er hat die Last und die Verantwortung des ganzen Werkes übernommen und um dessen willen Verkennung, Schmach und Anfeindung in reichstem Maße willig erduldet. Seine Persönlichkeit bildete eine Art von Gegengewicht gegen den oft so kecken, naturwüchsigen Ton des Blattes. Denn er war ein stiller, bescheidner, ernster, durch eine lange Schule schwerer Leiden und Mühen hindurchgeführter, geläuterter und darin bewährter Christ; seiner äußern Erscheinung nach ein schwaches Gefäß, ein gebeugter, gebrochener Mann; aber in diesem unscheinbaren Manne wohnte eine unerlöschliche Gluth für das Reich Gottes zu wirken und eine fast unglaubliche Arbeitskraft und unermüdliche Thätigkeit — seine Correspondenz allein betrug jährlich an weit über Tausend Briefe — verbunden mit großer Anspruchlosigkeit und Demuth. Er wollte nichts an-

[1] In den schönen Aufsätzen: an die Brüder im Amt (v. W. Löhe?) 1826.

[2] Weshalb es 1829 in **Preußen** verboten wurde, s. Jahrg. 1838, n. 52.

ders sein, „als ein geringer Handlanger am Werk des Herrn“; er lebte ganz in dem Bewußtsein der freien Gnade Gottes [1], daher er sich am liebsten seiner Schwachheit rühmte; höchstens, daß der vielgeplagte und vielverkannte Mann noch sprach: „Ich habe das Meine nicht gesucht.“ Und das ist wahr; aber Gottes Sache und Ehre hat er so gesucht, daß er sich darin nie genugthun konnte. In diesem heiligen Eifer gab er in Verbindung mit Freunden zwei Predigtbücher heraus, von denen eines, über die Evangelien (v. J. 1827), in einfachem, einfältigem und warmem Ton gehalten, nicht weniger als sieben Auflagen erlebte und in nahe achtzehntausend Exemplaren verbreitet worden ist; ferner ein „evangelisches Predigtmagazin“ (in 4 Bdn. v. 1829 an); eine „evangelische Schullehrerbibel“, die ein Gegengewicht gegen die Dinter'sche bilden sollte [2]; eine deutsche Bearbeitung der **Epitome credendorum** des Nic. Hunnius, nebst mehreren kleineren Schriften. Und nicht nur dieß: er gründete in herzlicher Liebe zu dem Stand, in welchem er und seine Väter Gott gedient, das Waisenhaus für minderjährige Pfarrers-Söhne in Windsbach. Auch dieses Waisenhaus ist ein Bau des Glaubens, unter Gottes sonderlichem Beistande ohne viel Geräusch nach Außen aufgeführt. Brandt hatte schon Jahre lang das dringende Bedürfniß einer solchen Anstalt erwogen, als er den Plan dazu den Amtsgenossen seiner Diöcese vorlegte, deren freudige Zustimmung er sofort gewann und in Folge deren man einen gemeinsamen Aufruf an die gesammte Geistlichkeit Bayerns und an alle christlichen Menschenfreunde erließ. Neben der bereitwilligsten Theilnahms-

[1] „Deine Gnade müsse mein Trost sein, wie du deinem Knechte zugesagt hast“ Ps. 119, 76 war der Leichentext, den er sich selbst gewählt hatte; denn „unverdiente Gnade war es, die mich gesucht, getröstet hat und heimholt.“ Von seinem schriftlichen Nachlaß ist nichts mehr vorhanden.

[2] Sie ist zum Theil von Würtembergischen Geistlichen bearbeitet, kann aber nicht als gelungen bezeichnet werden. Die Lehre von der Rechtfertigung ist darin durch Einmischung der Heiligung alterirt.

bezeugung der meisten Dekanate, wurden auch viele, gewichtige Bedenken, und zwar von competenten Seiten her laut, aber Brandt ließ sich nicht irren; er hatte seinen Plan rein auf die Sache hin, vor dem Herzenskündiger entworfen — „darum werfe ich getrost alle Sorge auf ihn. Der Herr wirds versehen, auf ihn will ich's wagen, er wird mich nicht zu Schanden werden lassen, sondern das Beste zur Sache thun. Mein soll die Schmach, ihm die Ehre sein!" Und dieser sein Glaube wurde durch den Fortgang der Sache herrlich gerechtfertigt. Fünfunddreißig Kreuzer, ein Geschenk von einem frommen Manne, betrug das Grundkapital, womit der Anfang gemacht wurde; aber in ein paar Monaten war es schon durch zuströmende Liebesgaben auf 4400 fl. gewachsen, am 25. August 1836 konnte man den Grundstein legen, — und wieder um ein Jahr die Einweihung des Waisenhauses vornehmen. Es war ein Freudenfest für mehrere Tausende; das ganze Unternehmen ein gemeinsames Anliegen der ganzen wohlgesinnten Geistlichkeit. An diesem Tage gelobte der Stifter nebst den Kapitularen, denen zunächst die fernere Leitung mitanvertraut worden, „daß in diesem Hause Jesus Christus das A und das O, der Erste und der Letzte sein solle, daß man nach Kräften an den Waisen, die hier ihre Zufluchtsstätte suchen würden, Vaterstelle vertreten und so das Vertrauen, das man noch ferner nöthig habe, verdienen wolle." — Auch die weitere Geschichte der Anstalt zeigt auf der einen Seite die Treue und den heiligen Glaubensernst Brandts und seiner Mitarbeiter, auf der andern Seite wunderbare Wege und Mittel göttlicher Fürsorge und unerwartete Durchhilfen[1]. Die Anstalt ist die leibliche wie geistliche Pflegstätte vieler armer Pfarrwaisen, später auch für einen weiteren Kreis von Zöglingen geworden und steht noch heute in anerkanntem Segen. Es ist kaum zu beschreiben, wie viele Mühe, Sorge

---

[1] **Näheres darüber in den „Vorträgen zur Feier des 25jährigen Bestehens der Pfarrwaisenanstalt zu Windsbach 1862; insb. in dem Bericht n. III über die Entstehung der Anstalt und deren Einrichtung.**

und Gebet der Stifter an sie gewendet hat; dazu die fortwährenden pfarramtlichen, seelsorgerischen und dekanatlichen Arbeiten, die Schulinspection des Districts, die Theilnahme an vielen andern Angelegenheiten — und das Alles unter vielfachen körperlichen und häuslichen Leiden, in fleißigem Gebet und mit dem Siegel eines ächtchristlichen Wandels in Geduld und Treue versehen: so war der Mann, dessen Name das homilet. liturg. Correspondenzblatt trägt [1].

Es hat sich — damit kehren wir zurück — einer weiten Verbreitung, in einzelnen Exemplaren selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus bis nach England und Nordamerika, erfreut; es hat eine große Mission an seine Zeit gehabt, und insonderheit unsrer lutherischen Kirche einen erheblichen Dienst geleistet. Es war ein Weckruf an das Gewissen der Kirche, der laute helle Posaunenklang eines neuanbrechenden Tages. Gerade auf der Entschlossenheit, mit der es dem Rationalismus entgegentrat, und auf dem kühnen Zeugenmuth, mit dem es für den alten Glauben eintrat, beruhte seine Wirkung [2]. Man kann zwar nicht sagen, wie das Blatt

---

[1] Ehrengedächtniß des Herrn Chr. Phil. Heinr. Brandt, Nbg. 1857.

[2] Ganz der Wahrheit gemäß konnte daher das Blatt in seinem Abschiedsworte sich das Zeugniß geben: Man kann etwa von ihm sagen, es verbleicht wie ein Stern, wenn größere Lichter daneben erscheinen. Und ist es einem Kometen ähnlich gewesen, der mit seinem Schweife die Sterne vom Himmel zu werfen droht und den Leuten auf Erden bange macht, so ist's um so nothwendiger, daß es nun wieder verschwinde. Es ist das die Natur solcher Erscheinungen. Aber es ist nicht wie eine Leuchtkugel dahingefahren, ohne eine Spur zu hinterlassen, sondern es hat Vielen wie eine Feuersäule geleuchtet und brennende Funken in die Herzen geworfen. . . Unser Werk war nicht vergeblich, denn es sind so manche Schreier bescheidner geworden und manche Eingeschüchterte haben ihre Furcht vor dem großen Bramarbas verloren. . Ja wir glauben uns auch das Verdienst zurechnen zu dürfen, daß durch unser Blatt viele Gläubige veranlaßt wurden, öffentlich zu zeugen und auf mancherlei Weise für die heilige Sache zu kämpfen, um es besser zu machen,

zuweilen selber wähnt, daß es dem Rationalismus bereits den Todesstoß versetzt habe, — er lebte noch in den oberen und älteren Schichten der Geistlichkeit fort — aber in der Wurzel hat es doch seine Herrschaft gebrochen und andrerseits die vorhandenen evangelischen Elemente ermuthigt, gestärkt und gesammelt; — dieß war sein zwiefaches Verdienst. Von da an ist es besser geworden in der Geistlichkeit und in den Gemeinden.

---

denn wir. Dieses wollen wir nicht bestreiten, sondern freuen uns der vielen trefflichen Blätter, die wie Blätter vom Baum des Lebens hervorgesprossen sind und so fröhlich grünen, daß wir mit dem Johanniswort: „Diese unsre Freude ist nun erfüllt" vom Schauplatz treten.

Zehntes Kapitel.

Die Erneuerung der Kirche.

Von da an ist es besser geworden in der Geistlichkeit und in den Gemeinden, — dieses Schlußwort des vorigen Kapitels stellen wir jetzt an die Spitze, um es, rückwärts und vorwärts blickend, näher zu begründen und schlüßlich in ein bestimmtes Resultat zu fassen.

Es ist besser geworden — in der Geistlichkeit voran. Während die alten Rationalisten sich allmählich in die Stille zurückzogen, sah sich die jüngere Generation von dem neuerwachten christlichen Zuge ergriffen und stellte sich den älteren Kämpfern an die Seite. Bei ihr — wir erinnern nur an die vorgängigen Regungen eines neuen Lebens in den oben bezeichneten Kreisen, und an die gleichzeitigen an der Universität Erlangen — bei ihr fand das Blatt einen wohlvorbereiteten Boden, einen willkommenen Anklang und hat wesentlich dazu beigetragen, die beginnende Heilserkenntniß zu erklären, zu festigen, zu vertiefen, in's Praktische überzuleiten. Viele angehende Geistliche wurden nicht nur von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt oder in dieser Ueberzeugung bestärkt, sondern von der Gotteskraft desselben mächtig angefaßt, zum geistlichen Leben erweckt. Auch von denjenigen Aelteren, die sich bisher ganz in einsamer Stille gehalten, traten jetzt Manche hervor und reichten, erfreut über den neuen Morgenaufgang, den Jüngeren die Hand. So schloß man sich gegenseitig enger zusammen; man gewann das Bewußtsein einer großen Glaubensgemeinschaft, dieses

Bewußtsein weckte Muth und Freudigkeit zum Werk, der Geist des Zeugnisses wachte auf, und es ertönte wieder von vielen Kanzeln das laute Bekenntniß von Christo dem Heiland der Welt, die einstimmige Predigt von der Buße und vom Glauben. Das war das Eine, das Wichtigste. —

Aber man beließ es dabei nicht: „Es that ein Jeder an seinem Theile und an seinem Ort was er konnte; jeder der vom Evangelium selbst ergriffen war, brachte es öffentlich und sonderlich Andern nahe, und weil es ein Neues war, schlug es leicht ein und zündete in den Herzen. Jugendunterricht und Seelsorge wurden auf's neue in Angriff genommen, die Bibel- und Missionssache eifrig betrieben, vielfache Zusammenkünfte unter den jüngeren Geistlichen zu gegenseitiger Stärkung und Handreichung gehalten. Dieß sind die freiwilligen Pfarrconferenzen — „keine amtlichen Dekanatsconferenzen, sagt einer meiner Berichterstatter, denn die tragen alle den Tod in sich." Auf diesen Conferenzen las man gemeinschaftlich einen neutestamentlichen Abschnitt in der Grundsprache und tauschte dabei Erkenntniß und Erfahrung aus, dann theilte man sich die Erlebnisse im Amte mit, mäßigte die allzugroße Hitze und den unverständigen Eifer der Einen, ermunterte und ermuthigte den Andern, strafte ihn auch brüderlich wo es noth war, und nicht ohne Erfolg" [1]. Im Ries, in Wassertrüdingen, in Windsbach, in der Nähe von Bayreuth, an manchen andern Orten wurden solche Conferenzen, bald in freieren, bald in geschlossenen Kreisen, gehalten, zuweilen an den Tagen, an denen der Pastor den Wochengottesdienst hatte, und mit der Feier des h. Abendmahls beschlossen. Es ruhte großer Segen darauf.

Durch diese Gesammtarbeit der älteren und jüngeren Geistlichen wurde es auch besser in den Gemeinden. Die so lang verstummte lebendige Predigt vom Kreuz füllte auf's neue die Kirchen, — diese Erfahrung haben wir Jüngeren in jener Zeit fast allgemein gemacht; nicht daß es gerade das tief inner-

[1] Schriftl. Mittheilungen.

liche Heilsbedürfniß gewesen wäre, welches der Menge den Impuls dazu gegeben hätte; aber die Gemeinden freuten sich, den alten Glauben wieder verkündigen zu hören, ein Zug zu dem seligmachenden Evangelium ließ sich weithin verspüren, das Suchen und Fragen nach dem Heile wurde allgemeiner, nicht wenige Seelen wachten wirklich aus dem Schlafe auf und bekehrten sich aufrichtig zu dem lebendigen Gott. Die Angefaßten traten hin und wieder in nähere Verbindung auch mit den kleinen, von den Herrnhutern bisher gepflegten pietistischen Resten, und zwar, — was von Wichtigkeit — unter der Leitung der Geistlichen, die sich ihrer annahmen. Von Geistlichen geleitete Privat-Erbauungsstunden, meist in der Form von Bibelstunden, wurden in vielen Gemeinden veranstaltet und gern besucht. So beseitigte sich von selbst der Abweg des Separatismus. Auf ihre Anregung kamen auch die alten, trefflichen Erbauungsbücher der Kirche wieder in fleißigern Gebrauch, außerdem eine große Zahl, man kann wohl sagen eine Unzahl von Traktaten — obgleich ein Theil derselben christlicher Erkenntniß und Erbauung wirklich förderlich war, dennoch zu viele und mannigfaltige, wie man später erkannte; gar manche von pietistisch-süßlicher Färbung. Im Norden und Süden gab es Anstalten dafür. Das Correspondenzblatt vom J. 1836 zählt über fünfzig vielgelesene christliche Zeitschriften auf, wozu noch im folgenden Jahr das treffliche Sonntagsblatt von Redenbacher hinzukam, später von Wucherer fortgesetzt. Von den einzelnen Traktaten waren die wirksamsten: Tobias Wandermann von Brandt; Oberlin von Schubert; die gute Stunde im Pfarrgarten (zur Empfehlung der Missionssache), die evangelischen Salzburger, beide von Redenbacher, Freimunds Examen, von Wucherer (wider den Rationalismus); ferner: „Wer sind die Mystiker?“ und „Wer hat Recht, der Mysticismus oder der Rationalismus?“ dazu mehrfache Predigtbücher, bald auch Ludwig Hofackers gewaltige Zeugnisse, die in vielen Herzen einschlugen.

Es wäre hier am Ort, die einzelnen Punkte näher zu bezeichnen und die Namen der jüngeren Freunde (jetzt schon hoch-

betagter Männer) zu nennen, von denen vorzugsweise das neue Leben ausging oder genährt wurde. Aber ich fürchte, es möchte wie eine parteiliche Auswahl erscheinen, weil mir gewiß gar manche treffliche Pfarrer und Vikare, die hier zu nennen wären, unbekannt geblieben sind. Deshalb beschränke ich mich auf die Erwähnung der bereits abgerufenen Arbeiter. Zu ihnen gehören in Oberfranken: Renzel in Schwarzenbach a. S., Kandler in Schnabelweid, Memminger, Bachmann in Culmbach, Kraus in Aufsees, Emil Wagner in Bayreuth; in Mittelfranken: Wunib. Rehm in Oederheim, Göring am Hesselberg, Besold in Gattendorf, Deinzer u. A. [1]. Als die Gegenden, in denen sich das neue Leben vornehmlich regte, nenne ich die Altmühl, das Rieß, die Umgebung des Hesselberg, die Nachbarschaft von Bayreuth, Kirchenlamitz, Gesees und wie schon erwähnt, Würzburg und Schweinfurt in Unterfranken.

Solche Zeiten der Erweckung haben immer auch ihre Gefahren und gehen jedenfalls nicht ohne große Aufregung vorüber; das Evangelium muß ja, wo es Eingang findet, rumoren. Es kann da weder an heftigem Widerspruch, noch an Excentritäten und Ausschreitungen einzelner Erweckter fehlen. So war es auch bei uns. Wir könnten manche Pfarrverweser und Vikare jener Zeit nennen, die sich „von dem excentrischen Feuer pietistischen Wesens, womit wir damals zumeist noch behaftet waren" [2] — zu weit fortreißen ließen. Es kamen da vielfache Mißgriffe und Ungeschicklichkeiten im Amt und in der Seelsorge, es kam nicht selten ein unevangelisches Drängen und Treiben der Gemüther, ein falsch gesetzlicher Be-

---

[1] Gewiß fehlen selbst hier noch gar Manche, welche hätten erwähnt werden sollen. Die Namen der Lebenden deponire ich in meinen Akten für einen künftigen Fortsetzer dieser Geschichte.

[2] Wie es einer derselben, der zu unsern würdigsten Geistlichen zählt, genannt hat. Doch hat der selige Harms nicht mit Unrecht gesagt: es wäre gut, wenn wir wieder etwas mehr von dieser Art Pietismus hätten.

kehrungseifer vor; auch in den sogenannten Conventikeln mögen hin und wieder Ungehörigkeiten und Ordnungsüberschreitungen vorgefallen sein: das gab dann den Gegnern willkommenen Anlaß, die ganze Bewegung zu verdächtigen und zu lästern; ja es bedurfte häufig nicht einmal eines solchen Anlasses, auch wo Alles ganz recht herging, schritten einzelne Behörden, weltliche und geistliche, namentlich ältere Dekane, jene mit polizeilichen Maßregelungen, diese mit Verweisen ein, verklagten die jungen Männer bei dem Consistorium, verboten die Erbauungsstunden und meinten so, das Feuer mit der Autorität der Büreaukratie dämpfen zu können. Wir könnten von dergleichen Verationen Vieles, fast Unglaubliches, berichten. Doch währten sie nicht eben lange.

Insbesondere war es ein Mann, der mit wohlwollendem Sinne, was etwa von Seiten redlicher Eiferer verfehlt war, wieder in's rechte Gleis zu bringen, und jene thörichten polizeilichen Beschränkungen zu beseitigen suchte, ich meine den verstorbenen Consistorialrath Fuchs. „Es ist höchst unrecht [1], daß man diesen Mann hat hinsterben lassen, ohne seiner in Ehren zu gedenken, die ihm mehr als so manchem andern, dem sie reichlich zu Theil wurden, gebührte. Er war es in den oberen Regionen damaliger Zeit fast allein, dem das Gedeihen evangelisch-kirchlichen Lebens recht am Herzen lag. Man kann seine bekannten Schwachheiten zugestehen, aber man sollte seine Treue und seinen Ernst, selbst vorwärts zu kommen und dem Kirchenwesen bei uns vorwärts zu helfen, darüber nicht vergessen. Er hatte sich allmählich, wiewohl nicht ganz, aus dem Rationalismus herausgearbeitet, er verschmähete nicht von den Jüngern zu lernen und gerne theologische und kirchliche Fragen mit ihnen zu besprechen. Von den jüngern Pfarrern und Candidaten, pflegte er zu sagen, habe ich schon viel gelernt. Er vertheidigte auch der Regierung und den Kirchenbehörden gegenüber die Wirksamkeit der

[1] So schreibt einer meiner Berichterstatter, der ihn näher kannte, — was auch von andern bestätigt wird.

jüngeren, gläubigen Geistlichen; er suchte, was etwa zu weit ging, zu moderiren und wieder zurecht zu bringen, und er war es, der zuletzt die Erlaubniß erwirkte, ungehindert biblische Erbauungsstunden zu halten [1]. Er wich nie aus, wenn man über kirchliche Schäden und Nöthen mit ihm reden wollte und half, wo er konnte, oder berieth wohlwollend, so gut er konnte. Obwohl von Haus aus reformirt, war er der lutherischen Wahrheit und Tiefe mehr zugeneigt, als mancher, der sich in unsern Tagen seines Lutherthums rühmt."

Daneben sind der Oberconsistorialrath Immanuel Niethammer und der Präsident Karl Joh. Friedrich v. Roth zu nennen. Der unmittelbare Einfluß des ersteren auf die Geistlichkeit war ein geringer, denn er stand ihr zu ferne, — nicht vermöge seiner Gesinnung, denn er war ein positiver, kirchlich-gesinnter Theologe von großem Ansehen und eminenter philosophisch-theologischer Bildung, wohl aber vermöge seiner persönlichen Haltung. Eine aristokratische Natur, wie er war, liebte er es, von Oben herab den Wagen der Kirche zu lenken. Anders Fr. v. Roth, ein seltener, man kann sagen, antiker Charakter, ein Mann der seinen Geist mit den edelsten Erscheinungen im Gebiete der Literatur und Geschichte genährt hatte und fortwährend mit ihnen im vertrauten Umgang lebte, ein ausgezeichneter Kenner wie der alten Sprachen, so des Finanzwesens — der Herausgeber der Weisheit Luthers (1817) und der Werke Hamman's (1825). Ihn hatte König Ludwig aus besonderem Vertrauen im J. 1828 zum Präsidenten des Oberconsistoriums berufen, in der Ueberzeugung, damit der protestantischen Kirche den besten Dienst zu erzeigen. Und sie hat ihm in der That viel zu danken. Denn Roth hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das neuerwachte evangelische Leben zu pflegen, zu schirmen und in die Grenzen des kirchlichen Organismus

[1] Vgl. sein Schriftchen: Ueber einige mißdeutete Erscheinungen im Gebiete des kirchl. Lebens, 1836; ein Auszug daraus im hom. l. C. Bl. 1836, n. 29.

einzufassen. Wir dürfen es ihm um so höher anrechnen, sich diese Aufgabe gestellt zu haben, als er selbst persönlich sich etwas kühl dagegen verhielt — denn seine Frömmigkeit hatte, wie man es so häufig bei Staatsmännern findet, eine mehr gesetzliche, vornehmlich auf die Achtung vor dem Historisch-überlieferten gegründete Form. Die Mittel aber, wodurch er das Ziel zu erreichen suchte, waren folgende: erstlich Belebung der wissenschaftlichen Thätigkeit der Geistlichkeit durch bessere Handhabung des Instituts der jährlichen Synodalquästionen und einzusendenden Predigten; eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit freilich dadurch bedingt ist, daß sie nicht in äußerlich gesetzlicher, sondern in humaner und wirklich anregender Weise durchgeführt wird; sodann, — und das achte ich für sein Hauptverdienst — Besetzung der Dekanate mit tüchtig gebildeten und praktisch bewährten Männern, energisches Einschreiten gegen vorkommende Unziemlichkeiten und Anstöße im Wandel Einzelner, und Verschärfung der Candidaten-Prüfungen, nicht durch Steigerung der Forderungen, sondern durch Zurückweisung solcher, die auch das billig gestellte Maß nicht erreichten. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als die Heranbildung der Theologie-studirenden Jugend. Deshalb drang er, so viel an ihm lag, auf Besetzung der theologischen Lehrstühle in Erlangen durch jüngere, tüchtige Kräfte; durch ihn wurde unser seliger Höfling, Pfarrer in Jobst, neben Olshausen, unter seiner Mitwirkung wurde unser Harleß berufen. Demselben Zwecke sollte auch das Repeteninstitut dienen, welches von ihm ursprünglich nach dem Vorbild Würtembergischer Einrichtungen gedacht, doch durch die Vorschläge des nachmaligen Ephorus eine etwas andere Gestalt erhielt [1]. Die

[1] Man hatte ursprünglich an ein Prediger-Seminar gedacht, welches (nach Art des Wittenberger) erst auf die Universitätszeit folgen und den Uebergang von dieser zur pfarramtlichen Thätigkeit vermitteln sollte, war jedoch bald von dieser Intention, weil sie schwer auszuführen, wieder abgekommen. Dann dachte man an eine Vertheilung der von der Universität abgehenden Candidaten an würdige Geistliche; die vermeintliche

Studirenden der Theologie wurden unter die specielle Aufsicht des Ephorus gestellt und ihnen ausnahmslos die Verpflichtung auferlegt, in vierjährige Kurse getheilt, außer den akademischen Vorlesungen die sogenannten Repetitorien von vier Candidaten der Theologie zu besuchen, welche, dem Ephorus beigegeben, mit der Universität in keiner organischen Verbindung standen. Man kann über die Zweckmäßigkeit der damaligen Stellung und Organisation dieses Instituts erhebliche Bedenken haben: es war jedenfalls eine Antinomie, daß es nicht unter der Fakultät, sondern neben ihr stund, nicht einmal dem Oberconsistorium, sondern unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet war; es hatte über die Studirenden weit mehr Gewalt als die Fakultät und war befugt, über dieselben vollkommen selbstständig zu urtheilen; es verpflichtete sie streng zum Besuch der Repetitorien, während ihnen der Besuch der Vorlesungen frei stund, — es wurde auch in ihnen nicht eigentlich repetirt, sondern der sogenannte Repetent behandelte seinen Stoff mit vollster Freiheit und Selbstständigkeit, und doch war der Ephorus, der aber die Repetenten nicht ernannte, nicht einmal vorschlug, für deren gesammtes Thun und Treiben verantwortlich. Um dieser und anderer Uebelstände willen hat es dem Institut von Anfang an nicht an Widerspruch gefehlt — dennoch ist gewiß, daß es Jahre lang heilsam und namentlich auf den Theil der akademischen Jugend sehr förderlich gewirkt hat, der eines

---

Wahrnehmung aber, daß in der unbeschränkten akademischen Freiheit der Grund sowohl des Mangels genügender Kenntnisse vieler Candidaten als auch eines ungeordneten Wandels derselben liege, hatte auf den Gedanken eines Contuberniums ähnlich dem Tübinger Stift geführt; auch davon war man jedoch wieder abgekommen, und hatte zuletzt das in Rede stehende Ephorat zur Aufsicht über das theol. Studium mit seinen vier Repetenten bestellt. Vgl. Fuchs Annalen, neue Folge, Hft. 1. 1839 S. 9 ff. wo auch die Instruction für das theol. Ephorat abgedruckt ist. Aufgabe desselben: nicht blos die Aufsicht über Fleiß und Betragen der Theol. Studirenden, sondern auch über den zweckmäßigen Gang ihrer wissenschaftlichen Bildung.

solchen Impulses zum gründlichen Studium bedurfte, — um so förderlicher, als die Wahl der Repetenten im Ganzen eine sehr glückliche war und der treffliche Ephorus von der ihm verliehenen Vollgewalt den humansten Gebrauch machte [1]. Der Sturm einer spätern Zeit hat es, wie so manches Andere, hinweggerissen [2]. — Die Thätigkeit Roths beschränkte sich jedoch nicht auf die officielle Pflege aller dieser Maßnahmen, er hat den persönlichsten, liebevollsten Antheil daran genommen. Er, der Mann der klassischen Bildung, der ganz in der antiken Welt lebte, ließ es sich die Mühe nicht verdrießen, die eingesandten wissenschaftlichen Arbeiten jüngerer Geistlichen und Candidaten selbst einzusehen, er bekümmerte sich angelegentlichst um aufstrebende, hoffnungsvolle Jünglinge, er öffnete auch sein Haus, sowohl in der Hauptstadt als auf seinem Landgute Steinach, gerne den durchreisenden oder umwohnenden Pastoren; „alle diese persönlichen Beziehungen aber dienten dem Zweck, heilsam anzuregen und die Bande des kirchlichen Dienstes in seinen verschiedenen Abstufungen zu befestigen und zu beleben" . . . „Der kirchliche Dienst kam nach und nach in Bayern auf eine Stufe durchgreifender Ordnung und gewissenhafter Pflichterfüllung, um die manche Nachbarländer es beneiden konnten" sagt ein competenter Beurtheiler in Herzogs Real-Encyklopädie; das Bedeutendste war immer die imponirende

[1] Zum Gedächtniß Höflings — v. K. Fr. Nägelsbach und G. Thomasius, 1853, S. 10 ff.

[2] Daß seit dem Jahr 1848 an der Universität volle Lehr- und Lernfreiheit besteht, ist eine wirkliche Errungenschaft; man braucht nur die Schilderung der vorangegangenen schulmäßigen Zustände bei Heinr. Thiersch (in dem Leben seines Vaters, Friedr. Thiersch, Bd. 2, S. 478 ff) zu lesen, so kann man sich leicht davon überzeugen. Allerdings hat sie, wie der Verfasser des Aufsatzes über Roth (in Herzogs Real. Encycl. XX) mißmuthig bemerkt, „zu ihrer Kehrseite die Freiheit auch nichts zu lernen, oder so zu lernen, daß es keine Frucht bringt", aber diesem Mißbrauch kann durch die rechte Strenge bei den Prüfungen wohl vorgebeugt werden.

Thatsache, daß ein solcher Mann sich aufrichtig zur Kirche bekannte und sich ihre Erbauung zur Lebensaufgabe machte. Dagegen wird sich das Verhalten Roth's in der Periode des Drucks, der bald hernachüber unsere Kirche kam, niemals gänzlich rechtfertigen, wenn auch aus seiner Eigenthümlichkeit erklären lassen [1]. Doch wir kehren zurück.

Das Gesammtresultat der von Kap. 5 an geschilderten Thatsachen [2] war **eine Erneuerung der lutherischen Kirche Bayerns**. Der Kirche, sagen wir, indem wir dieses Resultat sogleich noch näher begrenzen, um genau die Linie der Wahrheit einzuhalten. Wir meinen es selbstverständlich nicht in dem Sinne, als ob die große Mehrzahl der Kirchenglieder sich auch gründlich bekehrt hätte — die Zahl der letztern war eine verhältnißmäßig kleine, wie sie es zu jeder Zeit gewesen ist und bleiben wird; auch nicht in dem Sinne meinen wir's, als ob die Predigt des Wortes, wenn sie Schäden und faule Flecke scharf antastete, nicht auch jetzt noch Widerspruch und Aergerniß in den Gemeinden hervorgerufen hätte — auch dieß ist eine Erscheinung, die nie ausbleiben kann; eben so wenig soll geläugnet werden, daß gar manche hoffnungsvolle Pflanze, weil sie der tieferen Wurzel entbehrte, später wieder verdorrte; aber so viel bleibt doch stehen und will besonders im Rückblick auf den früheren Stand der Dinge (Kap. 3) zur Ehre Gottes anerkannt sein: daß der Geist eines neuen Lebens in unserer Kirche erwacht war und sein Flügelschlag weithin spürbar wurde — daß die Geistlichkeit, die jüngere in weit überwiegender Mehrzahl und jedenfalls die tüchtigeren unter ihnen, dem Evangelium aufrichtig zufiel und dasselbe mit Freudigkeit und Energie verkündigte; daß die Gemeinden wiederum das Wort willig annahmen und viele einzelne Seelen es herzlich lieb gewannen — selbst in den großen Städten, wie in Nürnberg, ließ sich damals diese wachsende Liebe

---

[1] Real-Encycl. a. a. O. S. 623 ff.

[2] **Wozu jedoch noch der Inhalt von Kap. 9 und 10 gehört.**

zum Worte Gottes merklich wahrnehmen; endlich, daß akademische Lehrer, Geistliche, Gemeinden und oberstes Kirchenregiment sich durch das Band kirchlicher Gesinnung enger zu verbinden anfingen. Dieses Vierfache zusammengenommen berechtigt uns, von einer Erneuerung der Kirche zu reden und Gott dem Herrn, der sie durch seinen Geist gewirkt hat, herzlich dafür zu danken. Aus dem Kern des evangelischen Glaubens ist sie hervorgewachsen, ein gesundes Gewächs aus gesunder Wurzel. Von der Mitte der zwanziger bis nach der Mitte der dreißiger Jahre hat sie sich vollzogen[1].

Wenn wir der „kirchlichen Gesinnung" gedachten, so will damit nicht gesagt sein, daß über Wesen und Bedeutung der Kirche und ihres Bekenntnisses auch schon ein klares Bewußtsein herrschend gewesen sei; die Thatsache, das Wesen ist immer schon

---

[1] Mehrfache Zeugnisse darüber auch in Fuchs Annalen; „Wir nehmen wahr, daß ein höheres Interesse an dem kirchlichen Leben und ein genaueres Eingehen auf den Glaubensgrund der Kirche sowohl unter den berufenen Dienern des göttlichen Wortes, wie unter den Bekennern selbst sich kund gibt." — „Wir dürfen von den letzten Jahren rühmen, daß durch eine große Zahl treugesinnter Geistlichen und durch einen gesteigerten Antheil der Kirchengemeinden an dem Gedeihen des kirchlichen Lebens die Pflege der Lehre, des Cultus und der Seelsorge, wenn gleich neben manchen beklagenswerthen Mängeln, doch in unverkennbarem Fortschreiten begriffen sei . . . Im Auslande ist man geneigt, den protestantischen Kirchenbehörden in Bayern eine überspannte Aufmerksamkeit für die Aufrechthaltung strenger Orthodoxie schuld zu geben. Wenn dadurch eine gewissenhafte Sorgfalt für die Pflege der protestantischen Kirchenlehre verstanden wird, wobei man alle Versuche, um neueren Doctrinen ein gesetzliches Ansehen zu verschaffen, mit mehr Nachdruck zurückweist, als solches noch vor einigen Decennien geschehen ist, so können wir solches nur als einen ehrenden Vorwurf erkennen. Dabei ist aber der theologischen Wissenschaft ihre freie Entwicklung nicht im mindesten gehemmt, wie es die Lehrer der protestantischen Landesuniversität bekräftigen werden . . . Die Organe, in deren Hände das Gedeihen der Kirche gelegt ist, wirken in schöner Uebereinstimmung zusammen."

vor dem Begriff vorhanden, — dieser erbaut sich, wenn es recht zugeht, erst aus jenem; auch kommt es zu begrifflichen Auffassungen immer nur unter Vermittlung wissenschaftlicher Arbeit. Und auch daran hat es in jener Zeit nicht gefehlt.

Wir sind im Bisherigen schon wiederholt dem Namen Lehmus begegnet. Er ist ein Mann von so großer Bedeutung und nimmt eine so einzigartige Stellung ein, daß wir ihm den folgenden Abschnitt widmen.

Elftes Kapitel.

Theodor Lehmus.

Die jugendlichen Anfänge.

Gewiß steht das Bild des seligen Lehmus, dessen Gedächtniß wir mit dem Folgenden erneuern wollen, noch lebendig vor den Augen mancher unserer Leser: diese schon in ihrer äußern Erscheinung eben so ehrwürdige als liebenswürdige Persönlichkeit, diese Vereinigung von Geist und Gemüth, von geistlicher Würde und gewinnender Freundlichkeit, von tiefem gedankenvollem Ernst und heiterem Frohsinn — sie wird sich selten in solchem Maße bei Einem Manne finden; man konnte ihn nicht sehen, den Mann mit dem offenen, geistvollen Angesicht vom weißen Haar umwallt, ohne sich zu ihm hingezogen zu fühlen. So haben wir ihn unter uns gekannt. Und wie seine Persönlichkeit, so ist auch sein Entwicklungsgang ein ganz eigenthümlicher gewesen. Er gehört zu der kleinen Zahl derer, denen die neuere Philosophie ein Uebergangsstadium zum positiven Christenthum geworden ist; wenigstens in unseren fränkischen Provinzen war er der einzige, der von ihr aus eine wissenschaftliche Erneuerung der Theologie versuchte und sich auf diesem Wege Schritt vor Schritt zu einer immer klarern und festern Heilserkenntniß hindurchrang, bis er auf jener Stufe anlangte, an welcher das neue evangelische Leben eine Macht in unserer Mitte zu werden begann. Bis dahin, bis in den Anfang der zwanziger Jahre, war sein Weg ein einsamer. Es lohnt sich ihn durch dieses Stadium der Entwicklung zu begleiten.

Die Familie Lehmus war im Jahre 1600 aus Schlesien in die alte Reichsstadt Rothenburg eingewandert. Seitdem finden wir in fast ununterbrochener Reihe ihre Glieder im Dienst der dortigen Kirche und Schule. Nicht wenige von ihnen saßen lange Zeit in den höchsten Aemtern ihrer Vaterstadt als Superintendenten und Rectoren des Gymnasiums — charaktervolle, fromme, grundgelehrte Männer. Namentlich verdient der treffliche Superintendent Johann Adam Lehmus Erwähnung, der sich die größten Verdienste um das Rothenburger Kirchenwesen erworben hat und der Verfasser eines Liederschatzes ist, welcher viele wahrhaft klassische aus der Tiefe eines lebendigen Glaubens herausgebetete Jesuslieder enthält. Er starb im Jahre 1788 als vierundachtzigjähriger Greis [1]. Einer seiner Söhne, Christian Balthasar, war (1775) einem Ruf an das Gymnasium in Soest (Westphalen) gefolgt, späterhin als Rector des Gymnasiums in seine Vaterstadt Rothenburg zurückberufen und hatte seine spätere Lebenszeit als Pfarrer zu Wettringen und Adelshofen zugebracht, wo er 1814 starb. Von ihm wissen wir nur, „daß er mit vorherrschend pädagogischer Thätigkeit eine vielseitige, wenn gleich mehr philanthropische als linguistische Gelehrsamkeit verband." Er ist der Vater unseres Adam Theodor Albert Franz Lehmus, des ältesten unter vier Geschwistern, der noch in Soest von einer trefflichen frommen Mutter am 2. Decbr. 1777 geboren, von 1796 in Halle und Jena, und zwar aus Mangel an Mitteln, nur einige Jahre studirte, im Jahre 1800 zum Condiakonus an die evangelische Kirche in Dinkelsbühl berufen, im Jahre 1807 Diakon, im Jahre 1821 Stadtpfarrer an der St. Johanniskirche in Ansbach wurde, und als Dekan der Diöcöse am 18. August 1837 (auf der Heimkehr von einer Reise) zu Nürnberg) starb.

Um seine theologische Entwicklung darzustellen, müssen wir

---

[1] Näheres bei J. A. Lehmus „Zum Andenken unserer Kinder" u. s. w. 1833; und bei Buchrucker a. a. O., der seine mächtigen Predigten und seine persönliche wie amtliche Würde rühmt.

ihm bis nach Dinkelsbühl folgen. Wir finden ihn dort in jugendlicher Geistesfrische, voll Begeisterung für Religion und Amt, mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, beseelt von einem mächtigen auf- und vorwärts dringenden Streben. Ein idealer Zug wohnt Allem was er schreibt und redet inne; begleitet von einem starken Anflug der Ueberschwenglichkeit und Gefühligkeit, die jener Zeit in so eigenthümlichem Maße eignete. — Die geschichtlichen Thatsachen des Christenthums standen ihm bereits, oder vielmehr, sie standen ihm von Haus aus fest — an ihnen scheint Lehmus überhaupt nie gezweifelt zu haben; aber seine Auffassung derselben ist noch unbestimmt und durchdrungen von der Anschauungsweise des Rationalismus, bei dem er auf der Universität in die Schule gegangen war. Zwar hatte ihn die kritische und negative Seite des Rationalismus nie angezogen, dazu war er eine zu gemüthvolle und spekulative Natur — „das frühe in mir angeregte Bedürfniß zu denken konnte durch das seichte und schale Negiren nicht befriedigt werden", sagt er selbst über seine Universitätszeit; aber der Glaube an den wahren, d. i. schriftgemäßen Sinn der geoffenbarten Heilswahrheiten, die er zunächst nur auf äußere Autorität hin angenommen hatte, war ihm doch verloren gegangen. Die kirchlichen Dogmen galten ihm, wie jener Zeit überhaupt, für „veraltete Begriffe", nur daß er schon damals einen tieferen Sinn hinter ihnen vermuthete, ohne jedoch den Schlüssel zu ihrem Verständniß zu haben. Auch die Kant'sche Sittenlehre, mit der er sich noch in Jena ernstlich beschäftigte, gewährte ihm nicht lange den Ersatz, den er von ihr hoffte, aber sie hatte jenes ernste sittliche Streben in ihm geweckt, welches damals so manchen edleren Gemüthern — ich erinnere nur an Fr. Perthes — ein Uebergangsstadium zum positiven Christenthum geworden ist. Es ist aus seiner eigenen Lebensgeschichte herausgeschrieben, was er späterhin „den Theologen unter den Rationalisten" sagen läßt. „Was ich am Glauben verlor, hoffte ich reichlich in der Sittenlehre wieder zu finden. Ich studirte diese mit allem Fleiß und wollte Tugend lehren und fördern

und mich selbst zu ihrem Dienste immer tüchtiger bilden; allein ich gefiel mir selbst in diesem Streben, was nur dann richtig ist, wenn es aus der Demuth hervorgeht und die Demuth bewahrt, und neigte mich dadurch zu dem gefährlichen Tugendstolze hin, den ich, so stark ich auch schon seit längerer Zeit gegen ihn kämpfe, doch immer noch nicht überwunden habe." Dagegen hatte ihn der Idealismus Fichte's, der dem ihm selbst einwohnenden idealen und ethischen Zuge entsprach, wie ein frischer Hauch angeweht und, obwohl nicht tiefer von ihm angeeignet, doch über den vulgären Rationalismus für immer emporgehoben. Auch Niethammer, der Leiter des homiletischen Instituts hatte ihn mächtig angezogen. Dazu kamen die Traditionen des väterlichen und großväterlichen Hauses, die er mit Pietät und starkem Familiensinn festhielt, — und so hatte sich ihm eine Anschauung vom Christenthum gebildet, die man als einen höheren, philosophisch-gefärbten, im Ringen nach Ausgestaltung begriffenen Rationalismus, oder auch als religiösen Idealismus bezeichnen kann. Denn beides wogte in ihm noch nebelhaft durch einander. Das Wesen der Religion besteht ihm darin, daß sie den endlichen Geist über sich selbst zum Bewußtsein des Unendlichen erhebt — „Bewußtsein des Unendlichen, Anschauen des Ewigen, Interesse am Absoluten oder Liebe zum Höchsten, am Reinallgemeinen, höhere Ideen" sind die überall durchklingenden Schlagworte, „selbst das apostolische Glaubensbekenntniß drückt, richtig verstanden, nicht dogmatische Sätze, sondern Religionsideen aus." Christus ist ihm der vollkommene, der göttliche Mensch, das Urbild der Heiligkeit, die Versöhnung mit Gott, indem dadurch der Mensch Gott näher gebracht, dann aber auch die Gottheit dem Menschen näher gebracht wird: — „nur unser eigener freier Wille vermag die Sünde und mithin auch die Folgen, die Strafen derselben von uns zu entfernen"; die Taufe ist die mystische Weihe zum Christenthum, „Weissagung eines höhern Daseins, Prophezeiung unserer Gottähnlichkeit, die aber freilich Sündenvergebung nicht wirkt noch wirken kann; denn die Erbsünde ist, weil nicht zurechnungsfähig, auch keiner

Vergebung bedürftig: Wiedergeburt, Erneuerung kann nur auf dem Wege der Freiheit und Selbstthätigkeit geschehen; das Abendmahl ein Fest des Andenkens an das Heiligste und Höchste der Menschheit; das Gebet, zwar unendlich mehr als nur Mittel zum Zweck, der unmittelbare Ausdruck des höheren auf Gott gerichteten Sinnes, aber Erhörung im eigentlichen Sinn zu erwarten beruht auf einer unbegründeten Voraussetzung." Dieß ist der theologische Standpunkt, auf welchem Lehmus beim Antritt und während der ersten Jahre seiner Dinkelsbühler Wirksamkeit stand[1]. Aber eben nur der theologische: in der innersten Tiefe seines Gemüthes war er weit darüber hinaus. Die Religion ist ihm unendlich mehr als Moral; das Christenthum, trotz der rationalisirenden Auffassung, Herzens- und Lebenssache, Christus der Gegenstand seiner Liebe, seiner Verehrung, seiner Anbetung, — „der Mittler des Heils, der Versöhner, gewissermaßen der Gottmensch." Seine ganze Seele ist von der Hoheit und Herrlichkeit des geistlichen Berufs erfüllt, es lebt mit Begeisterung in ihm; dazu der aufrichtige Ernst, mit dem er die Wahrheit suchte, die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung, der Mannesmuth und — die Treue im Gebet, das Gebet der Pulsschlag seines Lebens. Es war kein Zufall, daß er sein erstes, verfehltes Schriftchen mit einer Abhandlung über das Gebet beginnt; denn ein Beter ist Lehmus gewesen und geworden, wie wenige. So läßt sich denn schon von hier aus voraussehen, welchen Gang seine Entwicklung nehmen wird.

---

[1] Er hat ihn ausgesprochen in den drei kleinen Erstlingsschriften: Versuch einer Altarliturgie J. 1806; Predigten, nebst einer Abhandlung über Predigten 1806; und über die Taufe 1807. Sie bezeichnen ganz jenen nebelhaften verschwimmenden, aber nach tieferen Gedanken und Ideen ringenden Standpunkt unseres Lehmus; — die erstere ist ein ganz mißlungener poetisch-oratorischer Versuch, den er später selbst aufs stärkste desavouirt hat; die dritte zeugt von fleißigen geschichtlichen Studien — alle aber verrathen zugleich ungemeine Empfindlichkeit für Tadel und Lob der Kritik.

Vorerst scheint jedoch das rational-speculative Element das positiv-christliche weit zu überwiegen, ja zu absorbiren.

Noch in Dinkelsbühl und mehr noch in Ansbach hatte Lehmus die schon früher begonnenen philosophischen Studien in eingehenderer Weise fortgesetzt. Die älteren Schriften Schellings, die späteren von Fichte, insbesondere Daubs Theologumena, Einleitung in das Studium der Dogmatik und Ischarioth, die Abhandlungen Marheinecke's in den Studien und Kritiken hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; später versuchte er sich auch an Hegel . . Er glaubte in dieser jungen Philosophie den Anbruch einer neuen Zeit auch für die Theologie erblicken zu dürfen. Er hoffte von ihr nichts Geringeres, als daß sie das Verständniß des Christenthums, welches der Gegenwart abhanden gekommen sei, wieder erschließen, die verkannten positiven Heilslehren als vernünftige und nothwendige erweisen und rechtfertigen werde; [1] — als ein Licht im Dunkeln, ja geradezu als Verherrlichung des Christenthums begrüßt er sie. Und er hofft um so mehr, daß sie einen neuen Tag herbeiführen werde, als zwar auf der einen Seite der Geist der Zeit in Aeußerlichkeit, abstrakte Verständigkeit und Nützlichkeitsbestrebungen versunken sei, auf der andern aber die Noth der Zeit und das Gericht, das über die Völker ergangen, die Sehnsucht nach Erhebung und das Verlangen nach einem namenlosen Gute, nach einer objectiven Wahrheit in Vielen geweckt habe. So spricht er sich in einem kleinen Schriftchen vom Jahre 1813 aus [2]: Eine neue Krisis steht uns bevor. In den letzten Decennien hatte sich die Theologie dem Zeitgeiste gleichgestellt — und noch hat derselbe die Herrschaft; wir aber gehören dieser Zeit nicht

[1] „Sie hat die Religion auf das Höchste gepriesen, die Ideenleerheit der gemeinen Aufklärung kühn und kräftig gezüchtigt, die Geister aus dem langen Schlaf geweckt und die auf den Boden gehefteten Blicke wieder zum Himmel gerichtet"; Protest. 65.

[2] „Was heißt nach dem Bedürfniß der Zeit predigen? Eine Synodalfrage, beantwortet von Th. Lehmus", 1813; mit einer geharnischten Vorrede und einigen angehängten Predigten.

mehr an, sondern sind Vorboten einer bessern, künftigen; als Theologen, als Geistliche müssen wir mit dieser ganzen Richtung und mit der Gesellschaft, in der sie herrscht, entschieden brechen; aber eben deshalb müssen wir uns auf einen schweren Kampf gefaßt machen." — „Es sei die Aufgabe, insbesondere der Geistlichen, den Standpunkt der Gegenwart in seiner Dürftigkeit, Einseitigkeit oder Gemeinheit aufzuzeigen, das vorhandene Bedürfniß über sich selbst aufzuklären, vor Allem der Religion wieder Leben und Idealität zu geben." „Es war lange genug von Christus als von dem rechtschaffenen Manne und dem Weisen von Nazareth die Rede, und doch beweist selbst die Art, mit der die Neueren von ihm reden, die Ahnung eines Außergewöhnlichen und Göttlichen, das sie in diesem einzigen Individuum verehren. Er muß es uns wieder werden, der Gottmensch, der Mittler zwischen Gott und den Menschen und der Erlöser und Versöhner im reinsten Sinn des Wortes. Laßt ihn wieder von den Todten auferstehen, stellt ihn wieder dar als den Logos, als das ewige Urbild der endlichen Vernunftwesen, um dessentwillen und in dem allein Gott uns Menschen lieben kann. Schildert ihn als das Haupt, dem wir als Glieder, als den Weinstock, dem wir als Reben angehören, weiset es nach, daß ihm wirklich alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden und er auch in unsern Tagen sich kräftig beweise" u. s. w. (S. 48—49). Aber allerdings wäre es verkehrt „das Christenthum in der Form jetzt noch vortragen zu wollen, in der es, ehe noch der von der Vernunft abgewichene Verstand seinen Cyclus zu durchlaufen angefangen hatte, mit Segen gepredigt wurde." Das Alte müsse in neuer Gestalt verkündigt werden; es genüge nicht mehr, sich wie einst auf die Autorität zu berufen, die Predigt müsse an den vorhandenen Kulturgrad anknüpfen, der gereifteren Verstandesbildung Rechnung tragen. „Mit Verstand müssen wir predigen, um die verständigen Menschen auch vernünftig zu machen; mit Verstand müssen wir den von der Vernunft abtrünnig gewordenen Verstand zwingen, erst vor dem Glauben sich zu

beugen, damit er zum wirklichen vernünftigen Verstand gelange." (50).

Wir haben diese Stelle mitgetheilt, weil sie bereits eine Hindeutung auf die eigenthümliche Anschauung über Religion und Offenbarung, Offenbarung und Vernunft enthält, die sich Lehmus aus seinen philosophischen Studien gebildet hatte. Wir stellen sie ihren Grundzügen nach dar, wie er sie in den unten verzeichneten, meist aus seinen Synodalvorträgen entstandenen Schriftchen vom Jahre 1817 bis 1822 ausgesprochen hat:[1] Religion ist das Bewußtsein Gottes, Bewußtsein des absolut vollkommenen Wesens — das Wort „Bewußtsein" im strengsten Wortsinn genommen, als Einheit des Wissens und des Seins, des Erkennens und des Gegenstandes; Bewußtsein Gottes, also: ein Sein in Gott, das Bewußt-Sein des Absoluten, und darum das schlechthin nothwendige und ewige Bewußtsein, oder das Bewußtsein schlechthin. Als dieses ist die Religion nichts Zeitliches oder blos Subjectives, nicht das Bewußtsein dieses oder jenes Menschen, sondern eben das Bewußtsein überhaupt, d. h. das Bewußtsein Gottes von sich selbst (der Logos), der ewige unendliche Gedanke Gottes, den nicht wir erzeugen, sondern dem wir entstehen. In so fern ist die

[1] Der Protestantismus, drei Gespräche veranlaßt durch die Pflaumsche Bitte u. s. w. 1817 (verfaßt 1816); — an Herrn Archidiakonus Harms, über einige seiner Thesen 1819. [darauf Harm's Erwiderung: daß es mit der Vernunftreligion nichts ist, 1819]; die Lehre von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christum 1821; — Grundlinien zu Vorlesungen über Religionslehre an dem Gymnasium 1821; — Beiträge zu wissenschaftlichen Untersuchungen über Religion, Christenthum und Protestantismus 1822; — Wie kam es, daß der Mensch sich mit dem Bösen eingelassen hat? – an Daub in Heidelberg; außerdem viele einzelne Predigten aus den Jahren 1815 bis 1817, eine „Sammlung evangelischer Kanzelvorträge" aus den Jahren 1818—1820, (1822) und eine Sammlung von Casualpredigten und Casualreden 1823.

Religion wesentlich die absolute Vernunft, oder was dasselbe, die immanente Selbstoffenbarung Gottes. In diesem Sinne gefaßt, hat sie uns, nicht haben wir sie. Aber sie theilt sich uns mit, sie gibt sich uns zu vernehmen, und das Organ dafür ist die Vernunft; die Vernunft also das Vermögen, das Göttliche, näher die Offenbarung des Göttlichen im Menschen zu vernehmen oder, wie es Lehmus auch sonst ausdrückt, das Vernehmen der Ideen, der ewigen Gedanken Gottes. In so fern ist alle Religion geoffenbart und diese Offenbarung durch die Vernunft vermittelt [1]. Allein Lehmus bleibt nun nicht dabei stehen, sondern er faßt die Vernunft als Vermögen, als menschliches Bewußtsein des Göttlichen mit dem Göttlichen selbst, (das Organ mit dem Gegenstand, für den es da ist) in Eins zusammen, und kommt so zu dem Satz, daß die Religion wesentlich Vernunft, die Vernunft, das Bewußtsein Gottes, mit der Religion an sich eins sei. Er hebt also den Unterschied zwischen der objectiven und subjectiven Seite der Religion, zwischen objectiver und subjectiver Vernunft auf und geräth auf diesem Wege in eine Amphibolie hinein, die um so verwirrender wird, als er selbst jenen aufgehobenen Unterschied doch auch wieder festhalten möchte [2]. In den philosophischen Quellen, auf die er zurückgeht, hat jene Identificirung freilich ihren guten Sinn, denn es liegt ihr der Gedanke der Identität des endlichen und des unendlichen Geistes zu Grunde; aber Lehmus hat sich diesen Hintergrund, den er selbst nicht theilte, nie recht klar gemacht, vielleicht auch nicht völlig sich klar machen wollen, weil er jene philosophischen Voraussetzungen in seinem Sinne zu deuten liebte. Er bleibt dabei, daß die Philosophie einen lebendigen, von der Welt unterschiedenen Gott lehre.

---

[1] Protest. 13, Beitr. 10, 26, 27; an Harm's 31.

[2] Z. B. das Vermögen Gott zu vernehmen ist die Vernunft, denn die Vernunft ist der ewige Gedanke Gottes durch den Menschen, das Bewußtsein, das sich wahrhaft nur in dem Bewußtsein des Höchsten findet, an Harm's S. 15, 30. Beitr. 12, 33, 62. Versöhnung 27.

Dazu kommt, daß ihm auch der Unterschied zwischen Religion an sich, wie wir sie so eben darlegten, und zwischen der heilsgeschichtlichen Offenbarung, wenn auch nicht völlig verschwindet, doch vielfach verschwimmt. Indem er von dem Logos, dem ewigen Gedanken Gottes, häufig ganz unvermittelt auf den Gottmenschen übergeht, oder auch jenen geradezu als das Urbild der Menschheit, als die Idee der Menschheit faßt, trägt er ohne weiteres Alles auf das Christenthum über, was er oben über Religion, Offenbarung und Vernunft gesagt hat [1]; und so stellt er denn folgende Sätze auf:

Die Religion ist das Bewußtsein Gottes; alle Religion beruht auf unmittelbarer Offenbarung; Religion und Offenbarung, Offenbarung und Vernunft sind wesentlich dasselbe, wie denn die Ausdrücke Religion und Vernunft geradezu als identisch gebraucht werden. Daraus folgt weiter: 1) Es gibt keinen Gegensatz zwischen Vernunft und Offenbarung, vielmehr ist die Vernunft selber und jeder vernünftige Gedanke eine Offenbarung Gottes, jede geoffenbarte Lehre also vernünftig, jede vernünftige Lehre — im eigentlichen Sinn und unmittelbar — geoffenbart, und demzufolge sind die geoffenbarten Wahrheiten des Evangeliums recht eigentlich Vernunftwahrheiten [2]. 2) Der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus ist, im tiefsten Grunde betrachtet, keiner, sondern beide heben nur einseitig hervor was in der Sache unzertrennlich eins ist. Die sogenannte Aufklärung aber, die sich gewöhnlich Rationalismus nennt, ist nichts Anders als die „empirische, gemeine Denkweise", welche mit dem abstrakten, von Vernunft isolirten Verstand die ewigen Wahrheiten der Vernunft bekämpft; es ist die Flachheit und Seichtigkeit, die statt wahrhaft zu denken, über die Offenbarung nur reflektirt und räsonnirt. In dem Conflikt dieses oberflächlichen gottverlassenen Reflexionsstandpunktes mit einer tieferen, wahrhaft vernünftigen Erfassung der

---

[1] Nach dem Bedürfniß der Zeit predigen XV, 49; Protest. 44, 53. An Harms 11. Beitr. 1, 39.

[2] Protest. IX, X, von der Versöhnung 41.

Religion und des Christenthums bestehe der große Gegensatz der die Gegenwart bewegt, und in der Bekämpfung desselben die Aufgabe der Theologie. 3) Die Aufgabe der Theologie ist es, auf die ewigen Ideen eingehend und in ihnen denkend, die Wahrheiten des Christenthums als vernünftige und nothwendige nachzuweisen, und diese Aufgabe fällt wesentlich mit der Philosophie zusammen. Die Philosophie ist das zum vollendeten Bewußtsein erhobene Christenthum, und der Philosoph ein esotorischer Christ[1]. Das Medium aber, wodurch die Theologie (= Philosophie) ihre Aufgabe zu lösen hat, ist das gründliche, verstandesmäßige Denken, welches die Ideen der Vernunft in Begriffe faßt u. s. w. Und dieses wissenschaftliche Denken ist, wie die sicherste und siegreichste Waffe wider die ideenlose Aufklärung, so zugleich das Mittel, die Orthodoxie wieder zu erwecken oder zur Freiheit der Idee zu verklären, der Sieg der Vernunft über die Unvernunft, des Geistes über die Geistlosigkeit[2].

Allerdings ist die Schrift Quelle und Inhalt der Wahrheit, und wenn gleich nicht die älteste, doch die sicherste Erklärerin der nicht geschriebenen Offenbarung; aber die Schrift will verstanden sein und verstanden wird sie erst durch den Verstand, an den sie sich auch wendet. Ihr Inhalt aber könnte nicht wahrhaft verstanden werden, wenn er eine dem Geiste unerhörte, d. h. nicht schon irgendwie in ihm enthaltene Lehre enthielte. Wenn auch nicht explicite aber implicite liegen doch die sogenannten Mysterien des Glaubens in unserer Vernunft (dem ursprünglichen Bewußtsein Gottes) wie Keime beschlossen, und können deshalb, nachdem sie in Christo offenbar geworden, von dem Wissenden in ihrer Nothwendigkeit und Wahrheit erkannt werden, während sie denen, die zwar glauben, aber noch an das äußere Wort sich halten, noch immer als verborgen erscheinen[3]. Dazu kommt,

---

[1] Protest. Vorwort X S. 63. 64.
[2] Protest. 15. 66, an Harms 20.
[3] An Harms 23. 33.

„daß der negierende Verstand die Autorität der Schrift abgeworfen hat und die Befreiung als Erleuchtung anpreist. Es bleibt uns daher nichts übrig, als den Unglauben (der immer ein Wahnglaube ist) aus sich selbst gründlich zu widerlegen, und ihn dadurch zunächst zu der, wenn auch stillschweigenden, Anerkennung zu führen, daß es im Gebiete des Geistes ein Jenseits gebe, an welches seine beschränkte Bildungsstufe nicht hinreiche.“ Aber auch dem zum Denken erwachten religiösen Bedürfniß können wir wirkliche Befriedigung und volle Sicherheit nur verschaffen durch den Nachweis der Vernunftmäßigkeit der geschriebenen Offenbarung — „wenn wir nicht von dem Glauben an das unbedingte Ansehen der Schrift, als von einem unerwiesenen Postulate ausgehen, sondern den Geist und Inhalt der Schrift in seiner Nothwendigkeit erkennen.“ „Zweifellosigkeit der Erkenntniß und Sicherheit in derselben sind unzertrennlich verbunden, aber sie sind auch nur da, wo wir des Gegenstandes uns wissenschaftlich bemächtigt haben. Die Wissenschaft hebt den letzten Feind auf und macht ihn zu nichte“ [1].

---

[1] Vgl. An Harms, 26—33. „Die in der Schrift geoffenbarten Lehren sind im eigentlichsten und strengsten Sinne Vernunftwahrheiten und werden erst dann wahrhaft begriffen, wenn wir mit Vernunft sie betrachten, und nicht Ueberfluß an dieser oder am Verstande, sondern Mangel an beidem oder Unvernunft und blinder Unverstand ist es, was wir der Neologie mit vollem Rechte vorwerfen. Je schärfer vielmehr und je kühner der Verstand zu Werke geht, desto unerschütterlicher wird der Glaube an das Evangelium; je dialektischer, je selbstständiger die Forschung, je freier der Geist und je unabhängiger er von jedem Ansehen ist, desto zuversichtlicher wird das Bekenntniß, daß Christus der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist — — Je sicherer die Bildung sich zur Idee erhoben hat, desto inniger wird sie sich dem evangelischen Lehrbegriffe befreunden. Dem Verstande alles Böse nachsagen, heißt — — Christum seinen Feinden Preis geben, wenn diese, mit Stangen gerüstet, auf ihn einstürmen wollen. Man sage nicht, daß man doch gewisse allgemeine Voraussetzungen stehen lassen müsse; Alles

Wir sehen, es ist dieß ganz die Art, wie die Philosophie jener Zeit und die anschließende philosophische Theologie sich vernehmen ließ — dieselbe stolze Aristokratie des Wissens, dieselbe Zuversicht, mit ihren Mitteln den Inhalt des Christenthums reproduciren, als absolute Wahrheit erweisen und die vom Rationalismus aufgegebenen Dogmen wieder zu Ehren bringen zu können, aber auch dieselbe souveräne Geringschätzung des Empirischen, Thatsächlichen und die nämliche Umsetzung des Gegensatzes von Glaube und Unglaube in den eines höheren Wissensstandpunktes und einer ordinären geistlosen Auffassungsweise (was sie freilich damals war). Namentlich werden wir vielfach erinnert an Daub, welcher für Lehmus das Ideal eines Theologen war und dem er großen Einfluß auf sich gestattete; Gedanke und Form sind zuweilen geradezu von ihm entlehnt, besonders die Bestimmungen über Gottesidee und Religion.

Ohne Zweifel, die oben dargelegten Prinzipien führen, consequent verfolgt, zu dem, was man heutzutag einen geistreichen oder philosophischen Rationalismus zu nennen pflegt. Aber man erkennt auch hier, wie unendlich viel auf die Tendenz einer Richtung, auf die Gesinnung, die sie einsetzt, ankommt. Die damalige Philosophie hatte den Rationalismus hinter sich, sie bekämpfte ihn als einen ordinären Standpunkt, und war wirklich gemeint, — wenigstens in ihren edleren Vertretern — dem positiven Christenthum zu dienen. Bei Lehmus war dieß jedenfalls die ernst-

---

Voraussetzen ist ein Vorurtheilen und demnach die Voraussetzung selbst das eigentliche Vorurtheil; aber gerade durch die Bekämpfung jeder Voraussetzung erkämpft die Wissenschaft Christo und seinem Reiche, die nur in der strengsten Prüfung am herrlichsten bestehen, den Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können"; die Lehre von der Versöhnung S. 41, und den Lobpreis der Philosophie, Protest. S. 63: „Die Wissenschaft ist eigentlich ein Erschaffen des Wissens, sie hat es mit dem Wissen an sich zu thun und setzt nichts voraus, als dieses Wissen. — Die Philosophie in diesem Sinne gleich Theologie, ist das zum vollendeten Bewußtsein erhobene Christenthum", u. s. w.

lichste Absicht. Er theilte mit Daub die Voraussetzung von der Congruenz der Philosophie mit dem Christenthum und von der Wahrheit der kirchlichen Dogmen; er hatte, gleich diesem Theologen, den größten Respect vor ihnen und glaubte, wie dieser, sie durch das spekulative Denken begreifen, deduciren zu können; er glaubte an eine Versöhnung des Glaubens und Wissens, der Theologie und Philosophie; es war ein Standpunkt, dem ähnlich, welchen Daub in dem Vorwort zum Judas Ischariot ausspricht [1].

Fragen wir, was Lehmus von diesem Standpunkte aus in den genannten Schriften geleistet habe, so erscheint es, nach dem gegenwärtigen Stand der Theologie, nicht sehr erheblich — und doch war es für jene Zeit in hohem Maße bedeutend.

Wir heben die Hauptpunkte hervor: zuvörderst die Ansichten über Protestantismus, Kirche und Staat.

Das Wesen des Protestantismus bestimmt Lehmus als den „Geist des Christenthums, im Unterschied von dem Katholicismus, der die Natur des Christenthums darstelle und in sofern die Voraussetzung des Protestantismus, und zwar die nothwendige Voraussetzung sei.“ Allerdings sei nämlich das Christenthum an sich die Religion des Geistes, aber dieser Geist konnte nur auf dem Wege der allmählichen Entwicklung sich in's Leben einführen; ähnlich „wie in dem Menschen die Natur erst zum Bewußtsein gelangt, der Mensch also zwar aus der Natur sich entwickelt, diese aber erst im Menschen und durch den Menschen sich in Geist verklärt“ — so war im Katholicismus der Geist des Christenthums noch in die Gestalt einer äußerlichen Anstalt gebunden, die Religion mit der anstaltlichen Kirche eines und dasselbe geworden, die Ueberzeugung der äußeren Autorität, die Schrift der Tradition unterstellt, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zum Buchstabendienst, die innere Gesetzmäßigkeit zur Satzung geworden. Aber im Protestantismus befreite sich der Geist aus

[1] Ueber Daub s. Strauß: Kritiken und Charakteristiken, und Landerer in Herzog's R.-Encycl. Bd. 19.

diesen Fesseln auf dem Wege des freien und vernünftigen Denkens, er erkennt, veranlaßt durch das Studium der h. Schrift, dem der Geist einwohnt, den Inhalt des Christenthums als das wahrhaft Vernünftige, als die Wahrheit —; so ist also der Geist des Protestantismus der Geist der Freiheit (der sich selbst erfassende Geist), und „sein eigentliches Wesen eben deshalb in der Wissenschaft und in der Erkenntniß zu suchen." Der Katholicismus will Uebereinstimmung der Ueberzeugung des Einzelnen mit den Aussprüchen der Kirche, der Protestantismus hingegen Uebereinstimmung dieser Ueberzeugung mit den Aussprüchen des ewigen Wortes des heiligen Geistes, oder der göttlichen Vernunft; der Geist, die göttliche Vernunft aber wird am sichersten durch Wissenschaft erfaßt. Die Wissenschaft aber kommt nur durch den Verstand zu Stande und darum kann man mit Recht sagen, daß der Protestantismus das Christenthum zum Verstand gebracht habe [1]. — Indessen ist dieß nur die Eine Seite der Sache. Wie die intellectuelle, so kommt auch die ethische Seite des Christenthums im Protestantismus erst zur vollen Anerkennung und Geltung, und ist daher derselbe recht eigentlich „die Religion der Sittlichkeit", letzteres weil ersteres. Denn die Sittlichkeit geht aus der Religion hervor, sie ist ihr Product — nicht umgewandt wie der Kantianismus und Rationalismus oder Moralismus will. „Der Protestantismus ist aber deshalb vornehmlich sittlicher Natur, weil er sich, wie das Christenthum selbst, um die beiden Pole, Abfall und Versöhnung, oder höher gefaßt, Glaube und Gnade bewegt", weil er weit bestimmter als der Katholicismus die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, die Unmöglichkeit durch Erfüllung des Gesetzes mit Gott vereinigt zu werden, die Nothwendigkeit einer Vermittlung durch die göttliche Gnade betont. Und hier folgt nun eine von jenen Ausführungen über Heiligkeit und Gnade, Sünde und Gesetz, Glauben und aus ihm sich entfalten-

---

[1] Protest. 1—15. Vgl. 65. 87.

des neues, sittliches Leben, wie wir ihnen später noch oft und noch tiefer bei Lehmus begegnen werden, die aber auch hier schon ganz in den Sinn des protestantischen Bekenntnisses eingeht. Denn eben hier liegt der Punkt, an dem er sich zunächst an dasselbe anschloß, und von welchem aus er es hernach immer höher würdigen lernte: das praktisch-christliche Interesse. Er fand in ihm die Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse seines Herzens und die Antwort auf die Postulate seines ethisch-religiösen Denkens; darum meint er, „die symbolischen Bücher lehren auch hier nichts anderes, als was die Philosophie, ja selbst jede gesunde Betrachtung lehrt", und ermahnt zum Studium derselben [1].

Der Glaube führt ihn auf die Kirche. Er faßt sie als die Gemeinschaft der Heiligen, deren Vereingungspunkt das Streben ist: „dem Urbilde der Menschheit zu leben, oder, was dasselbe, die Menschheit in ihrer Göttlichkeit, die göttliche Idee der Menschheit in sich darzustellen." Das Urbild der Menschheit aber, ihre persönlich realisirte Idee ist Christus; Er also das Haupt seiner Gemeinde, welches als solches durch seinen Geist auf die Glieder wirkt. Und diese Wirkung muß, weil sie eine Wirkung auf freie Wesen ist, der Natur der Freiheit gemäß und also anregend sein. Die Erregung aber setzt ein Medium voraus; daher die Nothwendigkeit des Wortes und der Sakramente [2]. . Daran schließt sich eine Darstellung des protestantischen Cultus, als dessen Charakter die durch die Idee des Christenthums bestimmte und begrenzte Freiheit, als dessen Form die Kunst, die Darstellung göttlicher Gedanken mit den Mitteln menschlicher Versinnlichung, bezeichnet wird, und eine Erörterung über den Staat und dessen Verhältniß zur Kirche, die ganz den philosophischen Standpunkt jener Zeit kennzeichnet und lebhaft an Daub erinnert [3]. An ihn sich anschließend, bestimmt Lehmus den Begriff des Staates aus der Idee des Christenthums einerseits und der

[1] A. a. O. S. 18—21.

[2] A. a. O. S. 24—26. 54.

[3] Studien, herausg. v. Daub u. Creuzer, Bd. 2 (1806), 58 ff.

des Volks andrerseits: „das Christenthum ist die Realisirung der Idee der Menschheit in dem Leben derselben, das Volk eine eigenthümliche Darstellung dieser Idee, mithin der Staat (als die Organisation des Volksthums) die äußere Darstellung des göttlichen Lebens innerhalb der Grenzen eines Volkes. In so fern ist allerdings die Kirche in dem Staat enthalten wie die Seele im Leib und gehören beide wesentlich zusammen: ein Staat, der sich der Kirche entgegensetzt, ist ein seelenloser Körper, eine Kirche, die dem Staate entgegengesetzt ist, eine körperlose Seele." Der Regent des Staates aber ist (der Idee nach) der Repräsentant und Vollzieher des göttlichen Willens, der im Staate sich verwirklichen soll, mithin beides **princeps** und **summus episcopus** zumal: nicht blos Gewalthaber sondern der sichtbare Stellvertreter Gottes in der Leitung und Behandlung dieses besondern Volkes, der Träger der Idee des Staates. Wäre der Regent nicht **episcopus**, so wäre er nicht Träger der Idee, wäre er nicht **princeps**, so entbehrte er der Macht zur Verwirklichung derselben. Der oberste Zweck auch des staatlichen Regiments ist hiernach kein anderer, als Förderung des Reiches Gottes, „Hierarchie" im höchsten Sinn, „daher denn auch im (constitutionellen protestantischen) Staate dem Consistorium die Vertretung und Leitung der esoterischen Seite, die Pflege des geistigen Lebens zukommt, gewissermaßen die oberste Stelle oder der Centralpunkt der Ständeversammlung." Das Alles gilt nun freilich von der Idee. Faktisch entspricht ihr weder der Staat, noch die Kirche, noch das Verhältniß beider, und von hier aus erhebt der Verfasser den stärksten Protest sowohl gegen äußerliches Polizeiregiment als gegen Pfaffenregiment [1].

Nachdem Lehmus sodann (im zweiten Gespräch) auf die Klagen Pflaums näher eingegangen ist und da vornehmlich die herrschende Geistlosigkeit hervorgehoben hat, macht er im letzten mehrere Vorschläge zur Erneuerung des Protestantismus (Pflege der

---

[1] A. a. O. Vorw. XXII, u. S. 42—49.

Diözesansynoden, bessere Stellung der Pfarrer), die in dem Satz culminiren: daß die Geistlichen geistvoll werden und der Staat sich selbst in seinem wahren Wesen erfassen und demgemäß bethätigen müsse.. Auf das erstere legt er das Hauptgewicht: die Geistlichen müssen wahrhaft Geistliche werden, leibhaftige Träger des Geistes des Protestantismus, und deshalb wie durch hohe wissenschaftliche Bildung, so durch den Ernst sittlicher Gesinnung und heiligen Wandels voranleuchtend, erhaben über alles Gemeine, ganz und ungetheilt in Selbstverleugnung und Kraft der treuen Führung ihres hohen Berufes lebend[1].

Was die einzelnen Dogmen betrifft, so sind es vornehmlich die von der Trinität, Menschwerdung Gottes, Versöhnung und Heilsaneignung, auf welche er näher eingeht und welche er wissenschaftlich zu erörtern sucht. Die Lehre von der Trinität erklärt er mit Daub und Marheinecke für das Centrum des ganzen Christenthums. Er construirt sie aus dem Prozeß des Selbstbewußtseins, und sieht gerade in dieser Construktion den Triumph der spekulirenden Vernunft; mittelst ihrer meint er dieses dem Rationalismus abhanden gekommene Dogma der Theologie wieder erobern zu können. Fast in allen oben angeführten Abhandlungen kommt er darauf zurück: Gott ist das absolut vollkommene Wesen und als solches eben sowohl reales Sein als absolute Vernunft, die absolute Intelligenz; das Denken ist die wesentliche Thätigkeit der Vernunft, Gottes Denken aber, eben weil es das Denken des absolut Vollkommenen ist, kein bloßes, leeres Vorstellen, sondern ein reales, wirkliches Denken und mithin ein Produciren. Als der absolut Vollkommene denkt nun Gott sich selbst, den ewigen Gedanken seiner, sich denkend producirt er also sich selbst auf ewige Weise — so ist er der Vater und das Product dieses Denkens der Sohn, der mithin durch den Vater und vom Vater unterschieden aber auch gleich dem Vater absolut vollkommen, mit ihm wesentlich eins ist, der Logos, sein ewiger Gedanke — oder

[1] A. a. O. S. 37—44. 107.

das Urbild der Menschheit. Fast durchgängig kehrt dieses „oder", diese unmittelbare Identificirung des ewigen Logos mit dem Urbilde der Menschheit, diese Gleichsetzung der Idee des absoluten Ebenbildes Gottes mit der Idee der Menschheit bei Lehmus wieder; meistes ganz unvermittelt ohne jeden Uebergang, zuweilen mit der näheren Erklärung: „Gott könne sich nicht denken oder produciren, ohne daß in ihm, als dem von sich gedachten, das Prinzip alles Gedachten und Producirten d. i. die gesammte Schöpfung und dem zu Folge auch der Prototyp der Menschheit enthalten ist",[1] — wofür er sich constant auf Joh. 1, 4. 5. beruft. Und dadurch wird offenbar die ganze Construktion der zweiten Person, die ohnehin schwach genug ist, — und hier an dem Grundschaden der modernen Christologie leidet — noch gar verdorben[2], während die Construction der dritten noch dürftiger

---

[1] Versöhnung 25, Beitr. 1, 56.

[2] Offenbar beruht diese Construction auf der Combination einer zwiefachen Gedankenreihe, einmal der scholastischen, von Melanchthon in den späteren Locis wieder aufgenommenen und auch von Marheinecke in den Grundlinien angedeuteten, worauf sich auch Lehmus ausdrücklich bezieht, und sodann des von Kant so oft ausgesprochenen Gedankens eines Urbildes der Menschheit. Denn obwohl Lehmus selbst in diesem Zusammenhange Kants nicht erwähnt, bedient er sich doch genau seiner Worte. Vergl. Kant, Religion innerh. der Grenzen der Vernunft 2. Aufl. S. 174: „Der lebendige Glaube an das Urbild der Gott wohlgefälligen Menschheit (den Sohn Gottes) an sich selbst ist auf eine moralische Vernunftidee bezogen...; dagegen ist der Glaube an dasselbe Urbild in der Erscheinung (an den Gottmenschen) als empirischer Glaube nicht einerlei u. s. w. Vgl. S. 193. 220. Allerdings kommt derselbe Ausdruck in einem andern Sinne vor bei Daub, Judas Ischar. II, 2; 296, 230: „Der Sohn Gottes trägt die Urbilder alles Geschaffenen und also auch das der Menschheit in sich. Er ist absoluter und unbedingter Weise, also ohne ein Geschöpf zu sein, der Urmensch selber"; allein diese Schrift ist doch erst aus dem J. 1818, während sich bei Lehmus jene Ausdrucksweise schon in den Jahren 1806, 1807 findet; er wird sie also von Kant haben. Uebrigens hat sie bei ihm doch lange nicht den Sinn wie bei Beyschlag u. A.; denn

ausfällt. Denn der heilige Geist wird ohne Weiters als „das ewige Einssein des Vaters und Sohnes" oder „als die Offenbarung Gottes in sich" bezeichnet, und bald von Vater und Sohn unterschieden, bald mit beiden identifizirt; das Ganze aber schließlich in die Formel: „Gott ist als Vater der an und in sich Seiende, als Sohn der von und durch sich Seiende, als der heilige Geist der zu sich Seiende", gefaßt. Und so dünkt denn unserem Lehmus die Lehre von der Dreieinigkeit für das vernünftige Denken eben so einfach als leicht [1].

Besser gelingt es ihm, die Lehre von der Wiederherstellung der gefallenen Menschheit, von der Versöhnung und Heilsordnung zu entwickeln, weil er sich hier von seinem christlich-kirchlichen Bewußtsein leiten läßt, obwohl sich auch da noch manches Schiefe und Schillernde findet. Im „Protestantismus" wenigstens ist er nahe daran, die Menschwerdung als nothwendiges Faktum, die Menschenschöpfung schon als eine Art Menschwerdung des Sohnes und selbst die Nothwendigkeit des Falls geltend zu machen; allein bald verläßt er diese abschüssige Bahn und nimmt („von der Versöhnung") seinen Standpunkt in der göttlichen Heiligkeit, um daraus die Nothwendigkeit der Menschwerdung und Versöhnung zu erklären. Als der absolut Vollkommene kann Gott nur das Vollkommene wollen; der Kreatur gegenüber wird dieser Wille zur Forderung und diese Forderung hat sich im Gesetz — dessen

---

einmal besteht Lehmus fest auf der Gleichwesentlichkeit und persönlichen Präexistenz des Sohnes, anderntheils setzt er das Wesen des Menschen (ganz absehend vom Leib) in den Geist, in das Bewußtsein, das Bewußtsein aber ist auf seiner höchsten Stufe Bewußtsein der Einheit mit Gott, Sein und Leben in Gott — und so faßt er Christum als den Menschen, dessen Bewußtsein mit dem Bewußtsein Gottes wesentlich eines ist, ethisch als den Menschen, dessen Willen eins ist mit dem Willen Gottes (Vers. 30. Predigten 288 ff.), indem er von dem ewigen Verhältnisse des Sohnes zu dem Verhältnisse des Menschgewordenen zum Vater häufig ganz unmittelbar übergeht, — während er a. a. OO. zwischen beiden schärfer unterscheidet.

[1] Grundlinien §. 14 Beit. 1, 58.

Inhalt hier mit Berufung auf Luther, eben so tief als wahr entwickelt wird [1] — seinen Ausdruck gegeben. Auf diesen seinen Willen muß Gott, weil er als der absolut Vollkommene der Unveränderliche ist, schlechterdings halten. Da aber der Mensch einer ungöttlichen Macht verfallen, unfähig geworden ist, dem Willen des Heiligen zu leben, das Gesetz recht zu erfüllen, so muß die Liebe Gottes eintreten, damit das zur Heiligkeit bestimmte aber ungöttlich gewordene Geschlecht wieder geheiligt, wieder zu Gott zurückgeführt werde; denn Gott ist wie der Heilige so auch die Liebe, in seiner Gerechtigkeit der Gnädige u. s. w. Der volle Eintritt der Liebe ist aber die Menschwerdung Gottes oder die Erscheinung des urbildlichen göttlichen Menschen, des Gottmenschen, der als solcher im Namen der ganzen Menschheit, als Repräsentant und Haupt derselben zu handeln vermochte [Schriftbeweis für die wahre Gottheit Christi; Trinität, wie oben S. 221; Möglichkeit des Wunders der Menschwerdung aus dem Wesen des Menschen, dessen Bewußtsein und Leben auf der Einheit mit Gott angelegt sei]. Er allein kann den heiligen, absolute Vollkommenheit wollenden Willen erfüllen, an die Stelle der Glieder eintreten und die nothwendig gewordene Versöhnung stiften. Gestiftet aber hat er sie dadurch und mußte sie dadurch stiften, daß er der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit genug that, ersteres dadurch, daß er die menschliche Natur in sich selbst geheiligt und Gott geweiht, letzteres dadurch, daß er sich selbst zum Opfer dargebracht hat u. s. w.; „indem er durch sich selber das Geschlecht entsündigte hat er auch die demselben gebührende Strafe getragen". Das Alles wird, unter steter Berücksichtigung der gegnerischen Einwendungen und unter häufiger Berufung auf Schelling, Daub, Marheinecke ausgeführt, dann aber mit jenem wundersamen „oder" auf den unklaren Satz zurückgeführt: „Christus habe durch sich mit Aufhebung der Sünde die Strafe als Strafe aufgehoben." Auf ähnliche Weise wird im Folgenden, nachdem vom rechtfertigenden Glauben

---

[1] Versöhnung. 13. 20.

auf Grund der Schrift und nach den Bekenntnißschriften lichtvoll und trefflich gehandelt worden, also resumirt: „Nach dem bereits Erörterten müssen wir den Glauben für eine zuversichtliche und eben darum heitere Einsicht in die Realität des Uebersinnlichen, als des an sich Seienden, oder, auf Christus bezogen, für die Ueberzeugung erklären, daß Gott in dem Menschen, der Mensch in Gott, daß nur das Heilige, Vollkommene das einzig Wirkliche und vor dem Heiligen und Vollkommenen allein Giltige, und die Gewißheit von dieser alleinigen Wahrheit und dieser alleinigen Giltigkeit des Heiligen vor dem Heiligen der allein lebendigmachende, dem Geiste Gottes sich unzertrennlich verbindende Geist des Menschen, oder Gott Alles in Allem und der Mensch nichts sei ohne das Leben in Gott, aus Gott und durch Gott . . So ist der Glaube die herrlichste Blüthe des doch recht eigentlich den Menschen constituirenden Geistes" — dergleichen nebelhafte, halb philosophisch klingende Phrasen finden sich öfter bei Lehmus neben vielen treffenden, geistreichen Erörterungen und schlagenden Abfertigungen der Rationalisten. Er liebt es, nach dem Vorbild Daub's, sie sich gegenüberzustellen und sie mit „Ihr sagt, u. s. w. anzureden, in der Antwort aber häufig — und nur zu häufig — sich der Fragform zu bedienen.

Man wird, wie bereits bemerkt, den Werth dieser Schriftchen für die Gegenwart nicht eben sehr hoch anschlagen dürfen, und doch war ihre Wirkung eine sehr bedeutende: vor Allem der Eindruck von der Leerheit und Geistlosigkeit des Rationalismus und von der Tiefe des positiven Christenthums, der Eindruck, daß den von jenem so gering geachteten Dogmen ein unendlicher, göttlicher Gedankengehalt einwohne, vor dem selbst die Philosophie Respect haben müsse; daß sie sich dem vernünftigen, dem spekulativen Denken erschließen, von ihm sich gewissermassen reproduciren oder doch als Wahrheit sich nachweisen lassen; daß also jedenfalls in und hinter ihnen etwas liege, was weit über den ordinären Hausverstand hinausreiche: — dieser Eindruck war es, der jenen Abhandlun-

gen vornehmlich bei der theologischen Jugend einen offenen Eingang bereitete; denn hier kamen sie einem tiefen Bedürfniß entgegen. Fielen sie doch gerade in die Zeit des erwachten Suchens und Fragens nach höherer Wahrheit, wie wir sie oben Kap. 6 geschildert haben, und enthielten sie doch wirklich Antwort, oder wenigstens Andeutungen auf viele jener Fragen, und zwar gerade in der Form, wie sie die Jugend begehrte. So konnte es nicht fehlen, daß sie in jenen Kreisen mit hohem Interesse gelesen und Manchem ein wesentliches Förderungsmittel wurden [1]. Bei den näheren Freunden des Verfassers aber wurde der Eindruck noch verstärkt durch den Umgang mit dem trefflichen Mann, dessen Persönlichkeit gleichsam ein lebendiger Commentar zu den — zum Theil noch unklaren und etwas dilettantenartigen — Schriften war. Die Reinheit seiner alles Gemeine verschmähenden Gesinnung, die Superiorität seines Geistes und die Plerophorie, mit der er seine Ueberzeugung aussprach, übten eine mächtige Anziehungskraft

[1] Wie bedeutend diese Anregung war, ersieht man aus einer Mittheilung eines Freundes unsers seligen Nägelsbach. — Nägelsbach war nach einem halbjährigen Aufenthalt am Gymnasium zu Nürnberg 1821 nach Bayreuth zurückgekehrt. Ganz erfüllt von dem Religionsunterricht, den er dort bei Lehmus genossen (vgl. S. 115), theilte er seinen Mitschülern den Inhalt desselben mit. „So erfuhren wir denn zum erstenmal in unserem Leben in mehr theologischer Weise etwas Näheres über Trinität und Offenbarung, über Christi gottmenschliche Persönlichkeit, über Sünde und Gnade, Versöhnung und Rechtfertigung u. s. w. Gleichfalls zum ersten male wurden wir auf die Schätze der Weisheit in Luthers Schriften hingewiesen, welche Lehmus seinen Schülern anzupreisen pflegte und woraus auch N. manches goldene Wort vernommen hatte. Besonders war es die Vorrede Luthers zum Römerbrief, auf die Lehmus seine Schüler aufmerksam gemacht hatte und die nun von uns mit größtem Interesse durchgemacht wurde. Von einem wirklichen und tiefern Verständniß der Dinge, die uns in dieser Weise zum erstenmal entgegentraten, konnte natürlich keine Rede sein, aber Keime der Wahrheit waren denn doch, wenn auch uns selbst noch halb unbewußt, in's Herz gelegt."

auf sie, und wir haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, den segensreichen Einfluß wahrzunehmen, der von ihm schon damals auf einen kleinen Freundeskreis ausging — ungeachtet des wissenschaftlich-unhaltbaren und halben Standpunktes, auf dem er stand.

Nach wenig Jahren hatte er sich zu einem andern, festeren emporgearbeitet.

Zwölftes Kapitel.

Theodor Lehmus.

Die Durchbildung zur theologisch-kirchlichen Mannesreife.

Man würde Lehmus irrig beurtheilen, wollte man annehmen, daß seine religiöse Ueberzeugung auf jenem, zum Theil so schwachen Nachweis der Vernunftmäßigkeit der christlichen Lehren beruht habe; es war vielmehr sein religiöses Gemüth, das sich auf diesem Wege eines Inhalts wissenschaftlich zu bemächtigen versuchte, den es bereits im Glauben besaß; und es war eine Art von Selbsttäuschung, die er mit manchen andern edeln Zeitgenossen theilte. Bei der Plerophorie seines Glaubens konnte er unmöglich auf jenem Standpunkt stehen bleiben; die fortgesetzte Vertiefung in die heil. Schrift, welcher er täglich die ersten Morgenstunden widmete, das Studium Luther's und der Bekenntnißschriften, die Bekanntschaft mit Friedr. v. Mayer, Claudius, Hamann, Schubert, Steffens, Göschel u. A. neben Daub und Hegel, der fortwährende, sich immer erneuernde Kampf mit dem Rationalismus, dessen wissenschaftliche Vernichtung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, der heftige Widerspruch, den er von daher erfuhr, und die rückwirkenden Einflüsse des Amtes trieben ihn vorwärts. Dieser Fortschritt vollzog sich bei ihm zuvörderst auf dem praktischen Gebiete und hier hat er ihn auch zuerst ausgesprochen. In dem Vorwort zu den evangelischen Kanzelvorträgen

vom Jahre 1822 erklärt er, daß seine früheren Predigten vom Jahre 1819 rückwärts auf den Glauben an Christum, welcher der Mittelpunkt des Evangeliums sei, zwar hinweisen, aber noch nicht allseitig auf ihn, als auf das Eine, was Noth thut, dringen, und aus den Predigten selbst ersieht man, daß er es ihm jetzt vollständig geworden ist. So konnte es nicht fehlen, daß sich dieser Fortschritt bei ihm auch wissenschaftlich einen Ausdruck gab; denn wie er selbst sagt: „das Leben geht der Lehre voran und die Lehre gibt nur die Theorie des Lebens.“ Allerdings vollzog er sich bei ihm nicht in der Form eines Bruch's mit seiner frühern Richtung — sie klingt vielmehr noch lange nach — wohl aber als Vertiefung des bisherigen Standpunktes in das positive Christenthum, in den Offenbarungsglauben, in die evangelisch-kirchliche Richtung. Die Synodalvorträge, die er jährlich als Dekan zu halten hatte und auf die er stets den größten Fleiß verwendete, gaben ihm Anlaß, denselben auszusprechen. Schritt vor Schritt sieht man ihn in diesen wissenschaftlichen Abhandlungen — denn das sind sie — auf der bezeichneten Bahn vorwärts schreiten. Wir geben unten das Verzeichniß derselben [1].

---

[1] Beiträge Bd. II. 1825, enthaltend 2 Synodalvorträge: Die christliche Heilslehre und der rhein-baierische Katechismus 1823, und der Theologe unter den Rationalisten 1824; 2) Darf in einem katechetischen Lehrbuche die christliche Glaubenslehre dem Dekalogus vorangestellt werden? 1827 (vgl. dessen Rede auf der General-Synode 1827, im homil.-lit. Correspondenzbl. J. 1828, n 21). 3) Die zweite Hauptabtheilung des Lehrbuchs für die kgl. bayerischen Volksschulen, Synodal-Vorlage 1829. — 4) Betrachtungen über die Schrift: Luthers kleiner Katechismus mit erläuternden Fragen u. s. w. Synodal-Vortrag 1831 und 1832. — 5) Bemerkungen über Kirchenordnung und Gottesdienstordnung, Synod.-Vortr. 1832. — 6) Synodalrede vom J. 1833 über I Theff. V, 21: Prüfet Alles und das Beste behaltet; — 7) Was ist Wahrheit? Synodalvortrag 1834. — 8) Die Rechtfertigungslehre der evangel. Kirche, gegen Möhlers Angriffe vertheidigt 1835. Außerdem mehrere Abhandlungen im hom.-lit. Corr.-Bl. — Lehmus liebte es sich in diesen

Gleich die erste derselben, „der Theologe unter den Rationalisten" (in Gesprächsform) vom Jahre 1824, die wir als den Uebergang zum dritten Stadium seiner theologischen Entwicklung betrachten können, zeigt uns den fortgeschrittenen Standpunkt. In einem recht aus dem Leben gegriffenen Bilde führt er uns das Gebahren des vulgären Rationalismus mit seinen Schlagwörtern vor die Augen und verfolgt ihn von einer Position, von einem Gemeinplatz zum andern — „Fortschritt, Aufklärung, Lehrfreiheit, Mysticismus, Lehre Christi und von Christo" — die Halbheit, die Begriffs- und Gesinnungslosigkeit desselben aufdeckend, bis er zuletzt mit heiligem Ernste zur vollen Entschiedenheit für den positiv christlichen Glauben auffordert. Auch die Form dieses Dialogs unterscheidet sich vortheilhaft von den früheren Schriften durch größere Präcision des Ausdrucks und durch eine bedeutende Virtuosität in der Dialektik, mit der sich Lehmus eingehend beschäftigt hat. Sie dient ihm, im Hegel'schen Sinn gefaßt, als Mittel zur Ueberwindung des Gegners [1].

Es ist seine eigene Geschichte, wenn er im Eingang den Theologen unter den Rationalisten erzählen läßt: „Es verstrich eine ziemliche Reihe von Jahren, ehe ich dem Evangelium, wie uns die Schrift dasselbe lehrt, wiedergegeben wurde. Allein je mehr ich mich von den Fesseln des menschlichen Ansehens und einer nur menschlichen Reflexion los machte, je freier ich forschte und je ernster und folgerichtiger ich dachte, desto klarer wurde mir, daß, wo Gott selber geredet hat, der Mensch nur auf diese Rede, um die Wahrheit zu finden, achten müsse, daß es ihm nicht aufgegeben sei, selber die Räthsel der Welt zu lösen, sondern daß diese schon in der vorhandenen Offenbarung auf eine befriedigende Weise gelöst seien, daß die Schrift durch und durch Gottes Wort und darum die Wahrheit selbst enthalte, ja durch

Vorträgen in die Stellung eines akademischen Lehrers zu versetzen, was zu werden auch längere Zeit sein Wunsch war; weshalb er sie auch Vorlesungen nannte.

[1] Beitr. II S. 83 ff. und 126.

ihre Lehre von der Sünde und Gnade, von der Erlösung und vom Glauben auch die Spekulation mit sich selbst versöhne." Und es ist seine eigene, nunmehrige Anschauung über das Verhältniß von Religion und Wissenschaft, wenn er ihn also fortfahren läßt: „Die Religion ist Gottes Werk, die Wissenschaft ist Menschenwerk; wer demnach die Wissenschaft höher achtet, denn die Religion, der stünde nicht nur der Abgötterei nahe, er wäre vielmehr schon in dieselbe gerathen. Die Wahrheit kann nicht von den Menschen erkannt werden, wenn sie nicht erkennbar wird, oder nicht zuvorkommend ihr himmlisches Angesicht enthüllt. Die Religion ist daher ihrem Wesen nach geoffenbart; was aber seiner Natur nach geoffenbart oder wessen Erkenntniß allein durch Offenbarung bedingt ist, dasselbe kann auch niemals durch menschliche Reflexion oder Spekulation erfunden, sondern nur durch Offenbarung ergriffen werden. Der Meinung, das Bewußtsein der geoffenbarten und als geoffenbart erkannten Lehren selbstthätig produciren zu können, liegt eine Selbsttäuschung zu Grunde, die zwar um ihr Produciren, aber nicht um den Grund desselben weiß, oder die es vergessen hat, daß die Erkenntniß, die sie dem menschlichen Denken zuschreibt, schon früher anderswoher uns gegeben ist"[1]. — Diesen Standpunkt macht nun Lehmus mit aller Energie dem Rationalismus gegenüber geltend; er stellt der Subjectivität desselben die Behauptung einer objectiven, an sich seienden, außer und über dem Menschen vorhandenen, aber in Christo, dem ewigen Worte (Logos) Gottes, geoffenbarten und darum auch erkennbaren Wahrheit entgegen, erkennbar mittelst der heiligen Schrift, welche nicht selbst jenes ewige Wort, aber das geistgewirkte Nachbild derselben ist. Durch das ganze Gespräch hindurch ist er damit beschäftigt.

Wie ganz anders wird sich jetzt seine Erkenntnißtheorie gestalten! Er hat sie in den angeführten Abhandlungen wiederholt und wenn auch nicht im ausgesprochenen Gegensatz gegen

---

[1] A. a. O. S. 89. 91—92.

seine frühere Theorie, doch mit unverkennbarer Rücksicht darauf dargelegt[1]). Da heißt es jetzt: die Vernunft ist nicht das Prinzip der Gotteserkenntniß und kann es auch nicht sein, denn sie ist das Vernehmen des Uebersinnlichen, das Auge, das Organ des menschlichen Geistes für die Offenbarung des absoluten, setzt also diese immer schon voraus. Als Organ des menschlichen Geistes ist sie ein geschöpfliches Vermögen und damit wird von selbst jene unklare Vermischung der endlichen und absoluten Vernunft, der wir oben (S. 212) begegneten, zurückgenommen. „Dieses Vermögen besteht jedoch nur da in seiner Reinheit, wo der erschaffene Geist in Einheit mit dem absoluten steht. Die Sünde hat diese Einheit gestört; indem sie den Menschen von Gott, dem absolut Heiligen und Wahren, scheidet, verdirbt sie wie das menschliche Wollen, so auch das menschliche Erkennen. Die Vernunft des sündigen Menschen ist also nicht mehr fähig, die Wahrheit, auch als geoffenbarte, zu vernehmen; soll sie es wieder werden, so bedarf es der göttlichen Erleuchtung mittelst des Wortes und, da Vernunft und Wille in der tiefsten Wurzel eins sind, der Erneuerung des Willens durch den heiligen Geist, der Wiedergeburt." So stellt denn Lehmus nun die Thesis auf: „nicht die Vernunft überhaupt, nur die erleuchtete kann die Wahrheit vernehmen, aber diese Erleuchtung empfängt sie nicht von sich, sondern von dem Geiste der Wahrheit durch das Wort desselben" [1]), oder, wie er es anderwärts ausdrückt: es ist der durch den Geist des Wortes gewirkte, christliche Glaube, welcher uns die Erkenntniß der Wahrheit vermittelt.

Von hier aus bestimmt er sofort Voraussetzung, Basis, Aufgabe und Methode der Theologie also: Die Voraussetzung ist der christliche Glaube — denn erst muß man Christ sein, um her-

---

[1] Vergl. Was ist Wahrheit? S. 127 und über Thessal. V.

[2] Zweite Abtheilung des Lehrbuchs S. 22 ff.; 28; über Luther's kleiner Katechismus S. 8–9; über Thess. V, 11; W. ist Wahrheit 125 ff.

nach auch Theologe werden zu können; die Basis ist die heilige Schrift, deren (erfahrener) Inhalt selbst erst den Glauben an dieselbe bewirkt; die Aufgabe aber: den Inhalt des göttlichen Wortes sich zum wissenschaftlichen Verständniß zu bringen oder, — da derselbe um wahrhaft verstanden zu werden erst im Glauben aufgenommen sein muß — den Glauben, der implicite selbst schon ein Wissen ist, wissenschaftlich zu begreifen[1]. An der Möglichkeit und Nothwendigkeit solch einer wissenschaftlichen Erkenntniß des Christenthums hält aber Lehmus auch auf seinem jetzigen Standpunkte noch eben so fest wie früher; ja es liegt ihm Alles daran — insbesondere die letzten seiner Synodalvorträge dringen darauf. Die Möglichkeit liegt ihm zunächst in der Offenbarung selbst: weil die Wahrheit, zuhöchst Gott, die absolute Wahrheit, offenbar ist, muß sie auch erkennbar sein, und da Gott nur in Christo vollkommen offenbar ist, so beruht alle Wahrheitserkenntniß auf der des Gott-Menschen (vermittelst seines Wortes in der Schrift); in ihm kann Gott erkannt werden wie Er ist[2]). Diese Erkenntniß Gottes als des absolut Vollkommenen und der in seiner Vollkommenheit begründeten Eigenschaften ist nach Lehmus der Schlüssel zum Verständniß der gesammten geschichtlichen Heilsoffenbarung. Von diesem Centrum aus traut er sich zu, die sämmtlichen Thatsachen derselben dem wissenschaftlichen Denken begreiflich machen, nach ihrem inneren Grunde und nach ihrer Nothwendigkeit darthun zu können: die Trinität, das Weltverhältniß, Wesen und Bedeutung des Gesetzes, die Thatsache der Versöhnung und Erlösung, die Heilsordnung u. s. w.[3]. — Die subjective Bedingung solcher Erkenntniß aber

---

[1] A. a. O. O. u. W. ist Wahrheit? S. 133. 138.

[2] A. a. O. 111. 117. 128. Auch die frühere Identificirung von Logos und Urbild der Menschheit ist jetzt fast bis auf die letzte Spur verschwunden.

[3] Beitr. II 27. 127. Was ist Wahrh. 116; in den Grundlinien vom J. 1822 entwickelt er die gesammte Heilslehre an der von den göttlichen Eigenschaften.

ist die Klarheit und Schärfe des Denkens, die wahre Dialektik, d. h. die, welche von allen eigenen Ansichten und Vorurtheilen absehend, sich ganz an die Sache, an das Object hingibt und den göttlichen Gedanken denkend nachgeht. Und diesem theoretischen Wege, der selbst schon den Glauben an die Wahrheit zur Voraussetzung hat, muß der praktische zur Seite gehen, der Weg der Erfahrung, der Selbsterkenntniß, der ethischen Selbstverläugnung insonderheit; denn wie Jakobi sagt: durch ein göttliches Leben werden wir Gottes inne. Das Begreifen der Wahrheit ist durch das Ergreifen derselben und das Ergreifen derselben durch das Ergriffensein von ihr bedingt. Nur ein gläubiger Christ kann daher im eigentlichen Sinne Theologe sein. Mit dem größten Nachdruck hebt Lehmus auch diesen Punkt hervor [1].

Hat er sich nun schon von vornherein dem kirchlichen Bekenntniß angeschlossen, so wird dieß jetzt in noch weit höherem Maße der Fall sein, und in der That geht er auch überall auf dasselbe zurück: es ist ihm schriftgemäße Wahrheit, Einheitsband und Bedingung für den Bestand der protestantischen Kirche, der Gegenstand seiner Freude und fröhlichen Mitbekennens. „Die evangelische Kirche besitzt in ihren Bekenntnissen den Ausdruck der Wahrheit; je mehr der Christ in der Erkenntniß der Wahrheit fortschreitet, desto sicherer und freudiger wird er das inne werden" [2]. — Damit hat sich auch seine Ansicht über den Staat und dessen Verhältniß zur Kirche geändert: beide sind göttliche Anstalten, aber jener eine göttliche Rechtsanstalt, die Kirche eine göttliche Gnadenanstalt, die Gemeinschaft der Gläubigen, der organische Leib des Herrn; der Staat herrscht auf weltliche, die Kirche auf geistliche Weise; jener hat zu seinem Boden ein im Raum abgeschlossenes Gebiet, das Volk, die Kirche dagegen greift über alle Nationalitäten hinüber; obwohl ihrer Erscheinung nach innerhalb des

[1] Z. B. über Thess. V, 15—20 W. ist Wahrh. 136. 145.

[2] So in allen Abhandlungen über die Katechismen, z. B. über den Dekalog S. 8 ff.

Staates existirend, kommt ihr doch dem Staate gegenüber volle Selbstständigkeit zu; sie hat das Recht, sich auf Grund ihrer Lehre selbst Verfassung und Ordnung zu geben; ausdrücklich nimmt hier Lehmus seine frühere Theorie über den Staat und den Regenten zurück[1]). Und seine Ansicht über Philosophie? Er beschäftigt sich auch jetzt noch fortwährend mit ihr, er studirt mit Vorliebe die Schriften Göschel's, selbst in Daub's „dogmatische Theologie jetziger Zeit" (1833) arbeitet er sich mit Mühe hinein, aber sein Urtheil ist doch auch da ein anderes geworden. In einer Anzeige der Aphorismen Göschel's „über Nichtwissen und absolutes Wissen", in der er diese Schrift angelegentlich zum Studium empfiehlt[2], stimmt er der Versicherung des Verfassers bei, „daß eine christliche Philosophie nicht nur möglich, sondern auch wirklich, jede Philosophie aber nur so weit sie christlich ist wahr, und eine Scheidung der Philosophie vom Christenthum eine Scheidung derselben von der Wahrheit sei"; aber die Behauptung des Verfassers, daß Glaube und Wissen organische Theile Eines Ganzen seien, bestreitet er, weil vielmehr der Glaube das Ganze sei, der das Wissen theils schon implicite in sich trage, theils aus sich entwickle. Doch hat hier Lehmus, wenn ich recht sehe, die Gedanken Göschel's ebenso in seinem Sinn gedeutet, wie dieser die Gedanken seines Meisters. Bestimmter spricht er sich aus in einem Briefe aus München, wo er Schelling's Vorlesungen besuchte[3]. Nach fast wörtlicher Wiederholung des oben S. 231 Mitgetheilten stellt er der Philosophie die Aufgabe, Gott zu erkennen, und zwar dadurch, daß sie seinen Wegen durch die Geschichte, durch die Weltgeschichte und die heilige Geschichte hindurch nachgeht. In der Verfolgung dieser Aufgabe müsse sie beim Christenthum ankommen, in welchem allein sie das Wort der Lösung für die höch-

[1] Ueber Kirchen- und Gottesdienstordnung; unter Berufung auf die Apologie, Art. XV, und auf die bayr. Verfassungsurkunde.

[2] Homil. l. Corresp.-Bl. J. 1831, n. 31—33.

[3] Homil. l. C.-Bl. 1828, n. 43.

sten und letzten Fragen finden könne. „Irre ich nicht, so ist das der Philosophie fehlende Wort in dem geoffenbarten Wesen Gottes, der Weltschöpfung, dem Abfall der Welt von Gott, der Versöhnung dieser mit Gott und durch ihn, in der durch die Sünde entstandenen Verkehrung des Gottesbewußtseins, überhaupt in der durch jene bewirkten Differenz zwischen der jetzt wirklichen Welt, der Vorbereitung auf die vollkommene Erlösung, dem Eintritt dieser und dem Werden der Welt für sie bis zum Gewordensein durch den Geist zu suchen." Mit diesen Andeutungen glaubt Lehmus im Allgemeinen Standpunkt und Tendenz Schelling's ausgesprochen zu haben. Von ihm erwartet er noch Großes; er hofft, „daß dieser Apostel der Wissenschaft sein Versprechen, das Wort auszusprechen, welches der Philosophie noch immer fehle, in Bälde erfüllen wird." Dagegen dünkt ihm jetzt selbst der Hegelianismus ein sublimer Rationalismus zu sein, und tadelt er an Marheinecke's neuester Dogmatik, daß sie das Wissen über den Glauben, unter Verkennung seines wahren Begriffs, setze. Er schließt mit den Worten: „Christus ist alles Seins und Wissens Grund und Ursach, die ächte Wissenschaft und also auch die ächte Philosophie kann daher nur darauf ausgehen, Christum zu verklären. Das Christenthum bedarf der Wissenschaft nicht, die Wissenschaft aber bedarf, wenn sie ein rechtes Wissen werden will, des Christenthums" [1]. Man sieht, die wahre Philosophie ist ihm die christliche Gottes- und Heilserkenntniß.

Es würde uns nun zu weit führen, an einzelnen Beispielen nachzuweisen, wie Lehmus von diesem seinem gegenwärtigen Standpunkt aus, die einzelnen Dogmen behandelt. Es sind auch jetzt wieder, wie man schon aus den Ueberschriften sieht, die oben genannten Hauptpunkte: Sünde und Gnade, Versöhnung, Gesetz und Evangelium u. s. w. Seine Erörterungen darüber tragen alle, wie den der christlich-kirchlichen, so einen ächt wis-

---

[1] Vgl. oben S. 215 das Gegentheil.

senschaftlichen Charakter. Er sucht jedesmal den Gegenstand auf seine letzten Prinzipien zurückzuführen und daraus abzuleiten, in möglichster Bestimmtheit und Folgerichtigkeit, thetisch und apologetisch zugleich darzustellen. Ein vollständiges System der christlichen Lehre zu geben, war ihm nicht vergönnt; man erkennt aber leicht, daß seinen Einzelausführungen ein solches zu Grunde liegt. Wäre er dazu gekommen, so hätte er jetzt[1] weder die Lehre von der Schrift zum Ausgangspunkt noch die Lehre von Gott zum Prinzip der Darstellung gemacht, sondern er hätte seinen Standpunkt „in dem Mittelpunkt des Christenthums selbst, in der *δικαιοσύνη τοῦ θεῦ*" (2 Kor. 5, 21, Röm. 1, 16. 17; 3, 21. 22; 10, 3) genommen; „denn in diesem Prinzip sind alle sowohl theoretischen als praktischen Momente der Glaubenslehre, nämlich die Lehre vom Wesen und dem Verhältnisse Gottes, von der Gerechtigkeit, die er producirt und nach ihrem Verluste fordert, wiederherstellt und vollendet, oder das Gesetz und das Evangelium, der Glaube und die Frucht desselben, so wie die Mittel, durch welche diese Gerechtigkeit gefördert, wieder hergestellt und vollendet wird, enthalten, sowie zugleich die Orte angedeutet, von welchen alle Glieder des Systems ihre Stelle erhalten." So ganz steht Lehmus mit seinem theologischen Denken im Centrum des kirchlichen Glaubens. Wie tief er in ihn eingedrungen und wie völlig eins er mit demselben geworden ist, beweist insbesondere seine letzte und schönste Schrift, die Rechtfertigungslehre der evangelischen Kirche, gegen Möhler. Sie kann nach Form und Inhalt den besten dieser Art an die Seite gestellt werden.

Wir geben daraus eine Probe: „Wenn die römisch-katholische Lehre in dem Dualismus zwischen göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit befangen bleibt, so tritt in der evangelisch-protestantischen Lehre der Monismus der Gnade entschieden hervor. An und für sich betrachtet sind allerdings Gnade und Freiheit sich nicht entgegengesetzt, sondern Eins, denn

[1] Wie er ausdrücklich erklärt: Ueber Thessal. V. S. 2.

der absolut Gnädige ist zugleich der absolut Freie, und eben so findet in Gott kein Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit statt, denn Gott wäre nicht der absolute Geist, wenn er nicht absolut frei wäre. Auch der ursprüngliche Mensch kann nicht anders gedacht werden, als daß er, in der Gnade lebend, zugleich in der Freiheit lebte und dieses Leben in der Freiheit das Wesentliche seines Lebens war. Wo aber die Freiheit durch die Abwendung des Willens von dem absolut freien Willen, d. i. durch die Sünde verloren geht, und von ihr nur das abstrakte Wollen oder die bloße Selbstthätigkeit zurückbleibt, da tritt nicht nur ein Unterschied, sondern auch ein Gegensatz sowohl zwischen einem kreatürlichem Prinzip und einem andern kreatürlichen Prinzip, zwischen Selbstthätigkeit und Nothwendigkeit, als auch zwischen dem kreatürlichem Prinzip und dem creirenden Prinzip, zwischen Selbstthätigkeit und zwischen Gnade hervor. Kann aber der Streit zwischen der die abstrakte Nothwendigkeit bekämpfenden abstrakten Selbstthätigkeit und zwischen der die abstrakte Selbstthätigkeit hemmenden abstrakten Nothwendigkeit weder durch diese, denn sie ist willenlos, noch durch jene, denn sie wird durch diese gehemmt, sondern nur durch die Selbstthätigkeit, die mit der Freiheit, und durch die Freiheit, die mit der Nothwendigkeit Eins ist, oder durch ein Drittes, nämlich durch die absolute Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit beigelegt werden, so kann noch weniger die Versöhnung zwischen dem absolut Freien und dem Unfreigewordenen durch die Kraft beider, denn der Unfreie steht zu dem absolut Freien durchaus nicht im Verhältniß der Gleichheit, sondern allein durch den absolut Freien zu Stande kommen, oder es kann nur durch diesen die von der Freiheit getrennte Selbstthätigkeit wieder zur Freiheit kommen, weswegen auch der absolut Freie erklärt: So euch der Sohn frei machet, so seid ihr recht frei (Joh. 6, 36), und nur da Freiheit ist, wo der Geist des Herrn ist (2. Kor, 3, 17). Die Gnade ist Freiheit und schafft Freiheit, und stellt diese, wo sie von der Unfreiheit zurückgedrängt

wurde, wieder her. Die angeschaffene Freiheit ist also und noch mehr die wiederhergestellte Freiheit ein Geschenk der Gnade, ein Geschenk aber kann nur empfangen werden, und wird das Empfangen mit dem Schenken auf gleiche Linie gestellt, so wird die Absolutheit der Gnade geläugnet, und das aufgestellte Prinzip im Fortgang seiner Entwicklung zurückgenommen, d. i. als alleiniges Prinzip annihilirt. — Wie jedoch nach der evangelischen Lehre die Gnade Alles in Allem ist, so tritt sie auch nach derselben zuvörderst als Begnadigung hervor. Allerdings kann die Gnade nicht vergeben, ohne zugleich zu geben; allein weil die Sünde von Gott scheidet, und ebendeswegen vom Reiche Gottes ausgeschlossen ist, so kann der Sünder nicht eher wieder zur Gemeinschaft mit Gott gelangen, als bis der Fluch der Sünde von ihm genommen, und er von der verschuldeten Strafe losgesprochen ist. Wo aber verziehen wird, da findet von Seiten dessen, der die Verzeihung empfängt, dem Verzeihenden gegenüber, kein in ihm (dem Empfänger) selber begründeter Anspruch auf irgend eine Gabe statt. Wo dem Menschen die Sünde von Gott vergeben wird, da ist auf seiner (des Menschen) Seite auch nicht ein minutissimum von Verdienst vorhanden und es nimmt in der Heilsordnung der evangelischen Kirche die Vergebung der Sünden darum die erste Stelle ein, weil sie allen Ruhm Gott in Christo zueignet, und die Gnade nicht durch unser Thun erworben, sondern uns allein geschenkt werden kann.“.. Und weiter unten über die innige Verbindung von Rechtfertigung und Erneuerung: „Was der heilige Geist wirket, muß das Gepräge des Heiligen an sich tragen und darum in dem Glauben an Christum dem Prinzipe nach die Heiligung implicite, oder wie die Pflanze in der Wurzel, die sie trägt, enthalten sein. Durch die Vergebung der Sünden wird die Kluft, welche die Sünde zwischen Gott und dem Menschen befestigt hat, niedergerissen, und demnach die ursprüngliche Freiheit wieder hergestellt, aber es wird auch durch das Bewußtsein dieser Vergebung und durch die durch dasselbe vermittelte Erfahrung der göttlichen Liebe das Prinzip der dankbaren Gegen-

liebe hervorgerufen und in Thätigkeit gesetzt, und durch diese Liebe der Mensch aus dem Willen des Fleisches in den Willen des Geistes geboren; darum ist der Glaube in der Liebe thätig der Sieg, der die Welt überwindet und das Mittel, durch welches der erste Adam in uns stirbt, damit der andere Adam, nämlich der Herr vom Himmel, in uns Gestalt (2. K. 5, 17) gewinne. Wie in Christo alle Fülle wohnet, so ist auch in dem Glauben an Christum der der Entfaltung harrende Keim alles geistigen Lebens verborgen, und es hat dieser Glaube darum eine so hohe Dignität, weil in ihm der unendliche Reichthum der göttlichen Natur, der der Mensch wieder theilhaftig werden soll, **implicite** eingeschlossen ist. Die **fides sola quae justificat** ist demnach keine **fides solitaria**, im Gegentheil ist ein thatloser, von der Liebe evacuirter Glaube nicht der wahre und also auch nicht der seligmachende Glaube (Jak. 2. 17.); Rechtfertigung und Heiligung sind zwar dem Begriff nach unterschieden, aber nicht geschieden oder sich entgegengesetzt, denn in ihrer concreten Erscheinung sind sie Eins, und es gilt auch hier die Regel, daß der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat." Sowohl durch diese als durch frühere Schriften hat Lehmus auch noch das Verdienst, die Kenntniß Luthers und der kirchlichen Bekenntnißschriften, der fast vergessenen, der Gegenwart wieder vermittelt zu haben. — Waren nun auch fast alle die angeführten Leistungen zunächst nur für engere Kreise bestimmt, so haben sie doch weithin anregend gewirkt, und viel beigetragen, wissenschaftlichen und kirchlichen Sinn, beides in schöner Einheit, zu wecken und zu verbreiten. Sie waren die ersten Grundsteine zum Wiederaufbau einer positiven Theologie. Wir dürfen unbedenklich Lehmus als den Mann bezeichnen, der dafür in unserer Landeskirche das Meiste gethan hat.

Einen ähnlichen Charakter, wie jene Schriftchen, haben auch seine Predigten aus dieser späteren Periode. Das docirende entwickelnde Moment ist in ihnen vorherrschend; sie sind zum Theil geradezu gewichtige, theologische Abhandlungen, nur daß in ihnen

das reiche Gemüth, der seelsorgerische Ernst und das betende Herz des Verfassers stärker hervortritt, immer aber laute mächtige und lebensvolle Zeugnisse für die evangelische Wahrheit. Die Sprache ist markig und drastisch, der Schriftgebrauch reichlich, häufig nur allzu reichlich — zuweilen ganze Seiten von sinnreich aneinandergereihten Bibelstellen; auch die Fragform, deren er sich so gern bedient, kehrt zu oft wieder, dazu überschreiten sie nicht selten das richtige Zeitmaß; aber die Weihe, die durch das Ganze hindurchgeht, getragen von der persönlichen Würde des Sprechenden, — diese geistliche, überzeugungsgewisse, priesterliche Persönlichkeit, der man es anfühlte, daß sie mit ihrem ganzen Leben für ihr Wort einstehe, sicherten ihnen einen bedeutenden Eindruck, obwohl sie nur von dem kleineren Theil der Gemeinde verstanden wurden.

Ganz ausgezeichnet muß der Confirmandenunterricht gewesen sein, den er mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit, — so viel ich weiß in einem zwiefachen Kreis von Schülern und Schülerinnen — ertheilte. Er verstand es, denselben aus der Sphäre des bloßen Unterrichtens zu einem wahrhaft geistlichen Akt zu erheben, dessen Frucht, insbesondere bei schon gereiften Kindern, eine sehr gründliche Heilserkenntniß und feste Glaubensüberzeugung war. Er wandte sich gleichmäßig an das Denken und an das Gemüth; und so groß war sein Ansehen, daß er nie anders als mit Worten zu strafen brauchte, und auch dieß nur selten. Die höchste Strafe war ein Strich mit der Bleifeder in das Verzeichniß seiner Confirmanden, daher es denn bei seinen Gemeindegliedern vom Lande der höchste Ruhm war, nie einen Strich im Unterricht bekommen zu haben. Die Seelsorge hat er vornehmlich in der Beichte geübt. Seine Beichtreden waren gewaltig, überströmend von heiligem Ernst. Außerdem ging er in die Häuser seiner Beichtbefohlenen, wo und so oft er gerufen wurde. Eine gemüthvolle, gesellige Natur, wie er war, liebte er den Umgang mit näheren Freunden, auch mit jungen Theologen, besonders in seinem Hause, welches ihm Gott zu einer Stelle des

reichsten Familienglücks gemacht hat. Wie Manche, die diese Zeilen lesen, werden sich noch mit Freuden der heiteren Stunden, die sie bei ihm in Ernst und Scherz — denn er liebte es, beides zu verbinden, — verlebten, erinnern und der Anregung, die sie von ihm empfingen, dankbar gedenken.

In Summa: Theodor Lehmus war einer der edelsten, geistesgewaltigen Zeugen der christlichen Wahrheit, ein gefürchteter, siegreicher Vorkämpfer gegen den Rationalismus, und bezeichnet zugleich den Uebergang von der evangelisch-praktischen, zum Theil noch pietistisch gefärbten Richtung in die wissenschaftliche und kirchliche. Er starb in den besten Jahren auf der Rückkehr von Kissingen zu Nürnberg in der Mitte der Seinigen, unter denen sein Gedächtniß im Segen fortlebt, am 18. August des Jahres 1837 [1].

Sein Einfluß erstreckte sich weit über die Grenzen seines Amtes

---

[1]) Ein Nachruf im homilet. C. Bl. wendet treffend auf ihn an das von Mose geltende Wort: Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. — „Heißt es nicht auch also bei dem theuern Diener Gottes, um dessen Verlust wir trauern, und ist nicht eben das, was den Schmerz seines Verlustes schärfen will, ein süßer Trost, als ein erfreuendes Zeichen der göttlichen Gnade, die mit ihm war bis an das Ende? Ja seine Augen sind nicht dunkel geworden und seines Geistes Kraft ist nicht verfallen bis zum Abruf, und ein vollkommenes, ungetrübtes Bild dieses auserwählten Mannes bleibt nun in unserer Seele. Nicht getrübt war der helle Blick seines Geistes, mit welchem er in das Land der Verheißung schaute; nicht gebrochen die Kraft, mit welcher er voll Glaubens und Liebe von seinem Heiland gezeugt hat; nicht wie ein glimmender Docht allmählich verlöschend, denn er war ein brennend Licht, sondern wie der Untergang der Sonne, die am reinen Himmel hell leuchtend hinabsinkt, sollte das Ende dieses Gerechten sein; hier sollte es heißen: Des Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet, bis auf den hellen Tag." Vgl. den kurzen Lebensabriß ebd. Nr. 38 und die Reden am Grabe des Verstorbenen von Vorbrugg und Fikenscher, Nürnberg 1837.

auf den ganzen Entwicklungsgang der Kirche; besonders war er auf den Generalsynoden thätig, wo es sich um Berathungen über Katechismus, Gesangbuch, Gottesdienstordnung, überhaupt um neue organische Einrichtungen handelte.

Es hängt dieß alles zusammen mit dem folgenden Stadium, zu welchem sich alsbald das evangelische Leben in unserer Kirche fortbildete, und zu dessen Anfängen wir mit dem folgenden Kapitel übergehen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Uebergang zur kirchlichen Reife.

Das kirchliche Bewußtsein.

Was wir so eben an Lehmus wahrnahmen, daß bei ihm die evangelische Gesinnung unmittelbar in die kirchliche überging, ist eine ziemlich allgemeine Erscheinung in jener Zeit, ein naturgemäßer Fortschritt, der gar nicht ausbleiben konnte. Dieser Uebergang vollzog sich praktisch in der Gesinnung und im Leben Einzelner, in der Geschichte der kirchlichen Synoden, und in der Wissenschaft.

Die innerste Wurzel des neuen Lebens, dessen Erwachen wir geschildert haben, war der Glaube an Christus, Befriedigung des Heilsbedürfnisses durch Sündenvergebung, durch die Rechtfertigung aus Gnaden, welche zugleich der mächtigste Impuls zur Heiligung ist: also derselbe Quellpunkt, aus dem die Erneuerung der Kirche im sechszehnten Jahrhundert hervorgewachsen ist. Dieses neue evangelische Leben hatte sich schon von vorn herein neben der heiligen Schrift aus den Denkmalen der Reformation, oder doch aus solchen Schriften, die von dem Geiste der Reformation durchdrungen waren, genährt; im praktischen Interesse, noch abgesehen von Kirche und Confession, hatten wir uns in den Geist derselben eingelebt. Wir standen mit unserem Glauben in dem Centrum derselben, weil **in articulo justificationis**. So waren wir Lutheraner noch bevor wir es wußten; ohne auf die

confessionelle Eigenthümlichkeit unserer Kirche und ohne auf die confessionellen Unterschiede, die sie von andern trennt, viel zu reflectiren, waren wir es faktisch. Wir kannten diese Unterschiede noch nicht einmal genau. Wir lasen die symbolischen Bücher der Kirche als Zeugnisse gesunder Lehre zur Klärung und Festigung unserer Heilserkenntniß: ihre symbolische Bedeutung bekümmerte uns wenig. Sobald wir nun aber anfingen, nach dem Weg, den uns Gott geführt, nach den Zeugnissen, aus denen unser Glaube erwachsen, nach den geschichtlichen Wurzeln unserer Gegenwart in der Vergangenheit der Kirche zu fragen, ging uns das Bewußtsein auf, daß wir mitten im Lutherthum standen; es befand sich, daß unser christlicher Heilsglaube eben der lutherische war, wie ja auch in der That die lutherische Kirche nichts anders ist und sein will, als die Zeugin der Einen christlichen, seligmachenden Wahrheit, ihr Bekenntniß nichts anderes, als das lautere schriftgemäße Bekenntniß des Evangeliums, welches an der freien Gnade Gottes in Christo sein Centrum hat. Von diesem Centrum aus, in dem wir selbst das Heil gefunden, lasen und lebten wir uns nun an der Hand der Schrift tiefer in jenes Bekenntniß ein und erkannten darin — oder wenn man will, in den Grundzügen desselben — mit Freuden den Ausdruck unserer eigenen Glaubensüberzeugung. Es werth zu halten, es mitzubekennen war uns fortan selbst eine Glaubens- und Gewissenssache; wir segneten die Kirche dafür, wir freuten uns ihr anzugehören. So sind wir Lutheraner geworden, frei, von Innen heraus.

Ich weiß, daß ich mit Vorstehendem die innere Geschichte vieler meiner Zeitgenossen schreibe. Nur den Zeitpunkt wüßte ich nicht genau anzugeben, weil der Uebergang ein so naturgemäßer und häufig ganz allmählicher war, bei den Einzelnen verschiedentlich vermittelt, bei nicht Wenigen schon in dem vorangehenden Stadium leise angebahnt; doch wird er für die Meisten von der Mitte der dreißiger Jahre an bis in die Anfänge der vierziger fallen.

Bestärkt und entwickelt wurde das so entstehende kirchliche

Bewußtsein durch mehrere Umstände von Innen und Außen. Von Innen durch die wohlbemessene Leitung des Kirchenregimentes, durch den Kampf mit dem alsbald wieder auftretenden Rationalismus, der jetzt seine abgegriffenen Waffen vorzugsweise auf das Bekenntniß richtete, und durch die aggressive Stellung, welche alsbald die katholische Kirche einzunehmen begann. Hatte doch Möhler schon im Jahre 1830 seine Symbolik geschrieben und damit auch dem inländischen Katholicismus das Signal zu mannigfachen Angriffen auf unsere Kirche, dieser aber den Impuls gegeben, sich dagegen zu wehren und in sich zusammenzufassen. Von Außen war es die, auch von der protestantischen Geistlichkeit unseres Landes vielgelesene, „evangelische Kirchenzeitung" (seit 1827), welche, obwohl nicht specifisch kirchlich, doch gerade damals den wesentlichen Inhalt der kirchlichen Lehren in trefflichen Artikeln vertheidigte und lichtvoll entwickelte, wobei wir namentlich die von Sartorius verfaßten im Auge haben; — diese, so wie die Apologie des ersten und des zweiten Artikels von demselben Verfasser haben zur Klärung kirchlicher Erkenntniß und Befestigung des kirchlichen Bewußtseins auch unter uns viel beigetragen. Noch heute danken wir's ihm. Ein weiteres Moment bildet dann die Rückwirkung der Vorgänge innerhalb der Union in Preußen: die zwangsweise Einführung der unirten Hofagende, die Amtsentsetzung Scheibels in Breslau (1832), die polizeilichen Maßregeln gegen die dort sich bildende, lutherische Gemeinde, die Anwendung militärischer Gewalt, die Gefangensetzung des Pastor Kellner (1834), die constante Weigerung, den schlesischen Lutheranern das Recht der Kirchenbildung zuzuerkennen, der fortgesetzte Druck, den man auf sie übte und der zuletzt ganze Schaaren derselben zur Auswanderung nach Amerika und Australien trieb — das Alles zeigte thatsächlich, was die lutherische Kirche von der preußischen Union zu erwarten habe: Auflösung ihrer confessionellen Eigenthümlichkeit, Vernichtung ihres Rechtsbestandes. In dem Maße, als sich diese Ueberzeugung aufdrängte, trat man innerlich in Opposition gegen die Union und fühlte man sich um so mehr

gemahnt, jene Güter wenigstens in der heimischen Kirche zu wahren und zu pflegen. Es war der Zug der Mitleidenschaft und das Gesetz der Selbstbewahrung, das sich darin geltend machte. — Ueberall, wo sich ein kirchliches Bewußtsein unter uns entwickelt hatte, dienten ihm die oben verzeichneten Impulse und diese Vorgänge zur Stärkung und zu innerlicher Zusammenfassung [1].

Die rückwirkende Folge dieses Wachsthums aber war, daß man nun anfing, den Werth eines festen, bestimmten Bekenntnisses, die große Wichtigkeit gesunder Lehre sowohl für das Seelenheil und für die Seelenführung des Einzelnen, als für die kirchliche Gemeinschaft höher als bisher anzuschlagen. Man lernte verstehen was es heiße, für die subjective Glaubenserkenntniß die Norm und das Correctiv eines objectiven, durch den Consensus der Kirche sanctionirten und durch die Geschichte bewährten Zeugnisses zu haben, was es heiße für die Kirche, einen bestimmten Ausdruck ihres Gemeinglaubens, ein erkennbares Einheitsband zu besitzen. — Die Würdigung des kirchlichen Bekenntnisses führte dann weiter auf die Sakramente, diese kirchenbildenden Mächte. Wir erkannten ihre objective, über die menschliche Subjectivität hinausreichende Bedeutung; es wurde uns ein Trost, an ihnen jene Gottesthaten zu haben, an die sich der schwache, schwankende, angefochtene Glaube, als an einen festen Anker, halten kann; insbesondere die tiefe Wahrheit, die in der lutherischen Abendmahlslehre liegt, die Realität des Leibes und Blutes Christi im Sakrament des Altars, und die Bedeutung desselben für die kirchliche Gemeinschaft kam unter uns zur Anerkenntniß — mit beidem aber, mit Bekenntniß und Sakrament, die Bedeutung der Kirche selbst. So seltsam es vielleicht lautet — es ging uns doch jetzt erst das klare Bewußtsein darüber auf, daß das Christenthum nicht blos den Zweck habe, einzelne Seelen zu retten, sondern Gemeinschaft des Glaubens und Lebens, ein wirkliches

---

[1] Vgl. die eingehende Darstellung in der Zeitschrift für lutherische Theologie und K. Jg. 1867, S. 266 ff.: „die preußische Union."

Gemeinwesen, eine Gemeinde Gottes in der Welt zu stiften, daß die Kirche ein selbstständiges Lebensgebiet, die wesentliche Erscheinungsform des Christenthums sei. Wir fühlten das Erhebende, das in dem Bewußtsein dieser großen Gemeinschaft liegt, und freuten uns der Zugehörigkeit zu einer Confession, die sich durch ihren Glaubensgrund, durch ihr Bekenntniß, durch ihre Sakramentslehre und Sakramentsverwaltung als ein lebendiges Gliedmaß an dem großen Organismus der Kirche, ja als die rechte Continuität der Einen wahren erweist. Die Vergleichung mit andern Sonderkirchen bestärkte uns in der Freude an den Heilserkenntnissen und Heilsgütern, welche Gott aus Gnaden der lutherischen geschenkt hat.

Dazu kommt — und dieß ist uns für die Zukunft von großer Wichtigkeit geworden — daß das kirchliche Bekenntniß noch immer volle Rechtsgiltigkeit hatte. Wie sehr es auch vergessen, zurückgestellt, außer Brauch gekommen war, seine Giltigkeit war doch nie durch irgend einen öffentlichen Akt aufgehoben worden, sie ist stillschweigend immer vorausgesetzt worden, sie bestand thatsächlich fort — und so konnten wir uns denn später mit unserer kirchlichen Ueberzeugung auf diesen festen Boden stellen und damit das Recht unserer Stellung gegenüber mannigfachen Angriffen zu behaupten. War es auch dieser Gesichtspunkt durchaus nicht, der unsere Richtung von vorn herein bestimmt hat, so bot er uns doch hernach einen unbestreitbaren Punkt zur Behauptung und Geltendmachung derselben; wie denn dieß auch an vielen anderen Orten der Fall war, wo die kirchliche Gesinnung sich durch schwere Conflicte durchzuringen hatte. Man wurde es da thatsächlich inne, welch ein Gut in dem Rechtsboden lag.

Man hat es späterhin nicht selten beklagt, daß durch diese Erhebung zum kirchlichen Bewußtsein die frühere Unmittelbarkeit der Frömmigkeit gelitten habe und die Innigkeit des privaten brüderlichen Liebesverkehrs erkaltet sei. Und es ist eine gewisse Wahrheit an dieser Bemerkung. Denn allerdings mußte das Bewußtsein der Gemeinschaft über den engen Kreis, auf den sie

früher beschränkt schien, sich erweitern und eben damit auch eine umfassendere Form gewinnen, sobald der Gedanke, der Glaube an die Kirche zu einer Macht wurde. Und es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß darunter die Wärme des persönlichen Verkehrs hin und wieder gelitten hat. Allein einmal war dieser Fortschritt ein im Wesen gesunder christlicher Entwicklung begründeter, eben so wohl begründet, als die Stufe des reifenden Alters, ein wesentliches Moment zur Festigung des eigenen persönlichen Glaubens, nicht eine Schwächung sondern eine Stärkung desselben, — nothwendig sobald es sich um die Bewahrung und Pflege der Güter, welche die kirchliche Gemeinschaft dem Einzelnen darbietet und um die großen Lebensaufgaben und Lebenskämpfe des Reiches Christi handelt. Sodann aber macht dieser Glaube, der die Treue gegen die Confession der Kirche zum Correlate hat, Blick und Herz so wenig eng, als die Liebe zur göttlichen Wahrheit die Liebe gegen die Menschen verringert. Sie wäre nur dann tadelnswerth, wenn sie ein eigensinniges Festhalten an bloßen Formen und Formeln wäre; aber wer in dem Bekenntniß der eigenen Kirche den Ausdruck für die schriftgemäße, seligmachende Wahrheit erkannt hat, dem wird die Treue dagegen zur heiligen Gewissenspflicht und nicht minder zur Liebespflicht gegen Andere; denn nicht die Liebe, sondern der aus dem Wort der Wahrheit geborene Glaube macht selig. — Und wie sollte denn die Weite der kirchlichen Gesinnung den speciellsten brüderlichen Verkehr mit persönlich nahe stehenden Freunden ausschließen? In der That hat man damals diese Befürchtung nicht aussprechen hören; späterhin ist allerdings eine Mißstimmung bei denen eingetreten, die auf dem früheren sogenannten allgemein-evangelischen Standpunkt verharrten, aber wer hat das Recht, dieß dem kirchlichen Bewußtsein selbst zu imputiren, welches nicht wie ein Abbruch der Entwicklung, sondern als ein organischer Fortschritt eintrat?

Was damals fallen mußte und auch wirklich gefallen ist, war nur der Name des Mysticismus. Hatte man auch früher,

als man ihn adoptirte, deutlich genug erklärt in welchem Sinn man sich ihn aneigne — das Wort klang doch wie ein Parteiname und erinnerte schon durch seinen Klang an eine zu einseitig subjective, pietistische Form der Frömmigkeit, die einen Gegensatz zur kirchlichen bildete. Man lehnte daher jetzt den Namen ab, um so mehr als er fortwährend von den Gegnern zur Verunglimpfung alles Positiv-christlichen gebraucht wurde. Es ist ein Verdienst unseres seligen Höfling, daß er in seiner Schrift gegen Daumer den Mißbrauch, den man mit dem Worte trieb, mit gewohnter Schärfe aufgedeckt und den richtigen Sachverhalt dargestellt hat.

Damit hing es zusammen, daß man nun auch die Fluth der Traktate zu sichten und aus ihrer übergroßen Menge das Gesunde auszuscheiden begann.

Vergleicht man die Predigten aus dieser Zeit, so prägt sich darin der Uebergang zur kirchlichen Richtung nur in der bestimmteren Darlegung der Heilslehre und in dem Gewicht, das sie auf Wort und Sakrament legen, keineswegs in ausführlichen Erörterungen über Begriff und Bedeutung der Kirche aus. Nur hin und wieder, etwa an Pfingsten oder am Reformationsfest, kam darauf die Rede. Denn man war weit entfernt von der Werthschätzung eines äußeren Kirchenthums. Von Innen heraus, aus dem Centrum des Glaubens sollten die Gemeinden in die Sache selbst eingeführt werden.

Nach zwei Seiten hin läßt sich dieser Uebergang bestimmter nachweisen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Uebergang zur kirchlichen Reife.

Die Generalsynoden.

Es läßt sich im Voraus erwarten, daß dieser Fortschritt auf dem Gebiet des innern Lebens sich in der Geschichte unserer Generalsynoden und namentlich in deren Verhandlungen über Gottesdienstordnung, Agende, Katechismus und Gesangbuch abspiegeln werde; aber eben so sicher läßt sich voraussehen, daß hier derselbe erst später und sehr allmählich eintreten werde, weil auf diesen Synoden im Anfang fast nur Dekane saßen, ältere Männer, die mit einigen Ausnahmen durchweg der alten Schule angehörten. Sei es uns deshalb gestattet, auch hier einen kurzen Rückblick zu thun.

Das Institut der Generalsynoden ist in dem Religionsedikt von 1819 begründet. Sie sollen alle vier Jahre gehalten werden; ob in zwei gesonderten Versammlungen (Ansbach und Bayreuth), oder in einer combinirten, hängt von der Bestimmung des Landesherrn als **summus episcopus** ab. Ihre Mitglieder waren Anfangs nur Geistliche, nebst einigen Vertrauensmännern aus dem weltlichen Stande; später erhob sich die Anzahl der letzteren zur Gleichheit mit den ersteren. Die Initiative kommt dem Kirchenregimente zu; die Generalsynode selbst hat nur berathende Stimme und das Recht, Anträge zu stellen, bildet aber dennoch eine große moralische Macht. Faktisch läßt sich keine wichtigere Bestimmung in Beziehung auf Lehre, Cultus und Verfassung ohne ihre Zustimmung und Mitwirkung durchführen.

Die erste Generalsynode fand im Jahre 1823 statt. Die Vorlagen, die das Oberconsistorium an sie brachte, zeugen von Einsicht in die dringendsten Bedürfnisse der Landeskirche. Wir erinnern uns an die verschiedenen Bestandtheile, aus deren Vereinigung sie entstanden war (Kap. 1); jeder derselben hatte seine besonderen Kirchenordnungen und Kirchenbücher, wozu noch neben den alten eine Menge neuer Eindringlinge — und welcher Art! — (Kap. 3) gekommen waren. In dieses Chaos sollte Einheit gebracht werden. Dieß war die Aufgabe. Das Oberconsistorium proponirte der Berathung folgende fünf Gegenstände: 1) Rechenschaft über die allgemeine Pfarrunterstützungs- und Wittwenkasse, 2) Einführung der Kirchenvorstände, 3) Einführung eines katechetischen Lehrbuchs, 4) einer allgemeinen Kirchen- und Pfarrordnung, 5) einer allgemeinen Liturgie und Agende. — Man erkennt leicht, daß der weitaus größere Theil dieser Propositionen verfrüht war; denn es fehlten damals noch die nothwendigen Vorbedingungen zu ihrer Lösung, die erforderlichen geschichtlichen Studien. Wer wußte denn damals viel von den alten Ordnungen und Agenden der Kirche, wer hatte auch nur den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der hier einschlagenden schwierigen Fragen! Schon deshalb konnte die Arbeit dieser ersten Generalsynode nur eine einleitende und vorbereitende sein. Den zweiten Punkt, die Kirchenvorstände, ließ sie mit Recht vor der Hand fallen. Die Vorbesprechungen, die man schon im Jahre 1822 darüber gepflogen, hatten große Mißstimmung in den Gemeinden erregt. Einige vorläufige Entwürfe, namentlich einer von Lehmus [1], der allerdings Wirkungskreis und Befugnisse der Presbyterien viel zu weit ausdehnte und ein strenges Disciplinarverfahren vorschlug, war dahin mißdeutet worden, als ob es mit dem ganzen Institut auf Gefährdung der protestantischen Freiheit, auf hierarchischen Zwang abgesehen sei. Selbst der Klang des dem Volke unbekannten Wortes wurde von der Agitation, die

[1] Entwurf einer Presbyterialverfassung, von Th. Lehmus 1821.

sich dagegen erhob, ausgebeutet. Mehrere Gegenschriften erschienen [1]; insbesondere aber war es eine Flugschrift von einem namhaften Staatsmann (Anselm v. Feuerbach), welche ganz vom rationalistischen Gesichtspunkte aus, aber mit großem Geschick verfaßt, die Aufregung in der Beamtenwelt bis auf's höchste steigerte und öffentliche Protestationen hervorrief [2]. Im Namen desselben Prinzips, von welchem aus man es späterhin forderte, verwarf man hier das ganze Institut. Unter diesen Verhältnissen war es nur wohlgethan, daß die Synode die Sache nicht weiter verfolgte. Um so eifriger nahm sie die übrigen Gegenstände in Angriff. Es wurde für jeden derselben eine Instruction berathen und eine Commission von je drei Männern bestellt, die ihn für die nächste Generalsynode bearbeiten sollten — Alles zusammengenommen eine wahre Riesenarbeit.

Sämmtliche Vorlagen wurden auch wirklich geliefert, und so sahen denn die beiden Generalsynoden vom Jahre 1827 ein fast unübersehbares Material vor sich. Das Oberkonsistorium hatte zwar im voraus erklärt, daß die drei oben bezeichneten Gegenstände für diesmal noch nicht zum endgiltigen Abschluß gebracht werden könnten und sollten, indessen die Arbeit der Durchbe-

---

[1] Z. B. Antipresbyteral-Briefe von Dekan Vogel zu Wunsiedel, 1822. Zwei Briefe über die Einführung der Presbyterien 1822.

[2] „Einige Worte über die den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Bayern bevorstehende Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissens-Freiheit durch die projectirte Einführung der Presbyterialverfassung", 1822. Nachdem hier zunächst mit Berufung auf den Reichstag zu Speyer vom Jahre 1529 gegen allen Glaubenszwang protestirt worden, heißt es S. 11: „Und nun vernehmet weiter, ihr protestantischen Bürger eines constitutionellen Staates, die ihr die Meinung hegtet, euer Haus sei euere Burg: von Ausspähern sollet ihr euch nicht nur in eueren Häusern umlagert, euer innerstes Familienleben belauscht sehen; euer Gewissen soll einem menschlichen Gericht untergeordnet, eure moralische Freiheit beeinträchtigt, eure Ehre, der Besitz euers Vermögens, ja eure staatsbürgerliche Existenz von den Beschlüssen der Presbyterien abhängig gemacht werden!"

rathung mußte gethan werden, und wurde auch mit großer Anstrengung bewältigt; das Resultat aber war, daß keiner der vorgelegten Entwürfe allgemeine Billigung fand.

Die drei Katechismus-Entwürfe von Faber, Ackermann und A. Bomhard, von denen der mittlere der kernhafteste war, wurden abgelehnt, weil jeder derselben mehr ein systematisches Lehrgebäude, als einen Leitfaden zum praktischen Unterricht enthalte, und jedem die unerläßliche Eigenschaft der Einfachheit und Faßlichkeit nach Form und Sprache mangele.

In der Ueberzeugung, daß man auf diesem Wege, auf dem Wege einer Neuschöpfung, nie zum Ziele gelangen werde, schlugen nun beide Synoden den fast entgegengesetzten Weg ein; sie einigten sich in dem Antrage auf Beibehaltung des Seilerschen Katechismus, näher auf Revision und Einführung dreier Bestandtheile desselben (der Gedenksprüche, der biblischen Geschichte und des kleinen Katechismus Lutheri); ein Beschluß, dem auch das Oberconsistorium beistimmte und dessen Ausführung dem Consistorialrath Roth in Ansbach übertrug [1]. — Der Agenden-Entwurf (von Witschel, Veillodter und Kapp verfaßt) trug so sehr das Gepräge des Modernen an sich, daß er keine Billigung fand und ganz bei Seite gelegt wurde [2]. Man beantragte eine gründliche

[1] Fuchs' Annalen a. a. O. 152 ff.

[2] Fuchs Annalen 1842. Mein vorsichtiger sel. Vater selbst beurtheilte ihn in einem Synodalvortrage so: „Man konnte sich des Urtheils nicht entschlagen, daß sonderlich die Formulare zu den kirchlichen Handlungen nur selten in der wahren Kirchensprache und in dem ächt kirchlichen Charakter verabfaßt seien; daß sie meistens mehr als Reden, denn als kirchliche Formulare gelten könnten; daß ihre Sprache nicht einmal durchgängig rein und deutlich, noch weniger klassisch und vollendet genannt werden dürfe; daß sie vielmehr an verfehlten, schielenden, mitunter selbst büreaumäßigen Ausdrücken, an gesuchten modernisirenden Redensarten, an verunglückten halbwahren Bildern, Vergleichungen u. s. w. leiden; daß endlich ältere Agenden und Gebete, von welchen letzteren viele mit Recht für klassisch gelten, ganz gegen die Instruction, viel zu wenig benützt worden seien." — Es war, wie ich mich durch eigene Einsichtnahme überzeugte, eine breite wässerige Arbeit.

Umarbeitung, insbesondere mit sorgfältigerer Berücksichtigung der in den bayerischen protestantischen Kirchen bereits gesetzlich eingeführten oder zugelassenen Agenden. Diese Arbeit nahm hernach das Oberconsistorium selbst in die Hand. Ein gleiches Schicksal hatte die Gottesdienstordnung (Clarus, Geuder, Endres); auch sie wurde nach Inhalt und Form ungenügend befunden, und gleichfalls eine gründliche Umgestaltung gefordert. — So war denn diese ganze Synode fast resultatlos geblieben.

Hatte auf der ersteren ein moderater, jedoch vorsichtiger und zurückhaltender Rationalismus geherrscht, so ließ sich bereits auf dieser zweiten das Wehen des neuen Geistes verspüren; obwohl in der Minderzahl war die positive Richtung schon eine Macht und namentlich hat Lehmus durch Referate und Reden zur Abweisung der Vorlagen wesentlich mit beigetragen. Wir beklagen diesen Ausgang nicht, es war vielmehr eine providenzielle Fügung, daß selbst die nächsten Synoden noch zu keinen abschließenden Resultaten über diese so wichtigen Gegenstände gelangten. Verständniß und Urtheil mußten erst reifen; aber es war doch ein Gewinn, daß sie einstweilen in Angriff genommen wurden [1].

Noch lehrreicher sind die beiden Generalsynoden vom Jahre 1832: die zu Ansbach unter der meisterhaften, aber auch tief eingreifenden Direction des Oberconsistorialraths Niethammer, die zu Bayreuth unter der Leitung des Oberconsistorialraths Kaiser gehalten; beide von königlichen Commissären überwacht, die mit Strenge und Aengstlichkeit Alles von den Berathungen abwiesen, was ihnen einen Eingriff in die Summepiskopatsrechte zu enthalten schien [2]. Sie geben uns ein anschauliches Bild der damaligen Zustände, Gegensätze und Kämpfe in der Kirche. Zuvörderst einen

---

[1] Ich habe bisher neben den veröffentlichten amtlichen Dokumenten die sehr sorgfältigen Referate meines seligen Vaters auf seinen Diöcesansynoden benützt.

[2] Hier und im Folgenden berichte ich aus den Protokollen und Akten beider Generalsynoden, deren Einsichtnahme mir gestattet war.

Blick in die äußere Lage, in die Wünsche und Desiderien der Geistlichkeit, welche weitaus die Mehrzahl bildet, während ihr nur eine kleine Zahl von weltlichen Mitgliedern, ausgewählt nach dem Vorschlag der Kirchenbehörden, beigegeben war. Es begegnen uns da die bittersten Klagen über Kümmerlichkeit der Besoldungen — es gab Pfarreien, die keine vier hundert Gulden ertrugen; über das traurige Loos der Pfarrwittwen und Waisen — die Rate für eine Pfarrwittwe erreichte noch nicht 50 fl.; über die schweren Abgaben, die auf vielen Pfarreien lasteten, über die Ueberbürdung mit Schreibereien, über die Belastung mit Synodalquästionen. Zahlreiche Anträge auf Abhilfe dieser Uebelstände, auf Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und der Sonntagsfeier, auf Abstellung der Jahrmärkte, aber auch auf größere Selbstständigkeit der Kirche, auf Erweiterung der Competenz der Generalsynoden, auf Beiziehung eines Drittheils weltlicher Mitglieder, insbesondere auf Vereinigung der beiden Synoden zu Einer treten hervor. Die entgegengesetztesten theologischen Richtungen begegneten sich in diesen Wünschen [1]. Auch die Fragen nach Einführung der Kirchenvorstände, nach einem Anhang von Kernliedern zum Gesangbuch, nach einem dritten Jahrgang von Perikopen, nach der Vorbildung der Theologie-Studirenden wurden in Anregung gebracht; selbst die Wiedererrichtung der Alumneen und die Herstellung eines Predigerseminars nach abgelaufener Universitätszeit beantragt — lauter Wünsche und Anträge die jedoch theils gar keine, theils nur sehr ungenügende Berücksichtigung fanden, theils von den weltlichen Commissären von vorn herein abgewiesen wurden.

Das Resultat der Verhandlungen bezüglich der bereits erwähnten, officiellen Vorlagen war auch diesmal mehr ein negatives als positives.

Der Entwurf der Kirchenordnung (1. Theil), eine fleißige, aber ziemlich äußerliche Zusammenstellung vorhandner Gesetze und Verordnungen, wurde von der Ansbacher General-

[1] Ansbach, Protokoll der V. und VI. Sitzung.

synode nach Inhalt und Form ganz ungenügend befunden, von der Bayreuther zwar günstiger beurtheilt, aber doch auch einer Umarbeitung und Besserung in Einzelnen sehr bedürftig erklärt [1]. Man vermißte auf beiden Synoden eine bestimmte Definition der Kirche, als eines göttlichen Instituts, einen Begriff sowohl der christlichen Kirche überhaupt, als der protestantischen insbesondere [2]. Eines der hervorragendsten weltlichen Mitglieder in Ansbach, Hofrath Puchta aus München, gab sein Votum dahin ab: „Der Hauptmangel, der schon für sich zur Verwerfung berechtigen würde, ist der Mangel an einer Grundidee von dem Wesen der Kirche. Der Entwurf ist in sehr bedeutenden Theilen so gefaßt, als ob der Verfasser kein Gefühl von der Idee der Kirche gehabt, ja als ob eine Person außer unserer Kirche, lediglich aus dem äußern Gesichtspunkt von Seiten des Staates, die Vorlage gemacht hätte“ [3]. Abermalige Umarbeitung mit Zugrundelegung der älteren Kirchenordnungen und erneuerte Vorlage auf der nächsten Synode war der gemeinsame Beschluß. Dagegen; wurde der dritte Theil, die Gottesdienstordnung (von Oberkonsistorialrath

[1] Ansb. Protokoll XIV, Bayr. Prot. VI.

[2] Von der lutherischen speciell im Unterschied von der reformirten Kirche war hier noch nicht die Rede; man hielt sich an den allgemeinen Begriff der Religionsgemeinschaft. Die von Kaiser verfaßte Gottesdienstordnung enthält folgende, mehr als vage, Bestimmung §. 2: Jesus Christus verordnete das Lehramt und setzte die Taufe und das Abendmahl ein, seine Apostel sammelten Gemeinden, ordneten Lehrer, ertheilten Vorschriften, nach welchen in Lehre und gottesdienstlichen Handlungen die Gemeinde sich zu richten habe, und führten alle ihre Anordnungen auf die allgemeinen Grundsätze des Evangeliums: Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, Glaube, Belehrung Ermahnung, Warnung, Besserung und Tröstung als den gemeinsamen Zweck der Erbauung und der Erhaltung der Kirche Christi mittelst des göttlichen Wortes und der Sakramente zurück.

[3] Ansb. Prot. XIV, Beilagen, pag. 10.

Kaiser bearbeitet), jedoch auch nur unter der Bedingung mannigfacher Modificationen, angenommen [1].

Für die Agende hatte Niethammer einen ganz neuen Entwurf vorgelegt — eine selbstständige, gründliche Arbeit, die auf dem Prinzip „daß nur solche Formulare, die eine ausdrücklich gesetzliche Einführung oder die stillschweigende, durch langjährigen Gebrauch bestätigte Annahme der Kirche für sich haben, aufgenommen werden sollen", beruhte; begleitet von einer lehrreichen und gelehrten Beigabe, die zunächst die aufgestellten Grundsätze rechtfertigte, darnach die Vorlage vom Jahre 1827 einer scharfen Kritik, so wie die neue preußische Agende einer eingehenden Beurtheilung unterzog, wobei sie bis auf das **Missale Romanum** zurückgeht und zuletzt die Reihe der älteren protestantischen Agenden (diesseits des Rheins) aufzählte, die in dem Entwurf benützt sind [2]. Es fragte sich also: ob das hier geltend gemachte Prinzip als richtig anzuerkennen sei, und ob die getroffene Auswahl demselben entspreche? — Gewiß hatte Niethammer im Prinzipe recht. Aber theils lag die Einsicht in dasselbe jener Zeit nach zu ferne, theils waren auf der einen Seite die älteren Formulare ganz unverändert auch mit ihren Härten aufgenommen, auf der andern Seite zahlreiche Stücke aus der noch geltenden Seiler'schen Agende mit ihren trockenen, matten, geschmacklosen Gebeten und Formularen eingefügt, so daß das Ganze der rechten Einheit und Erbaulichkeit entbehrte und keinem Theile genug that. Es fühlte sich zu fremdartig und ungefügig an. Daher konnte es in Ansbach dem Referenten (Lehmus) nicht schwer werden, die fast gänzliche Verwerfung des Entwurfs trotz aller Gegenbemühungen Niethammer's durchzusetzen. Er hatte nicht nur Einzelheiten, sondern das Prinzip selbst, das er übrigens nicht ge-

---

[1] Ansb. Prot. XVI. und XVII. Bayer. Prot. X und XII. Hinsichtlich der Disciplinarordnung für die Geistlichen wird es dem K. O. Consist. überlassen, zweckmäßige Vorschläge zu machen.

[2] Bayr. Akten Vol. V 273.

nügend würdigte, angegriffen und ihm ein anderes entgegengestellt: „nicht die Einführung durch eine Kirchenbehörde, sondern dieß, daß die Wahrheit des göttlichen Worts und der Geist und Glaube der Kirche darin waltet, qualifizirt ein liturgisches Product zur Aufnahme in die Agende; was christlichen Geistes ist, hat Recht darauf". Insbesondere die Aufnahme der vielen Formulare aus Seiler neben den „alten trefflichen, markigen" hatte Lehmus verstimmt [1]. So war er materiell gegen Niethammers formal-richtigen Grundsatz im Recht. Die Bayreuther Synode sprach sich zwar in ihrem Referate günstiger aus, erklärte sich jedoch auch mit großer Majorität gegen die zu enge Schranke des aufgestellten Prinzips und kam es auch hier zu dem Antrag auf „gründliche Purificirung und erneuerte Umarbeitung." Man stieß sich beiderseits an den noch ungewohnten harten alten („veralteten") Ausdrücken, man wollte eine dem Zeitalter und der Zeitbildung angemessenere Kirchensprache, man verlangte Berücksichtigung theils mehrerer theils übergangener älterer, theils auch der neueren liturgischen Arbeiten, und reichlichere Fürsorge für alle möglichen speciellen Vorkommnisse und Akte; man wünschte zwar, daß der Entwurf zum fakultativen Gebrauch hinausgegeben, aber erst Erfahrung und Reifung des Urtheils abgewartet werden möge. Wir können auch hier nur unser obiges Urtheil wiederholen: die Angelegenheit war verfrüht.

Um so zweckmäßiger waren die Ergebnisse der Verhandlungen über den Katechismus. Beide Synoden einigten sich in dem, von den entgegengesetzten Parteien aus verschiedenen Motiven unterstützten Antrag, daß die von dem Oberconsistorium vorgelegte Redaction des Seiler'schen Katechismus (s. S. 254) zurückgelegt, und von allen weiteren Versuchen der Art abgesehen, statt dessen

[1] Wie überaus schmerzlich für Niethammer diese Kritik seiner gründlichen Vorlage war, sieht man aus der scharfen und zum Theil schlagenden Antikritik, die er dem Referate beigeschrieben hat, A. Prot. XIX, Beilagen.

aber der Text des kleinen Katechismus Luthers einfach abgedruckt und zum allgemeinen Gebrauch in den Volksschulen eingeführt werden, auch eine Auswahl beweisender und erklärender Bibelstellen beigefügt werden möge [1]. Es war ein weiser, selbstverläugnender Akt, daß die Kirchenbehörde — denn sie ging nur ungern daran, — diesem Antrag ihre Zustimmung ertheilte und ihn zum Gesetz erhob [2], denn damit war die Katechismussache vorläufig zum Abschluß gebracht. Man konnte nun ruhig abwarten, ob es einer späteren Zeit gelingen werde, auf dieser gesicherten Grundlage etwas Weiteres zu schaffen.

Tiefer in den herrschenden Geist läßt uns das Detail der Verhandlungen blicken. Der Rationalismus hatte auf beiden Synoden noch zahlreiche Vertreter, aber einen dominirenden Einfluß übte er da, wo er in radikaler Form auftrat, nicht mehr. In Ansbach war Stephani sein entschiedendster Wortführer. Derselbe hatte nicht weniger als vier und zwanzig Petitionen mitgebracht und gleich am Schluß der zweiten Sitzung die Erklärung abgegeben: „da gesetzlicher Weise nur der Kirche das Recht zusteht, durch eine sie vollständig repräsentirende Versammlung von geistlichen und weltlichen Abgeordneten, von den Kirchengemeinden hiezu bevollmächtigt, ihre innern Angelegenheiten selbst anzuordnen und daher auch ihre Grundverfassung selbst festzustellen, so werden hiedurch alle Anordnungen, welche nicht von der Kirche [er meint die jeweiligen Gemeinden] ausgehen, sie mögen herkommen, woher sie wollen, für gesetz- und rechtswidrig, folglich für ungiltig und für Handlungen erklärt, gegen welche die Kirche den Schutz der weltlichen Gewalt anzurufen befugt ist" [3]. In ähnlicher Weise protestirte er später gegen die Einführung irgend welcher Agende, als mit der protestantischen Freiheit schlechterdings unverträglich, und in der vierten Sitzung reichte er zur Abwehr „drohender

[1] Ansb. Prot. XIII. Bayr. Prot. XV.
[2] Fuchs Annalen, Neue Folge, I, 127 ff.
[3] Ansb. Protok. II.

päpstlicher Vergewaltigung der Lehrfreiheit" den Antrag ein: „Die Synode wolle beschließen, daß Niemand unseres Glaubens Herr zu sein und uns darüber Vorschriften zu ertheilen sich anmaßen dürfe, ohne sich hierdurch zu einem Antichrist zu machen" [1]. Allein die beiden ersteren, die eine außerordentliche Sensation hervorriefen, wurden ihm unter allgemeiner Unwillensbezeugung der Synode zurückgegeben [2], der letztere durch den Petitionsausschuß als auf einer irrigen Vermischung von Glaubens- und Lehrfreiheit beruhend und als völlig ungeeignet abgewiesen [3]. Eine ähnliche Stellung wie Stephani nahm in Bayreuth der Dekan Würth aus Leipheim zu den Vorlagen über Agende und Katechismus ein, auch er wollte nichts gelten lassen, als die unausgelegte von Jedem nach subjectiver Einsicht auszulegende Bibel, nur daß er sich (für jetzt) gehaltener und bemessener äußerte, weshalb auch der Widerspruch gegen ihn ein geringerer war; durchgedrungen ist jedoch auch er mit seinen Grundsätzen nicht [4].

Konnte sich demnach der Rationalismus in seinen extremsten Formen nicht mehr geltend machen, so fehlte es doch an tiefgehenden Gegensätzen auf der Synode nicht, und konnte es nicht daran fehlen,

[1] Protok. IV, Beil. p. 16.

[2] Prot. XIX. Nach Verlesung des Referats über die Agende äußerte der Dirigent: Nach der Geschäftsordnung hätte nun die Discussion zu folgen. Diese scheine jedoch ganz überflüssig zu sein, nachdem ein Mitglied bereits im Namen aller protestantischen Gemeinden des Königreichs gegen die Annahme nicht nur der im Entwurf vorgelegten, sondern auch jeder andern Agende förmliche Protestation eingelegt habe. Er frage demnach die Versammlung, ob sie in diese Protestation einstimme? — Wird allgemein, mit Zeichen des Unwillens über Stephani, verneint. Dirigent: die ungeeignete Protestation müsse daher sogleich zurückgegeben und dies zu Protokoll genommen werden. — Worauf Stephani: er nehme diese ganze Versammlung zum Zeugen, daß er die Rechte der Kirche verwahrt habe.

[3] A. Protok. IV, p. 18.

[4] Z. B. Bayr. Prot. XV, p. 170 ff.

weil, wie oben bemerkt, die Mehrzahl der Dekane noch der alten Schule angehörten. Aber eben hier zeigte sich auch die schon gewachsene Macht des neuen Geistes. Bei verschiedenen Anlässen trafen diese Gegensätze hart auf einander. Zunächst bei der Frage, ob in der Pfarrordnung der „Conventikel" Erwähnung geschehen und dem Seelsorger ein weises Verhalten dagegen empfohlen werden solle. Da erhob sich sofort eine ganze Reihe von Anklagen und Beschwerden: die Conventikel brächten nur Verwirrungen, Spaltungen und Unordnungen in den Gemeinden hervor; sie seien schädliche Auswüchse, man müsse ihnen Einhalt thun, wenn auch nicht (wie Stephani wollte) mit Gewalt; sie seien ohne weiteres zu verbieten, jedenfalls möglichst zu beschränken [1]. Dagegen nahmen sich Andere ihrer mit Wärme an: Allerdings führen die sogenannten Conventikel häufig zum Hochmuth und zu ungeordnetem Benehmen, aber sie pflegen da zu entstehen, wo Gottes Wort nicht rein und lauter gepredigt wird, wo das Bedürfniß nach geistlicher Nahrung in den öffentlichen Versammlungen seine Befriedigung nicht findet; auch fallen diese sogenannten Conventikel nicht unter die Rubrik der heimlichen Zusammenkünfte, sondern sie seien Privaterbauungsstunden, die ihr gutes Recht haben (Lehmus). — Gegenüber der Willkür des Rationalismus, der sich von der Schrift- und Kirchenlehre emancipire sehnen sich ganze Gemeinden, wieder auf den Grund der Apostel und Propheten erbaut zu werden und nicht auf Journalliteratur und Predigermagazine; es gebe keine schlimmere Freiheit und keine ärgere Knechtschaft, als daß die Geistlichen nach Willkür lehren dürfen und die Laien mit ihrer Erbauung an sie gebunden sein sollten (Brandt). — Es fehle auch nicht an heilsamen Wirkungen der Erbauungsstunden, die Geistlichen sollen nur wieder Gottes Wort predigen und dieselben wo möglich unter ihre Leitung zu bringen suchen. Einer der weltlichen Deputirten, der Patrimonialrichter Nittinger, erklärte: er wisse aus Erfahrung, daß solche Leute, die in gegenwärtiger

---

[1] Vgl. oben Kap. 10 S. 195 ff.

Zeit die Privatandachtsübungen besuchen in der Regel die fleißigsten Leute und die treuesten Unterthanen seien [1]. Der Dirigent selbst griff mit der Erklärung ein: „Er wolle nur folgendes hinzusetzen: 1) eine kurze kirchenhistorische Bemerkung. Zu allen Zeiten, so lange die Kirche bestehe, sei die Entstehung von Separat-Vereinen ein böses Zeichen für die Kirche gewesen, und habe in der Regel bewiesen, daß im Innern derselben leeres Formelwesen und Glaubenslosigkeit der Kirchendiener eingetreten sei. Solche Vereine seien aber zu allen Zeiten von der herrschenden Kirche verfolgt worden. Aber die dagegen angewendete Gewalt habe nur conträr gewirkt und nichts als Erbitterung erzeugt. Diese Vereine haben sich von selbst wieder verloren, so wie die Kirche angefangen habe, ihre wahre Aufgabe wieder zu begreifen und zu lösen, und durch Rückwirkung solcher Privatvereine selbst wieder zum Besten zurückgekehrt sei. Sowie diese ein Zeichen seien, daß sich die Kirche verirrt habe, so seien sie auch ein Mittel, die Diener der Kirche auf den rechten Weg wieder zurückzuführen. Wo sie daher bestehen, da werden sie wieder aufhören, sobald die Kirchengemeinden beim öffentlichen Gottesdienste die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse wieder finden. Daran knüpfe er 2) eine homiletische Bemerkung. Er sei weit entfernt, das Urtheil auszusprechen, daß der Mangel an lauterer Lehre im öffentlichen Gottesdienste der alleinige Grund dieser Conventikel sei, sondern wolle nur auf etwas aufmerksam machen, was vielleicht auf die ganze Predigtweise einen heilsamen Einfluß haben könne. Ein großer Fehler sei es, daß die Predigten nach Form und Inhalt nicht ad hominem seien. Manche predigen, was ihnen gerade in den Mund komme, und andere, die sich sorgfältig auf ihre Predigten vorbereiten, gehen nicht selten auf Rede-Stelzen einher, und sagen einen langen Spruch, von dem der gemeine Mann nichts mit nach Hause nehmen könne. Dieser wolle daher in seiner Sprache über das Christenthum reden hören, und

[1] A. Protok. XI, Beilagen.

daher rühren denn solche Seperat-Vereine. Wenn der Geistliche nur seine Predigtweise ändere, so werde er sie vielleicht schon dadurch wieder zur Kirche zurückführen. Uebrigens sei die Schuld nicht bloß in dieser Art des Predigens zu suchen, die zum großen Theil nicht für das Volk wäre, sondern das vorzüglichste und fast einzige Mittel, wodurch dieser Fehler noch verbessert werden könnte, nämlich die Katechisation, werde gar oft in einem solchen Grade vernachlässigt, daß auch dieses Mittel der Besserung fehle. Die Katechisation bringe schon durch sich selbst etwas mit sich, was **ad hominem** sei, aber indem man diese selbst vernachlässige, werde dem gemeinen Manne gerade das entzogen, wodurch für seine religiösen Bedürfnisse am leichtesten gesorgt werden könne. 3) Man rede so viel von protestantischer Glaubensfreiheit und überdies noch von protestantischer Lehrfreiheit. Wenn der Geistliche unbedingte Lehrfreiheit in Anspruch nehme, und durch nichts mehr gebunden sein wolle, ja sogar öfters wider den kirchlichen Lehrbegriff spreche, so könne es nicht fehlen, daß bei der Gemeinde Unzufriedenheit entstehe über das, was der Lehrer sage. Er hätte deswegen gewünscht, daß das Materiale dieses Gegenstandes erst dann zur Sprache gekommen wäre, nachdem über die Verpflichtung der Geistlichen gesprochen worden. Was aber die Laien betreffe, so sei es ein Vorzug der protestantischen Kirche, daß sie von diesen keine unbedingte Glaubenseinförmigkeit verlange, ihnen vielmehr die eigene Forschung in der Schrift zur Pflicht mache. Die protestantische Kirche habe daher von jeher dafür gesorgt, daß die Schrift in eines jeden Hände gegeben werde, und sie mache es zur Vorschrift: Suchet in der Schrift! Wenn nun aber ein Geistlicher diese Freiheit sich so aneigne, daß er sie gegen die kirchliche Lehre und Ueberzeugung seiner Gemeinde anwende, so müsse es dieser auch freistehen, ihre eigene Andacht zu suchen. Die Vorschriften, die über die Privat-Erbauungsstunden gegeben werden sollen, erfordern demnach die größte Vorsicht, wenn nicht Unordnung und Verwirrung in die Kirche gebracht werden solle. Es könne hier nicht von gewaltsamer Unterdrückung die Rede

sein, sondern nur von schonender Milde. Ein Versuch, Gewalt anzuwenden, führe nur zum entgegengesetzten Extrem, und darum könne man wohl auch mit Recht sagen, was in einer der Abstimmungen gesagt und von einem andern Mitglied bestritten worden sei, daß der Geist sich nicht dämpfen lasse." Mit dieser Erklärung erledigte sich die Discussion [1].

Noch heftiger wurden die Debatten bei der von der Gottesdienstordnung noch unentschieden gelassenen Frage nach dem kirchlichen Bekenntniß und dem Gebundensein der Geistlichen daran. Es war das erste mal seit zwei Decennien, daß man diese Frage, wenn auch nur leise, wieder berührte. Zu dem Schlußsatz des §. 6 der Gottesdienstordnung [2] war in Ansbach der Zusatz beantragt und angenommen worden: „welche aber (die Kirchenbehörden) bei ihren Entscheidungen an den klaren Buchstaben der heiligen Schrift, oder bei dessen Unentschiedenheit an die geltende Kirchenlehre gebunden sind"; in Bayreuth hatte man eine ähnliche Formulirung versucht, zuletzt aber nach langer, heftiger Discussion den ganzen Passus gestrichen [3]. Aehnliche Conflikte wiederholten sich bei der Frage nach dem bindenden Charakter der Agende.

So ringen beide Richtungen auf diesen Synoden mit einander. Numerisch angesehen hat der Rationalismus noch das

---

[1] A. Protok. XI, p. 24 ff.

[2] Wir setzen ihn in seiner ganzen Breite her. §. 6: Die Erreichung dieses Zwecks (der Erbauung) fordert die lebendige Auffassung und Darstellung des einfachen klaren biblischen Wortverstandes, deutliche Darlegung der göttlichen Zeugnisse und Erklärungen der heiligen Bücher mit Vergleichung ihres in sich selbst übereinstimmenden Inhaltes und des Planes der göttlichen Weisheit und Gnade zur Erlösung und zum Heile der Menschen, welcher von Anbeginn bis zum Ende die heilige Schrift durchdringt; daher stiften dem widersprechende eigenwillige Erklärungen und Deutungen aus vorgefaßter Meinung, menschlicher Ansicht und ungebundener Willkür Aergerniß und Verwirrung und unterliegen der Untersuchung und Ahndung der Kirchenbehörde.

[3] B. Prot. XI, 193; XII, 45.

Uebergewicht [1], den Resultaten nach stehen sich beide ziemlich gleich, aber innerlich angesehen ist er bereits im Unterliegen begriffen; die positiv-kirchliche Richtung wird zur übergreifenden Macht.

Dieß zeigt sich sogleich auf der Generalsynode vom Jahre 1836 zu Ansbach. Da begegnen wir bereits den Männern des homiletisch-liturgischen Correspondenzblatts: Böckh, Brandt, Bomhard, Beck, Dietlen, neben ihnen eine ganze Reihe jüngerer positiv gesinnter Dekane, wie Fickenscher aus Nürnberg, Pürckhauer aus Dinkelsbühl, Esper jun. u. A., dazu dem trefflichen Bürgermeister Nürnberg's Johannes Merkel mit einigen andern gutgesinnten weltlichen Deputirten. Und diesen Männern werden die wichtigsten Referate anvertraut, ihre Stimmen sind von großem Gewicht, sie geben der Synode ihren Charakter, während der Rationalismus sich theils mehr zurückzieht, theils nur in wenigen Laien sich entschieden ausspricht. Zwar sind auch diesmal die eigentlichen Resultate nicht erheblich: die von dem Königl. Oberconsistorium vorgelegten Grundzüge zur Einführung von Kirchenvorständen, worüber schon die Synoden vom Jahre 1832 verhandelt hatten, wurden, nachdem unendlich viel pro et contra debattirt worden, gebilligt und die Wahlinstruction der Kirchenbehörde überlassen; die Gottesdienstordnung wurde, unter dem hastigen Drängen des Dirigenten auf Eile, revidirt und angenommen [2]; die Agendenangelegenheit abermals, und mit Recht, vertagt. Aber der herrschende Geist ist ein anderer geworden. Der auf der vorigen Synode noch so viel bestrittene §. 6 der Gottesdienstordnung wird nach dem Ansbacher Antrag des Jahres 1832 (S. 265) einstimmig angenommen, die Form der Consecration beim heiligen Abendmahl richtig gestellt, die unirte Formel „Christus spricht" verworfen, das Knien beim Empfang für wünschens-

---

[1] Die besprochene Generalsynode fällt ja nur erst ein paar Jahre nach der Gründung des hom.-lit. Correspondenzblatts.

[2] Ist jedoch auch hernach nie zur Geltung und Einführung gekommen.

werth erklärt; nur die Abrenunciation bei der Taufe — außer wo sie noch statt findet, abgelehnt [1]. Auch die Nothwendigkeit einer ordinatorischen Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften der Kirche wird, wenn auch erst in allgemeinster Weise und nicht ohne Widerspruch ausgesprochen, anerkannt und von Fikenscher, Böckh u. A. gerechtfertigt: „Eine bestimmte Beziehung auf die symbolischen Bücher sei bei der Verpflichtung des Geistlichen nothwendig, insofern bei zweifelhafter Auslegung dogmatisch wichtiger Bibelstellen (?) die kirchlichen Behörden mit Bezugnahme auf die in den symbolischen Schriften niedergelegte Kirchenlehre zu entscheiden hätten. Nach der Verpflichtungsformel: quatenus könne man sich auf Alles verpflichten lassen. Auch fände sich in allen älteren Agenden die Beziehung darauf. Die Kirche könne ohne eine solche Verpflichtung nicht bestehen [2]. Selbst die zahlreichen Stimmen, die sich gegen die Agende (an deren Durchsetzung Niethammer sehr viel lag) erhoben, lauten jetzt anders. Man ist zwar auch jetzt noch nicht mit ihr zufrieden, man beantragt eine abermalige Revision, aber die Gründe dafür sind doch weit haltbarer und besser [3]. Und wo sich je zuweilen weltliche Mitglieder Ausfälle auf die kirchliche Lehre von der Erbsünde und den Teufel erlauben, da werden sie in würdiger und ernster Weise abgewiesen [4]. —

Die Bayreuther Synode desselben Jahrs blieb freilich weit

---

[1] Protokoll VI, p. 122.

[2] Protokoll VI; dazu die Erklärung des Dirigenten p. 139: „Wo wollte der Friede der Kirche gesucht und wie erhalten werden, wenn nicht eine bestimmte Linie gezogen wäre, wo der Subjectivität Schranken gesetzt würden? Symbolische Bücher seien ein Schutz für Gemeinden und Geistliche, in ihnen fänden beide ihre Richter. Um den Frieden der Kirche zu erhalten, sei also auch eine Verpflichtung der Geistlichen bei ihrer Ordination nothwendig, welche in Beziehung auf die symbolischen Bücher stehe."

[3] Protok. VIII, das Referat p. 54 ff.

[4] Prot. VIII, p. 4.

hinter der Ansbacher zurück[1]. Es fehlte zwar auch da nicht an einzelnen positiven Männern, (Ackermann, Wilh. Lehmus, Meinel, Ullrich, Fabri, Dobel, Maier, Ranke und einige Andere), aber sie bildeten die Minorität und standen im harten Kampf gegen den Rationalismus, der hier zu offenen Angriffen wider kirchliches Bekenntniß und einzelne kirchliche Lehren, ja bis zur Frivolität fortschritt. Hatte man doch nicht nur die abgegriffenen Redensarten von Hemmung der fortschreitenden Intelligenz durch die veralteten Dogmen, von scholastischen Subtilitäten, von Beimischung jüdischer Dogmatik reichlich wiederholt, sondern Dekan Würth ging so weit in einem Vortrag über die Agende zu sagen: „das Gemüth des Volkes werde durch ein Gebet, welches bei der sauern Berufsarbeit zum Gottvertrauen erhebt, oder, um populär zu sprechen, auf den Segen einer reichen Flachs- und Kartoffelernte sich beziehen läßt, mehr erbaut, als durch alle Geheimnisse der Menschwerdung Christi und der heiligen Dreifaltigkeit; man müsse die Bedürfnisse des Volkes kennen“[2]. Gegen solche Auslassungen legte nun die Minorität entschiedenen Protest ein: der Sekretär Maier bekämpfte tapfer den Begriff einer sogenannten protestantischen Freiheit, die nichts als eine Emancipation von der Autorität des Wortes Gottes und von den Grundlagen des kirchlichen Bekenntnisses sei; er wies nach, daß die angefochtenen Lehren in der Bibel stehen, und Dekan Ranke gab folgende Erwiderung auf

[1] Uebrigens konnte man schon auf dieser Synode voraussehen was die protestantische Kirche von der katholischen Staatsregierung (Ministerium Abel) zu erwarten habe. Die Hand des königl. Civilcommissärs lag schwer auf ihr; er machte von seinem Auftrag, nur solche Anträge, welche innere Kirchenangelegenheiten betreffen, zur Berathung zuzulassen, den strengsten und so maßlosen Gebrauch, daß er ganze Reihen von wohlbegründeten und wohlberechtigten Petitionen abwies, worüber dann Niethammer die Synode noch mit der Versicherung tröstete: daß dieselben berichtlich dem königl. Oberconsistorium zur Kenntniß gebracht und zu geeigneter Berücksichtigung empfohlen werden würden; Bd. IV der Ansb. Akten.

[2] Bayr. Prot. XIII, Beil. p. 138 ff.

den Vortrag Würths ab: „Derselbe tadele an der Agende die allzu große Strenge in Festhaltung des dogmatischen Momentes. Ich frage: Muß nicht jede Agende auf irgend einer Dogmatik ruhen? Der Angriff wird also unserem kirchlichen Lehrbegriff gelten. Klar wird dies überdies aus dem Antrag des Redners, man möge sich auf den rein biblischen Standpunkt stellen. Hier wäre erst zu zeigen gewesen, daß unser kirchlicher Lehrbegriff nicht der ächt biblische sei. Allein er ist der ächt biblische. Eben weil er es ist, halten wir fest an unserer Kirche; wir würden sie verlassen, wenn er es nicht wäre. Wird unser kirchlicher Lehrbegriff durchbrochen, so wird die Mauer durchbrochen, die unsre Kirche schützend umgeben soll, allen Schwärmern, Fanatikern und Irrlehrern ist dann Thür und Thor geöffnet. Es giebt bekanntlich eine Secte, die nach ihrer Behauptung die reine biblische Lehre hat, es sind die Socinianer. Sie leugnen die von der ganzen christlichen Kirche anerkannte Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, sie leugnen die göttliche Präscienz freier Handlungen, die göttliche Allgegenwart, die Gottheit Christi, die Erlösung durch den Tod desselben. Wollen wir dieser Secte unsre Kirche öffnen? Uebrigens ist unsre Kirche durch die Constitution „mit ihren Dogmen und symbolischen Büchern" garantirt. . . Nachdem dann der Vorwurf des Judaismus abgelehnt worden ist, heißt es weiter: Es sollen Veränderungen im Geiste der Menschheit vorgegangen sein, die gegen die Annahme der Agende sprechen. Aber die Kirche fragt nicht nach dem Geiste der Zeit, sie tritt ihm mit den Waffen des Wortes entgegen, das nicht vergehen wird, wenn Himmel und Erde vergehet; sie tritt ihm entgegen und überwältigt ihn. Wäre ich nicht schon überzeugt gewesen, daß die Einführung einer Agende nöthig sei, so hätte mich der Vortrag des Dekan Würth vollkommen davon überzeugt. Ich stimme denen nicht bei, die der Agende einen vermittelnden Charakter vindiciren wollen; sie muß kirchlich, durchaus kirchlich sein. Was daraus entstehen wird, weiß ich nicht, die Folgen liegen in Gottes Hand. Aber unsre Kirche hat sich noch nicht aufgegeben, und wird es nicht thun, da

sie auf dem Felsengrunde des göttlichen Wortes ruht. — — Zum Schluß trage ich darauf an, die Synode möge ihre Mißbilligung der von dem Dekan Würth geäußerten Grundsätze aussprechen" [1]. Allein der Dirigent hatte nicht nur kein Wort der Mißbilligung, sondern wieß die Aeußerung als ungeeignet ab, und nachdem Ranke erklärt, daß er für seine Kirche gesprochen habe, fügte jener hinzu: „Da diese (Kirche) eingedenk des Gebotes des Herrn auffordere, in Gewissen- und Glaubenssachen nicht zu richten und zu verdammen, sondern nur warnt: ein Jeder steht und fällt seinem Herrn, so hat diese Motion auf sich zu beruhen" [2].

Um so sichtbarer und erfreulicher war der Fortschritt auf der Generalsynode vom Jahre 1840. An ihr läßt sich der Uebergang in die kirchliche Richtung und Stimmung deutlich wahrnehmen. Er zeigt sich vor Allem in dem gereifteren Urtheil über die Agende, welches der Ausschuß abgab und von der Synode einstimmig angeeignet wurde. Es lautet so: Gerne erkennen wir an, wie sehr die Aufstellung eines Princips, wie dasjenige ist, wornach der Entwurf der gegenwärtig vorliegenden Agende gefertigt wurde, geeignet war, diese wichtige Angelegenheit anzubahnen. Wir halten in der Hauptsache dafür, daß dieses Princip: Festhaltung des Geschichtlichen und des hierauf gegründeten Herkommens, die Basis bei Abfassung einer Agende ausmachen müsse, und wir gestehen dem verehrten Verfasser jenes Entwurfes mit Freude und Dank das unleugbare Verdienst zu, durch Aufstellung und Festhaltung jenes Princips, alte gute Formularien wieder in die Kirche gebracht, den edlen alten liturgischen Styl in die Kirche wieder eingeführt und hiedurch die Einführung einer in diesem Geiste und Ton bearbeiteten Agende möglich gemacht zu haben. Aber wir können keineswegs zugeben, daß dieses Princip das einzige oder oberste sein dürfe, wornach eine Kirchen-Agende zu verabfassen ist. Wir können das nicht, weil es Zeiten der Schwachheit und des Unglaubens gibt, und nament-

---

[1] B. Protok. XIII, 182.

[2] A. a. O. 198; ebd. 249 die protokollarische Erklärung Ranke's.

lich die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts solche Zeiten in sich schließen. Wir können jenes Princip nicht für das oberste anerkennen, weil der Kirche dadurch das heilige Recht geraubt werden würde, die herrlichsten Erzeugnisse einer Blüthenzeit, deren vollen evangelischen Gehalt sie anzuerkennen sich nicht entschlagen kann, zu autorisiren. Wir können jenes Princip nicht für das alleinige oder oberste anerkennen, weil eben der vorliegende Entwurf uns belehrt, daß das Alte nicht immer das Beste ist, daß sich auf diese Weise Antikes und Modernes in zu großen Abstich, Gläubiges und Ungläubiges auf die auffallendste Weise neben einander stellt, und bei einseitiger Festhaltung des genannten Princips Gebete voll Salbung und Geist neben Gebeten, über welche Ströme des Wassers sich ergossen zu haben scheinen, neben einander eine Stätte finden können. — — — Die obersten Grundsätze, wornach bei Verabfassung einer Agende nach unserem Dafürhalten verfahren werden muß, sind folgende: Die auszuwählenden Formulare, gleichviel, ob in einer Agende schon vorhanden oder nicht, ob alt oder neu, müssen a) der volle Ausdruck des gemeinsamen evangelischen Glaubens sein; b) es müssen darin die Grundlehren des Christenthums überhaupt, und die Grundlehren der einzelnen Feste, kirchlichen Handlungen und der heiligen Sakramente klar und kräftig vorgetragen und durchgeführt werden; c) es müssen die Gebete wirkliche Gebete, nicht dogmatische Expositionen, nicht Erzählungen, welche dem Herrn gemacht werden, sondern wirkliche erbauliche und erhebende Gebete sein; d) es muß der reine Kirchenstyl in ihnen gewahrt, das Gepräge des blosen Zeitgeschmacks ihnen entnommen, die Einheit des Inhalts und der Form durch das ganze Werk hindurch beachtet und die sonstige Eigenschaft eines guten Styls, Reinheit, Faßlichkeit, Bündigkeit darinnen nicht vernachlässigt sein. Nach ähnlichen Grundsätzen sei das neue würtembergische Kirchenbuch verfaßt.... An diesen Grundsätzen festhaltend, bleibt das eigentliche Eine Princip, wie ein Mitglied der Generalsynode von 1836 sich richtig äußerte:

Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, und die Aufnahme von Gebeten und Formularien, welche aus dieser Ueberzeugung geboren sind, sie mögen einer älteren oder neueren Zeit angehören, hat dann keine Gefahr . . . . Was wir an der Vorlage aussetzen, ist hauptsächlich die Ungleichartigkeit, das Nebeneinanderstehen des Trefflichsten und des Leeren und Unbedeutenden, das durch den ganzen Entwurf hindurchgeht, die Nichtbenützung vorzüglicher, älterer Agenden und der ungenügende Umfang — dieß Alles macht eine durchgreifende Umarbeitung nothwendig". Eine solche, nach Maßgabe der aufgestellten Grundsätze wird daher beantragt, und zwar so, daß die Angelegenheit baldigst zum Abschluß gebracht werde[1].

Derselbe Sinn gibt sich in den Verhandlungen über die Kirchenvorstände, von deren sofortiger Einführung aus den erheblichsten Gründen Umgang genommen werden mußte[2], und noch mehr in denen über die Gottesdienstordnung kund. Denn hier spricht sich zum erstenmal das Bedürfniß nach einer liturgischen Erweiterung des Gebetsgottesdienstes aus. Das Referat beginnt mit der Bemerkung: Eine Erweiterung, resp. Vervollständigung unserer Liturgie nach dem Muster der älteren und wirklich noch heute an vielen Orten bestehenden ist nach dem Urtheil aller Sachverständigen ein wahres und dringendes Bedürfniß unserer Kirche, um eines Theils dem Altar- und Gebetsgottesdienst wieder sein gebührendes heiliges Recht zu verschaffen, das ihm, fürwahr nicht zum Besten der Kirche, nur allzulange sehr verküm-

[1] Prot. IX. Verhandlung und Beschlußfassung. — Bekanntlich ist die Sache auch damals noch nicht zum definitiven Abschluß gekommen; sie hat sich noch durch mehrere Stadien hindurchgezogen, bis wir endlich nach mehrfachen Versuchen, den trefflichen „Agendenkern" vom Jahre 1856 auf Antrag der Generalsynode vom Jahre 1852 erhielten, der durch die sogleich zu bezeichnenden Verhandlungen der gegenwärtigen über die Liturgie vorbereitet worden ist.

[2] Weil das katholische Ministerium einen protestantischen Kirchenvorstand nur unter Modalitäten zulassen wollte, wodurch er zu einem Organ der weltlichen Staatsgewalt geworden wäre.

mert worden ist, und anderntheils die Erbaulichkeit des Gottesdienstes nicht allein der Subjectivität des Predigers zu überlassen; endlich auch zu dem Endzwecke, um hierdurch unsere evangelische Landeskirche in einen größeren Einklang mit den andern großen Schwesterkirchen zu bringen. Darauf hin wurde folgende Reihenfolge für den Altargottesdienst (wie sie sich bereits hin und wieder eingeführt hatte) beantragt: Eingangslied, Gloria, Confiteor, Absolution, Credo, Verlesung der Perikope, — und dieser Antrag von einem Theil der Synodalen aufs lebhafteste vertreten: „In unserer dermaligen gottesdienstlichen Einrichtung trete das Homiletische zu stark und vorherrschend hervor. Wenn der Glaube in der Gemeinde zunehme, trete auch die Forderung stärker heraus, den Altardienst reicher zu gestalten. Wo man hinhöre, mache sich die Forderung darnach immer stärker geltend" (Böckh). „Es sei gar keine Frage, daß unsere Gemeinden sich zu passiv in der Kirche verhalten müßten, während Alles vom Prediger ausgehe und in ihm concentrirt sei. Die Gemeinde sehe nicht mehr die Kirche, sondern blos den Geistlichen, aus welchem Grunde Viele mit ihrem Erscheinen in der Kirche warteten bis die Predigt beginne. Die vorgeschlagene Reihenfolge entspreche ganz der Natur der christlichen Frömmigkeit. Gegen zu große Verlängerung des Gottesdienstes lasse sich Fürsorge treffen. Auch das agendarische Kirchengebet sei von der Predigt zu trennen" (Fikenscher) [1]. Zwei ganze Tage lang wurde über diesen wichtigen Punkt gesprochen — und endlich die Aufnahme der bezeichneten Stücke in die Gottesdienstordnung von einer kleineren Majorität, einstimmig aber der Wunsch, daß an den Orten, an welchen ein vollständiger Altargottesdienst nicht besteht, derselbe allmählich eingeführt werden solle, beantragt [2]. —

Im Zusammenhange damit wurde die Klage über das Gesangbuch und die unabweisbare Forderung eines besseren immer

---

[1] A. Protokoll X, 65—70.

[2] A. Prot. XI, 60 ff.

dringender und allseitiger laut; eine ganze Reihe von Anträgen darauf waren eingekommen. Auch das Bedürfniß eine Aenderung der Gesetze über Ehescheidung wurde der Kirchenbehörde dringend ans Herz gelegt.

Gleichzeitig brachte man die Bildung eines kirchlichen Missionsvereins in Anregung — kirchlich in dem Sinn, daß die Reformirten von der Theilnahme nicht ausgeschlossen, die Missionare aber gehalten sein sollten, das Evangelium gemäß dem Bekenntniß der lutherischen Kirche den Heiden zu verkündigen. Der Referent hatte sich aus dem herkömmlichen Grund, daß man näherliegende Bedürfnisse daheim zu befriedigen habe, dagegen erklärt; der Dirigent (Faber) hatte sich an dem kirchlich-lutherischen Charakter des Vereins gestoßen, aber zahlreiche Mitglieder traten warm und energisch dafür ein und widerlegten schlagend die Bedenken des Referenten und derer, die sich ihm anschlossen. Man verwundere sich, solche Aeußerungen aus dem Munde eines Geistlichen zu hören. Fikenscher führte aus: Die Missionssache sei ein bedeutendes Zeichen unserer Zeit und von der größten Wichtigkeit; Leben erwache, wo für die Mission gewirkt werde, wo nichts für sie gethan wird, herrsche Tod. Seitdem die Engländer diesen großen Plan gefaßt hätten, sei es anders geworden in der christlichen Welt. Der Einfluß der Missionsvereine auf das kirchliche Leben sei nicht zu berechnen. Die Herrnhuter hätten sich durch ihre Missionen in der Liebe zum Herrn erhalten, während um sie her die Kirche stagnirte. Missionen eröffnen die Herzen für alles Gute, dieselben Personen die für die Missionen wirken, seien auch für die heimischen Armen und Bedürftigen thätig; denn es sei die Liebe zum Herrn, die sie treibt. Auch bei uns sei schon (privatim) viel dafür geschehen, aber nicht genug. Die Sache müsse unsern Gemeinden zur Kunde kommen; aber wir hätten keine Missionsfeste, keine Missionspredigten, es seien uns die Hände gebunden, wir dürften nicht offen auftreten . . Das Geld das darauf verwendet wird, sei nicht hinausgeworfen, es bringe reichlich Zinsen . . . Man denke nicht daran, die confessionellen Unterscheidungslehren

vortragen lassen zu wollen, sondern die Absicht sei, die Missionäre sollten im Sinn und in Uebereinstimmung mit der lutherischen Kirche wirken. Was wir als wahrhaft erkannt hätten, was unsere Kirche als Wahrheit erkennt und bekannt, sollten wir in derselben Art auch den Heiden mittheilen zur Befestigung unsrer eigenen Kirche. Den Heiden das Evangelium mittheilen, sei eine Schuld, die wir abzutragen haben . . Eine solche Anstalt wirke wohlthätig auf die Kräftigung des christlichen Lebens zurück. Nachdem der katholischen Kirche ein Verein gewährt worden sei, werde er auch uns gewährt werden. Böckh, Pürkhauer, Dietlen, Briegleb u. A. schlossen sich zustimmend an, und so vereinigte sich die Majorität zu der Bitte an das Oberconsistorium für die Errichtung eines öffentlichen Missionsvereins kräftigst Sorge tragen zu wollen, während die Bestimmung, daß derselbe ein ausschließlich lutherischer sein solle, noch in der Minorität verblieb [1].

Dazu kam dann noch der Protest der Synode gegen die im Heere eingeführte Kniebeugung vor dem Venerabile, die auch auf die protestantischen Soldaten ausgedehnt wurde, und gegen andere Bedrängnisse, welche unsere Kirche damals durch das Ministerium Abel erleiden mußte. Die weltlichen Commissäre hatten zwar jede Beschwerde dagegen abgewiesen und jeder darüber laut gewordenen Stimme die Aufnahme in das Protokoll versagt; dennoch gelang es in Bayreuth wie in Ansbach, dort durch Wülferth und Bauer, hier durch Briegleb, einen energischen Protest in das Protokoll niederzulegen, den dann die Synode durch allgemeine Erhebung sich aneignete. Er lautete so: „Es ist zwar nicht meine Absicht, irgend Jemanden in dieser Versammlung durch die bittern Worte des tiefen Schmerzes, welcher der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes durch eine Reihe beklagenswerther Ereignisse zugefügt ist, zu verletzen oder in Verlegenheit zu setzen; ich kann dieß um so weniger thun wollen, als ich mit voller Zuversicht

[1] A. Protokoll VIII, p. 20 ff. Es kostete hernach noch lange Kämpfe bis es dazu kam.

hoffe, daß in diesem Saale Niemand sei, der jenen Schmerz nicht theilte. Aber dazu fühle ich mich durch die Erwartungen, welche das protestantische Volk unseres Vaterlandes von seinen Generalsynoden hegt, durch die Rücksicht auf die Achtung des Auslands, deren unsere Kirche nicht beraubt werden darf — endlich durch das Gefühl des uns zur Seite stehenden Rechts verpflichtet: gegen die Unterdrückung der Petitionen, welche sich auf die Kniebeugungssache und ähnliche Angelegenheiten des Gewissens beziehen, wie hiemit geschieht, feierlichst zu protestiren und die Rechte der Kirche zu verwahren, wobei ich mir zugleich alles dasjenige aneigne, was vor wenig Monaten über die Beschwerde der protestantischen Kirche von fast allen protestantischen Mitgliedern der Ständeversammlung an den Thron Seiner Majestät des Königs gebracht worden ist“ [1]. —

Mit dem ganzen Inhalt dieses Kapitels will weder gesagt noch bewiesen sein, daß die kirchliche Gesinnung in unserer lutherischen Kirche damals schon zur vollen Herrschaft gelangt sei: aber der Uebergang zu ihr ist gewiß zweifellos dokumentirt. Sie hat sich, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, langsam und nicht ohne viele Kämpfe, emporgearbeitet; sie war jetzt (1840) erst in der Ausgestaltung begriffen, aber das warme Interesse für die Kirche, für die kirchlichen Angelegenheiten und Bedürfnisse läßt sich allenthalben durchführen [2] und die Synode selbst hat demselben einen entsprechenden Ausdruck gegeben, wenn sie in einem ihrer Referate sagt: „Mit der Einführung einer zweckmäßigen Gottesdienstordnung darf nicht länger gezögert werden. Die Zeit ist günstig genug dazu, so daß man mit dem Warten

---

[1] A. Protok. XI. Beilage.

[2] Dieser Sinn ist in den folgenden Jahren gewachsen. Wer an unsern beiden letzten Generalsynoden Theil nehmen durfte, konnte in noch ganz anderer Weise den Eindruck gewinnen, daß es eine Kirche und zwar eine lutherische Kirche ist, die auf ihnen getagt hat.

auf eine noch günstigere sich leicht täuschen könnte. Die Ueberzeugung daß es mit vielen Dingen in der Kirche nicht bleiben dürfe, wie es jetzt ist, die Empfänglichkeit für die Wiederaufnahme des Guten aus einer in so mancher Rücksicht besseren Vorzeit, das Bewußtsein, wie nöthig uns in einer Zeit der äußersten Gefahr und Anfechtung gute kirchliche Ordnung, Festigung und Eintracht im Innern sei, die Ehrfurcht und Liebe gegen den unsichtbaren Herrn der Kirche und die Lust zu seinem heiligen Worte — diese Gesinnungen sind heutigen Tages in sehr vielen Mitgliedern unserer Kirche erwacht und geben sich mannigfaltig kund. Lassen Sie uns diese Frühlings- und Pfingstzeit benützen, ehe dieselbe wieder von einer rauheren Periode verdrängt wird."

Dem bis daher beschriebenen Fortschritt geht ein ähnlicher auf dem wissenschaftlichen Gebiete fördernd voran und zur Seite.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.

Um dieselbe Zeit hatte die kirchliche Richtung angefangen, sich auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete einen bestimmten Ausdruck zu geben. Die Erneuerung der Kirche drängte von selbst zu einer Erneuerung der Theologie; dieselbe aus der Bodenlosigkeit des Rationalismus und der Zerfahrenheit des Subjectivismus auf feste kirchliche Prinzipien zurückzuführen, erschien als dringendes Bedürfniß. Der Gedanke einer Theologie auf Grund des kirchlichen Bekenntnisses machte sich geltend. Anklänge daran fanden sich schon im homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt: die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche unternahm es, diesen Gedanken, so weit es in einer Zeitschrift geschehen kann, durchzuführen, — ein Ereigniß, welches den Eintritt eines neuen, seinen Wurzeln nach schon vorbereiteten Stadiums der protestantischen Theologie bezeichnet.

Es war ein kleiner Freundeskreis von jüngeren Männern, theils angehende Lehrern der Theologie an der Universität Erlangen, theils in der Nähe in geistlichen und weltlichen Aemtern Stehende, der sich in dieser Tendenz begegnete, die Meisten von ihnen Diener der Kirche — denn auch die Lehrer der Theologie an unserer protestantischen Landesuniversität gehören kraft ihrer Verpflichtung der lutherischen Kirche an —; alle von demselben Zug

der evangelisch-kirchlichen Richtung ergriffen und durch innern und äußern Beruf auf wissenschaftliche Thätigkeit angewiesen, glaubten sie sich durch die Zeichen der Zeit aufgefordert, ein Organ zum Dienst unserer Kirche gründen zu sollen. Im Frühling des Jahres 1838 haben wir sie in Erlangen gegründet [1], und zwar in der festen Ueberzeugung, „daß die Sache, für die wir hiemit eine Stätte der Verhandlung eröffnen wollten, vielen Herzen ein Heiligthum sei, und daß das Wort, für dieses Heiligthum geredet, nicht antwortlos verklingen, sondern manchfachen Widerhall finden werde und müsse. Das Heiligthum aber, das wir meinen, ist unsere, die protestantische Kirche."

Was wir mit der Herausgabe der Zeitschrift beabsichtigten, läßt sich kurz in das Wort, fassen: wissenschaftliche Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses; was uns dazu veranlaßte war ein zwiefacher Gegensatz, der gerade damals recht nahe an uns herantrat und den Bestand dieses Bekenntnisses und der darauf gebauten Kirche zu gefährden drohte oder doch gefährden wollte: der aggressive Katholicismus und der confessionslose Protestantismus.

Was den ersteren Gegensatz betrifft, so erinnern wir uns des Angriffs, der schon etwas früher von Möhler gegen den Protestantismus gerichtet worden war. Diese feindselige Haltung hatte sich besonders seit dem Kölner Ereigniß im Jahre 1837 gesteigert. Nicht nur Görres in seinem Athanasius und in seinen Triariern, auch die alsbald nachfolgenden historisch-politischen Blätter schlugen einen Ton an, wie man ihn seit lange her

[1] Ursprünglich gedachten wir die Redaktion gemeinsam zu übernehmen; dann hat sich Harleß auf unsern Wunsch entschlossen, sie in die Hand zu nehmen. Die ältesten Theilnehmer — wenn auch nicht alle aktive Mitarbeiter — waren aus Erlangen die Professoren Harleß, Höfling, Stahl, R. Wagner, aus Nürnberg Pfarrer G. Thomasius, Prof. Nägelsbach, D. Beck, D. Briegleb, D. Dietz.

Im ersten Decennium lieferten außerdem Beiträge: Burger, Hofmann, H. Schmid, Dittmar, W. Löhe, Pürckhauer u. A.

nicht mehr gehört; „sie schrieben, als wenn es endlich an der Zeit wäre, daß die katholische Kirche sich aufmache und jetzt, wo es mit der protestantischen zu Ende gehe, die Herrschaft in Wissenschaft und Leben wieder übernehme": denn eine Kirche, die kein Bekenntniß mehr habe und in theologische Parteien zerspalten sei, wie die protestantische, gehe ihrer Auflösung sichtbar entgegen. Es gibt kaum eine Verdächtigung, die nicht von jener Seite über den Protestantismus und dessen Geschichte ausgegossen worden wäre, am reichlichsten der Vorwurf, die Wurzel aller revolutionären Doctrinen zu sein. Die nothwendige Abwehr gegen solche Angriffe hatte uns zunächst zur Gründung der Zeitschrift veranlaßt. — Den anderen Gegensatz bildete jene vielgestaltige Richtung, deren Einheitspunkt sich nur als Indifferentismus und Abneigung gegen Kirche und Bekenntniß bezeichnen läßt, und als deren Hauptformen das Vorwort den Rationalismus, die mystisch-pietistische Richtung und die gelehrte, theologische Schule hervorhebt: erstlich also der alte Rationalismus, der nur von der Bekämpfung der Kirche lebt, der vor nichts sich so sehr hütet, als vor positiver Wahrheit und vor positivem Bekenntniß und der diesem einigenden Mittelpunkt allzeit die wechselnde Meinung des Einzelnen oder einer Zeit unter dem Namen der Vernunft entgegenstellt, über deren eigentlichen Inhalt man auch möglichst wenig erfährt, damit der Name für jede frisch aufgekommene Ansicht passe; sodann der pietistische Separatismus, der sich aus allen Hauptadern des geschichtlichen Lebens der Kirche zurückzieht und die Berührung mit der vom Herrn durch die lange Vergangenheit bis auf die Gegenwart erhaltenen Kirche und ihrer reichen Entfaltung wie eine Befleckung ihrer evangelischen Reinheit und Ursprünglichkeit scheut; drittens endlich jene theologischen Schule, welche so viel wider die Kirche und so viel für die Freiheit und den Geist zu reden pflegt, jene trübe Mischung moderner, halbphilosophischer Apercu's mit positiv-christlichen Elementen, sammt der Entwerthung des kirchlichen

Bekenntnisses und der Nivellirung der confessionellen Unterschiede, die in dem Geiste der Union ihre Wurzel hat.

Diesen und damit verwandten Gegensätzen wollte die Zeitschrift auf Grund des kirchlichen Bekenntnisses entgegentreten. Sie wollte dieß schon durch den Doppel-Namen Protestantismus und Kirche ausdrücken, zu welchem dann das Vorwort erläuternd bemerkt: „daß wir uns bei unserm Streben im entschiedensten Gegensatz zu einer Kirche befinden, die nichts von Protestantismus, und zu einem Protestantismus, der nichts von Kirche wissen will.“ Beiden erklärt sie den Krieg.

In der nothwendigen und nothgedrungenen Bekämpfung dieser Gegensätze sollte aber keineswegs die Tendenz der Zeitschrift aufgehen; der Bau am eigenen Hause war uns die Hauptsache, Herzenssache. „Die blose Polemik gegen unfruchtbare Theorien, sagt das Vorwort, darf wahrlich nicht unser Hauptgeschäft werden. Es gibt so viel der unmittelbar in das Leben eingreifenden Fragen, so viele von der Gegenwart uns gestellte Aufgaben, welche in kräftigem Handeln ihre Lösung fordern, daß wir gerne jenen Theoretikern ihr geweissagtes dermalen noch ungesehenes Land der Zukunft lassen ... „Uns zieht der heimathliche Boden der Gegenwart an, das Land, das wir bereits besitzen, das uns genug Schweiß und Thränen bereitet durch den Sand der Wüste, den die Verwilderung achtlos hat hereinwehen lassen, und das uns genug Trost und Erquickung gibt durch die lebendigen Brünnlein, die noch unverschüttet in der Stadt des Höchsten quellen. Die Zeitpropheten reden freilich von der protestantischen Kirche wie von einem abgestorbenen Baume; wenn aber der Baum grünt und blüht, wird die Meinung, welche den Winter für Tod hielt, von selbst zu Schanden. Der freien Entfaltung dieses Lebens, das wir in der Kirche vorhanden wissen, einen Raum mehr zu gewähren, ist die Bestimmung unserer Zeitschrift.“

Daß die Keime solchen Lebens in der Kirche liegen, glaubten

damals freilich viele nicht, wie auch jetzt noch Viele nicht daran glauben. „Sie können bei der Kirche, an nichts als an etwas Starrendes, Stehendes, Abgemachtes denken." Diese Vorstellung nach allen Seiten hin zu widerlegen, gehörte zu den Hauptaufgaben der Zeitschrift. Das Vorwort beschränkt sich darauf, ihr nur ein Zweifaches entgegenzuhalten. Es erinnert an den protestantischen Kultus und an die protestantische Kirchenverfassung. Daran zeige sich recht deutlich, wie Vieles in seiner eigenthümlichen protestantischen Entwicklung begonnen und nicht vollendet, daher fortzubilden, wie Vieles aus fremdartigen Prinzipien als Hemmung und Verunstaltung eingedrungen und wieder auszuscheiden sei, wie viel überhaupt auf diesem Gebiete von Innen heraus zu schaffen sei; und dazu wohne der Kirche ohne Zweifel der bildungskräftige Trieb inne . . . Späterhin wird dann umgewandt auf die gesammte, allgemeine Bildung hingewiesen, die von dem Protestantismus ausgegangen und von ihm immer aufs neue zu durchdringen und im Zusammenhang mit sich zu erhalten sei . . . „Dasselbe aber, heißt es weiter, was wider die eine Meinung von dem Starren und Stehenden der Kirche bemerkt werden muß, gilt auch wider die Meinung derer, welche sich die Bewegung innerhalb der Grenzen kirchlichen Interesses nicht eng und beschränkt genug denken können, weil in ihrer Vorstellung das ganze lebendige Dasein der Kirche in den gedruckten Band der symbolischen Bücher zusammenschrumpft. Diese vermögen sich dann eine Thätigkeit für die Kirche gar nicht anders als in der Form einer steten und immerwährenden Vertheidigung der symbolischen Bücher vorzustellen, so daß alle kirchliche Bewegung nach ihrer Meinung nichts als ein dogmatisches Stillestehen bei diesen Symbolen wäre. Und weil sie an ihrem Theile es blos mit dem eilfertigen Weiterkommen halten, so sind ihnen diese Bücher mit ihrer bestimmten, gemessenen Haltung und ihrem gewichtigen Inhalt nur Hemmniß und Anstoß, und jede kirchliche Richtung ist ihnen eine Schreckensgestalt, die sie mit der Vorstellung von Beschränktheit, Einseitigkeit, Stillestand ängstigt und quält. Freilich ist für diese Gesinnung

das symbolische Bekenntniß nur darum der todte und deswegen drückende Buchstabe, weil es in einer Sprache redet, welche zu verstehen es an Empfänglichkeit des Herzens fehlt, und weil in diesen Büchern ein Glaube redet, dessen man gern sich entledigt hätte" . . . Aber ist eine reiche Entfaltung eines gemeinsamen Lebens deshalb undenkbar, weil es von einer stehenden Grundlage ausgeht? Niemand sagt, daß im Staatsleben deswegen keine mannigfaltige Bewegung statt finde, weil das Ganze ein Grundgesetz zum stehenden und bleibenden Mittelpunkte hat, welches der Ausdruck des nationalen Geistes ist. Niemand sieht in solchem Gesetz ein Hemmniß nationaler Entwicklung. Und nun erst die Kirche! „Wie kann diese nur halbweg als Erfüllung ihrer Aufgabe gedacht werden, wenn nicht sie, die Bewahrerin einer ewigen und bleibenden Wahrheit, möglichst unverrückbare Grundformen ihres Bekenntnisses hat? Wer deswegen, weil wir uns in den Schranken des kirchlichen Bedürfnisses halten wollen, Einförmigkeit und Beschränkung fürchtet, dem geht auch jede Ahnung von dem Reichthum ab, welchen der Glaube unserer Väter unter dem unscheinbaren Gewande seines Bekenntnisses birgt."

Darauf hin faßt dann das Programm Grund und Ziel des ganzen Unternehmens so zusammen: „Was wir vor Allem festhalten und wovon unser ganzes Streben ausgeht, das ist die Wahrheit und die Bedeutung der Kirche, welche ihren Glauben in ihren Bekenntnißschriften bezeugt hat. Das ist der Glaube, den auch wir theilen, weil wir ihn dem Worte Gottes gemäß wissen und hiefür das helle klare Wort und das Zeugniß des heiligen Geistes haben, der sich selbst als der Eine von Stufe zu Stufe der Erkenntniß durch alle Zeiten der christlichen Kirche bezeugt hat. Das ist der Glaube, welchen zu vertheidigen und aufrecht zu halten Mancher von uns mit einem heiligen Eide verpflichtet ist. Wie für diese Verrath an der Kirche zugleich Eidbruch wäre, so erkennen alle andern Mitarbeiter in ihrem Streben für die Kirche eine heilige Gewissenspflicht. Und weil sie

alle keine protestantische Kirche kennen als die, welche auf Grund ihres Bekenntnisses ruht, so muß nothwendig ihr Wirken für die Kirche zugleich der Erhaltung und Anerkennung dieser Schriften gelten. In ihnen hat die Kirche nicht zwar die Blüthe und Krone, wohl aber die gesunde Wurzel ihres ganzen Bestandes. So lange dieses Bekenntniß der Kirche einigt, ist sie geeint in dem Glauben, der nicht nur im Allgemeinen sich zum Worte Gottes bekennt, sondern auch das Heil so wie es die Predigt von dem Versöhnungstode Christi darbietet, hinnimmt und rein und lauter bewahrt. Denn der Mittelpunkt der evangelischen Heilswahrheit ist zu keiner Zeit so klar erkannt worden, als in den Tagen der Reformation . . . In der Reformation ward vom heiligen Geiste die Einheit der Kirche wie mit dem Worte Gottes so mit ihrer eigenen Geschichte wiederhergestellt, so daß das neue Bekenntniß der Reformatoren sich als das letzte Glied der großen Kette mit jenem alten Bekenntnisse der einen und allgemeinen Kirche zusammenschloß, von welcher der alte Glaube der ersten Christen zeugte. So herrlich nun aber auch dieses Gut ist, so soll sich doch unsere Thätigkeit nicht darauf beschränken, nur zu wahren was wir an ihm besitzen, sondern wir wollen auch zu wuchern suchen mit dem Pfunde, das wir überkommen haben. Nicht nur das Fundament dieser unserer Kirche, sondern der *ganze Bau, die Kirche selbst nach allen ihren Beziehungen soll uns am Herzen liegen und der Zielpunkt unseres Strebens sein.*"

In diesem Sinne haben wir die Zeitschrift gegründet und wir waren es uns wohl bewußt, daß wir damit weder alleine stünden, noch aus einem selbsterwählten Sonderinteresse heraus ein so schweres Werk unternommen hatten. Der freudige Zuruf einer großen Zahl von Gleichgesinnten stand uns mahnend und ermunternd zur Seite. „Wir haben, so konnten wir mit voller Zuversicht erklären, wir haben die Gewißheit, nicht etwa erst eine bestimmte Gesinnung und Richtung hervorrufen zu wollen, sondern mit unserm Unternehmen nichts als der *Ausdruck* und das

Bekenntniß des Sinnes und Strebens einer großen Gemeinschaft zu sein. Das darf von der Kirche unseres Landes mit Gewißheit und Entschiedenheit gesagt werden." Die Wurzeln unseres Strebens lagen in dem mächtigen Zug der gesunden, evangelisch-kirchlichen Strömung, von der auch wir mitergriffen waren: unsere sonderliche Aufgabe bestand nur darin, dieselbe ins Wort zu fassen, ihr Consequenz und Anwendung geben zu helfen.

Wenn man daher schon damals und hernach noch häufiger auswärts von einer „Erlanger theologischen Schule" geredet hat, so hat man damit nur gezeigt, daß man von Sinn und Tendenz unserer gemeinsamen Thätigkeit so viel als Nichts verstand. Und was den Vorwurf der „Repristination" betrifft, den wir so oft zu hören bekamen, so ist es wahr, daß wir an dem Bekenntniß unserer Kirche treu festgehalten und dasselbe nach den vielen Seiten hin, von denen aus es angefochten war, redlich vertreten haben; aber nicht wahr ist es, daß es uns jemals ein bloß äußerliches Gesetz oder Band gewesen wäre, sondern von Innen heraus, weil wir in ihm den Ausdruck unserer eigenen Ueberzeugung hatten und weil wir von seiner Schriftgemäßheit überzeugt sind, haben wir uns zu ihm bekannt: ich glaube, darum rede ich. Es ist ferner wahr, daß wir uns in die Theologie nicht nur des sechszehnten sondern auch des siebenzehnten Jahrhunderts hineinlebten — wir waren noch nicht fertig, wir hatten noch Vieles zu lernen und gingen deshalb gern bei den großen Meistern der theologischen Systematik, bei einem Mart. Chemnitz, bei einem Joh. Gerhard u. A. in die Schule. Es hat uns auch nicht gereut, wir haben viel von ihnen gelernt, sie sind uns Marksteine an dem Weg unserer eigenen theologischen Entwicklung geworden, mit Liebe und Dank sehen wir heute auf sie zurück; aber nie haben wir sie dem festen kirchlichen Bekenntniß gleichgestellt, nie haben wir sie als abschließende Normen und Grenzen theologisch-kirchlicher Wissenschaft angesehen, sondern uns stets eine freie Stellung zu ihnen bewahrt. Vorwärts haben auch wir gewollt auf allen Gebieten der Theologie,

nur keinen solchen Fortschritt, der die alten Grundvesten erst abbricht, keinen solchen der lediglich in der Luft schwebt, sondern einen Fortschritt auf dem alten guten Grunde, d. h. einen organischen Fortschritt.

Wir geben auch hier zur nähern Charakteristik einige Proben. Zunächst aus Nr. 14 des Jahrg. 1838: Die allein seligmachende Kirche. „Außer der Kirche ist kein Heil;" das ist eine protestantische Lehre, die von Anfang an verkündet und festgehalten worden ist. Eben so weiß und bekennt die protestantische Kirche, daß sie die wahre katholische sei. Sie weiß nichts von Kirchen, welche, Pilgerinnen gleich, alle einem Ziele nur in verschiedenen Gewanden zustrebten. Im Gegentheil sie weiß und lehrt, daß mehr oder weniger die von ihr geschiedenen Konfessionen des hochzeitlichen Schmuckes entbehren, welchen der Herr an seiner Braut sucht und verlangt, und daß sie vom schmalen, königlichen Wege sich Ab- und Irrwegen zugewendet haben. Die Kirche hat diese Gewißheit allen andern christlichen Konfessionen und nicht am wenigsten der katholischen gegenüber. Aber nichtsdestoweniger hat sie sich nicht der katholischen Kirche als die allein seligmachende entgegengestellt, und hat selbst da, als sie deren Verfall offen und rückhaltslos eine antichristische Erscheinung nannte, nicht behauptet, daß es unmöglich sei, in ihrem Schooß des ewigen Heils theilhaftig zu werden [1]. Wie kommt sie dazu zu sagen, daß außer der Kirche kein Heil, daß sie die wahre, sichtbare Kirche, und doch wieder, daß auch in den abgefallenen Kirchen das Heil zu finden möglich sei? Dazu kommt sie eben durch ihre rechte Erkenntniß des Heilsweges, und durch dieselbe Erkenntniß, in welcher sie sich den falschen Meinungen überordnet, wird sie bewahrt, sich selbst zu überheben. Die Erkenntniß aber ist die, daß sie weiß, es kommt das Heil nicht von ihr, sondern von Christo, durch sein Wort und Sakrament, und kann von einem Jeglichen empfangen werden im Glauben. In dieser Weise hat sie selbst das Heil nicht

[1] Vergl. z. B. Gerhard conf. cathol. p. 36. ed. Francof. et Lips. 1679. fol

vermittelt, sondern gefunden, und ist entstanden und besteht fortwährend, indem sie es also findet und empfängt. In jener Gewißheit nun ist sie nicht so blind, zu wähnen, daß solch Mittel des Heils in ihrem ausschließenden Besitze wäre, oder daß die bestehenden christlichen Konfessionen sich dieser Heilsquelle ganz und gar durch Unglauben oder Wahnglauben, als im Dienste falscher Götter, beraubt hätten. Mitten im Pabstthum, sagen deshalb die Unsrigen, „ward die Kirche erhalten, und wir unterscheiden gar wohl zwischen der römischen Kirche, wiefern sie Kirche und wiefern sie verderbt ist. Denn auch an ihr war von jenem Gold, das bleibt, neben dem Heu und den Stoppeln, welche das Feuer verzehrt. Sie hatte wenigstens einem Theile nach bewahrt, was Eigenthum und Kennzeichen der Kirche Christi sein muß, das göttliche Wort, aus welchem die Kirche geboren wird, sammt dem Sakrament der Taufe; desgleichen das alte, gläubige Bekenntniß, in welchem die Kirche ehedem ihr Leben bezeugt hatte, und sie theilte selbst in vielen Punkten diesen alten Glauben, welchen das Wort wirkt und verlangt. Es war nicht alles Unkraut; es war auch Waizen unter dem Unkraut. So, indem die Kirche nicht lehrte, daß das Heil von der Kirche komme, konnte sie auch von einer verderbten Kirche sagen, daß es möglich sei, *in* ihr das Heil zu finden. — Aber sie kann nicht sagen, daß das Heil *außer* der Kirche gefunden werden könne, und zwar eben darum, weil sie weiß, daß es nur im Glauben an Christus und sein Wort gefunden werde. Denn wer den wahren Glauben hat, findet sich mit demselben sofort allezeit *in* der Kirche, und zwar in der allgemeinen und apostolischen, die zu jeder Zeit ihr sichtbares Kennzeichen im rechten Bekenntniß und im rechten Gebrauch der Sakramente gehabt hat. Er *findet* sich mit seinem Glauben in der Kirche; denn er glaubt an die Verheißung, welche beides gleich sehr verheißt, das Heil wie eine Gemeinschaft dieses Heils auf Erden. Sonach muß, wer glaubt, sofort auch einverleibt sein in diese Gemeinschaft, und er muß wissen, daß er das Heil nur in der Gemeinschaft derer hat, welche berufen sind durch

Wort und Sakrament. Die Gemeinschaft aber dieser Berufenen ist die Kirche. Dies, was in bestimmter Erkenntniß nicht jedem Einzelnen der Berufenen klar sein mag, weiß und bekennt die Kirche, die Zeugin von dem wahren Weg, auf welchem das Heil gefunden wird. Sie sagt eben darum mit den Worten eines ihrer Diener: Gott, Wort, Glaube, Kirche, Heil und ewiges Leben — das ist nur ein großes, eng verbundenes Ganzes; und in diesem Sinn fäßt sie jenes alte Wort: wo die Kirche, da ist der Geist Gottes, und wo der Geist, da ist die Kirche. Denn es ist keine Wirksamkeit des Geistes der Gnade außer der Gemeinschaft, die sich um die Mittel sammelt, durch welche der Geist mitgetheilt wird, um Wort und Sakrament. Und als Gemeinschaft ist nur die die wahre, welche in reinem apostolischen Bekenntniß sich einzig zu diesem Wort und diesen Sakramenten, als den Mitteln des Heils, bekennt. Dies Bekenntniß aber, so weiß die protestantische Kirche, ist das unsrige, und darum nennen wir diese Kirche die wahre, allgemeine, apostolische. — Sie ist aber nicht die seligmachende. Denn sie ist selbst selig gemacht durch die Gnade des Herrn, der sich in Wort und Sakrament dem Gläubigen mittheilt. Sie zeugt blos fort von dem seligmachenden Glauben, dessen Kunde sie von den Aposteln des Herrn überkommen hat. Dies Zeugniß überbringt sie fort und fort der Welt, und wer es annimmt, wird selig, aber nicht durch die Kraft der Kirche, sondern durch die Kraft des Wortes, von dem die Kirche zeugt. Eben darum ist sie auch nicht selig machend, gleich als wirkte oder bürgte sie die Seligkeit dem, der ihr äußerlich angehört. Sie kann niemand die Seligkeit bürgen, es sei denn, daß er den seligmachenden Glauben habe, und diese Bürgschaft leistet sie wieder nicht kraft ihrer Auktorität, sondern auf Grund der ewigen und unwandelbaren Verheißung des Wortes. Dies Wort ist nun nicht gebunden an diese oder jene besondere Kirche, sondern hat nur in den untreu gewordenen Kirchen minder Freiheit zu wirken, weil sich die theilweise Unwahrheit des Bekenntnisses als ein Damm wider die volle Wirkung des Wor-

tes setzt. Darum, wie die Schrift vom Reichen sagt, es sei schwer, daß ein solcher selig werde, sagen wir auch von solchen, die unter dem Joche eines falschen Bekenntnisses leben, es sei solchen *schwerer*, selig zu werden. Unmöglich aber hat es kein Bekenntniß gemacht, dafern es nur bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, und dem Worte des Evangeliums nicht völlig wehrt, mit seiner Weckstimme Seelen zu gewinnen. — Wenn so die protestantische Kirche Milde zeigt, so ist das nur die Frucht des strengen Ernstes, mit welchem sie über der Lauterkeit und Wahrheit des apostolischen Bekenntnisses wacht. Es wird auch hieran sich zeigen, daß nur der Geist der Wahrheit frei macht zur wahren Liebe."

Eine andere Probe aus dem Artikel: *Die Verbildung zu falscher Orthodoxie und die Einziehung zum kirchlichen Glauben*[1]. Nach einem Rückblick auf die Geschichte der protestantischen Theologie heißt es: „Wer die Gefahr einer *falschen* Orthodoxie anerkennt, muß auch die Anerkenntniß einer rechtmäßigen, ja nothwendigen Orthodoxie theilen, über deren Auffassung man sich wohl zuerst wird verständigen müssen. Geläugnet kann nämlich die Gültigkeit dessen, was man Orthodoxie nennt, nur von denen werden, welche das Dasein und den Begriff von Kirche überhaupt als eine unberechtigte Usurpation im Reiche der Geister ansehen. Wer dagegen den Bestand von Kirche und kirchlichem Glauben als die vom Geiste Christi gewirkte, wesentliche Erfüllung seiner Verheißung anerkennt, dem ergiebt sich auch das, was man Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit nennt, als ein hiemit zugleich gesetztes, untrennbares Verhältniß. Diese Untrennbarkeit ist es, von welcher aus ein älterer, christlicher Sprachgebrauch dazu kam, den wahrhaft Gläubigen mit dem Namen des Orthodoxen zu bezeichnen[2]. Daß aber beides dem Begriffe nach nicht

[1] Jahrgang 1839. n. 5.

[2] Z. B. in den ἀποκρίσεις πρὸς τοὺς ὀρθοδόξους περὶ τινων ἀναγκαίων ζητημάτων.

einerlei sei, lehrt schon der Name, nach welchem wir den kirchlichen Glauben als verschieden von dem bezeichnen, was man Orthodoxie nennt. Allerdings ruht die ganze Berechtigung der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit, auf dem Glauben der Kirche und hat ihre Berechtigung nicht in sich, sondern in Voraussetzung der Wahrheit des kirchlichen Glaubens. Allein diese Gleichförmigkeit der Ansicht und Bezeugung mit dem kirchlichen Glauben, welche Orthodoxie genannt wird, bezieht sich nicht unmittelbar auf den Glauben (*πίστις*) als solchen — wie denn auch Rechtgläubigkeit eine nicht ganz entsprechende Uebersetzung des Wortes ist — sondern, was man unter Orthodoxie versteht, ist nur die Erscheinung des Glaubens in der Einsicht und dem Munde des Bekennenden, und drückt die Uebereinstimmung des Letztern mit dem Bekenntniß der Kirche aus. Das Bekenntniß der Kirche ist ihr nach Außen gewendeter, oder zur Erscheinung gekommener Glaube; Orthodoxie ist die nach außen gewendete, oder zur Erscheinung gekommene Einstimmigkeit des Einzelnen mit dem Bekenntniß der Kirche. Wiefern nun dieses Bekennen vorzugsweise eine Aufgabe der Lehrer ist, welche Rechenschaft zu geben haben von dem Grunde der Hoffnung, die in dem Gläubigen lebt, ist Orthodoxie besonders eine am Lehrer der Kirche mit Nothwendigkeit heraustretende Eigenschaft; wiefern aber in weiterm Umfange Bekennen als die eigenthümliche Lebensaufgabe eines jeden Christen gefaßt werden muß, läßt sich überhaupt kein Glied der Kirche denken, welches, wofern es wahrhaft Glied derselben ist, nicht auch orthodox sein müßte. Es kann ja die Darlegung und Bezeugung der Glaubenserkenntniß bei einem jeden Einzelnen sich nur in Uebereinstimmung mit dem Glauben der Kirche bewegen, deren Glied er eben kraft seines Glaubens ist. In diesem Sinne war oben gesagt, daß Orthodoxie ein mit dem Bestand von Kirche und kirchlichem Glauben nothwendig zugleich gesetztes, untrennbares Verhältniß sei. Die Kirche hat ihren Bestand in der ihr eigenthümlichen Lehre ihres Bekenntnisses, wiefern die rechte Lehre des Evangeliums das eine ihrer wesentlichen Kenn-

zeichen ist. Wer in der kirchlichen Lehre richtig ist, ist orthodox. Der Kirche kann man nun nicht angehören, ohne die Lehre ihres Bekenntnisses zu theilen, und diese Theilnahme offenbart sich in der Bezeugung, welche in größerm oder geringerm Umfange Pflicht Aller ist. Hieraus ergibt sich nun auch was *falsche* Orthodoxie ist. Die doppelte Voraussetzung unter welcher Orthodoxie das für den Christen normale Verhalten bezeichnet, ist einerseits die Wahrheit des kirchlichen Glaubens, andrerseits die Wirklichkeit des eigenen persönlichen Glaubens. Wo das eine oder andere fehlt, tritt falsche Orthodoxie ein. Bei der ersteren verweilen wir hier nicht länger. . . . Wo die zweite Voraussetzung außer Acht gelassen wird, da muß sowohl in der Betrachtung und Werthschätzung der Orthodoxie überhaupt, als auch insbesondere in der Heranbildung zu ihr etwas Abnormes eintreten. Diese Abnormität ist aber keine andere, als daß von da an die Betrachtung sich der äußern Erscheinung zuwendet, und von dem dieselbe bedingenden, innern Leben sich abkehrt, daß dem vorhandenen kirchlichen Bekenntnisse und der Einstimmigkeit der Bezeugung mit demselben für sich selbst eine Bedeutung zugelegt wird, die beidem nur unter Voraussetzung des wirklich vorhandenen, wahren Glaubens zukommt, und daß endlich die Herstellung dieser äußerlichen Uebereinstimmung als ein Ziel der theologischen Bildung angesehen wird, das für sich selbst Werth hätte und auch für sich selbst, d. h. außer allem Zusammenhang mit andern Bestrebungen und Einwirkungen erstrebt werden könnte und dürfte. Was man nur immer als die schlimmen Wirkungen falscher Orthodoxie bezeichnet hat, der *Fanatismus des Verwerfungsurtheils*, die *starre Abgeschlossenheit* und die *Veräußerlichung christlichen Wesens*, das läßt sich als die nothwendige Folge des eben näher bezeichneten Gesichtspunktes erweisen."

Nun wird freilich mißbräuchlich unter Fanatismus auch das Festhalten an der Wahrheit und am Bekenntniß bezeichnet . . „Der Fanatismus aber, welcher aus der Wurzel der falschen Orthodoxie erwächst, besteht in der Bitterkeit und Unterschiedslosigkeit des

Verwerfungsurtheils, und ist eben so sehr sittliche, als doktrinelle Verirrung. Die unsittliche Seite des Fanatismus, jene Bitterkeit des Hasses, ist freilich die am wenigsten unter allen Umständen nachweisbare und kann sich oft genug hinter die Süßigkeit glatter Worte verstecken; aber von ihr ist am leichtesten ersichtlich, wie sie zwar neben jener falschen Orthodoxie, nicht aber neben der Kraft und Wahrheit des kirchlichen Glaubens bestehen könne. Denn die Aneignung eines bereits fertigen Bekenntnisses zum Zwecke einer ihm gleichförmigen Bezeugung ist so für sich betrachtet weiter nichts als eine Verstandes- und Gedächtnißoperation, ein Akt blos menschlicher Intelligenz, ohne Kraft der Wiedergeburt und Herzenserneuerung. Nicht durch das Bekenntniß der Kirche, sondern durch das Wort Gottes und die Sakramente wirkt der heilige Geist; das Bekenntniß ist nicht das wirkende Mittel, sondern das gemeinsame Zeugniß von der Wirksamkeit des Geistes, von der Art und den Mitteln derselben; nicht dem, welcher sich in menschlicher Weise das aneignet, was die Kirche bekennt, theilt sich der Geist der Gnade mit, sondern dem, welcher der Heilsmittel in jenem Glauben sich bedient und jenes Glaubens lebt, welchen die Kirche bekennt. Denn nur der Glaube empfängt die Güter der Verheißung. Der Glaube aber hat nicht das Bekenntniß der Kirche, sondern das Wort Gottes zu seinem Grunde. Von da aus kommt der Gläubige in rechter Weise dazu, auch das Bekenntniß der Kirche zu theilen, welches allein zum Inhalt dieses Wortes, dessen Kraft die Kirche im Glauben erfahren hat, sich bekennt. Wer aber auf diesem Wege dazu kommt, das Bekenntniß der Kirche zu theilen, der ist auch durch die Schmerzen der Buße hindurchgegangen und hat den Geist der Selbsterkenntniß und Demuth empfangen, den Geist, mit dem sich Haß und Bitterkeit nicht verträgt, weil seine Frucht Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmuth ist. Wer vom wahrhaftigen Glauben aus dazu gekommen ist, mit dem Bekenntniß der Kirche sich in freudebringender Einheit zu wissen, der weiß auch aus eigener Erfahrung, was

es der Barmherzigkeit seines Gottes gekostet hat, sein eigenes Herz gewiß zu machen und ihn auf den Weg des Friedens zu führen und darauf zu erhalten, und der Haß weicht der wehmüthigen Trauer um die Verirrten und Verlornen." —

„Das rücksichtslose Verwerfungsurtheil hängt aber immer auch mit einer doktrinellen Verirrung des Fanatismus zusammen, welche gleichfalls nur da entstehen kann, wo die Orthodoxie aus ihrem Zusammenhang mit dem kirchlichen Glauben losgetrennt, in dieser Isolirung selbst zum Irrthum wird. Diese Verirrung betrachtet Orthodoxie an sich als das Kennzeichen wahren Christenthums, ein Gesichtspunkt, von welchem aus sich falsche Urtheile sowohl über Personen, als über Lehren mit Nothwendigkeit bilden müssen. In Bezug auf Personen, wiefern man dann den Mangel an Orthodoxie ohne Rücksicht auf Verhältnisse zur Last legt und ihn als Zeichen unchristlicher Gesinnung betrachtet. Wer dagegen festhält, daß nur je nach dem Verhältniß des Einzelnen zur Kirche und in der Kirche die Forderung der Orthodoxie gestellt werden darf, bei dem wird es auch an der richtigen Unterscheidung nimmermehr fehlen. Er wird nicht verfehlen, bei seinem Urtheile über Einzelne zuerst den Unterschied der Konfessionen zu erwägen, namentlich wo die Einzelnen durch Geburt dieser oder jener Kirche angehören. Nach dieser Erwägung wird er nicht die Forderung der bestimmten Glaubens-Erkenntniß als den Maßstab betrachten, nach welchem man das Verhältniß derer zu ihrem Heiland zu betrachten habe, die ohne ihr Verschulden, d. h. nicht aus eigener Wahl, einer Konfession angehören, in welcher die reine Lehre verdunkelt ist. . . . Er wird mit einem Worte das Verwerfungsurtheil, das er über die Konfession einer Kirche oder Genossenschaft fällen muß, nie sofort auf das einzelne Glied der Konfession übertragen, weil das Verhältniß des Einzelnen zu den Irrthümern und Unwahrheiten einer Konfession außerordentlich verschiedene Arten und Grade bewußter und unbewußter Theilnahme haben kann." —

Er wird aber auch zwischen den eigenen Konfessionsgenossen

einen großen Unterschied machen, er wird die Forderung der Orthodoxie anders an den Lehrer und anders an die Uebrigen stellen. „Er wird ferner nicht übersehen, daß es mit dem Wesen und der Bestimmung der Kirche selbst zusammenhängt, in ihrem Schooße alle Zustände eines sich entwickelnden und wachsenden, oder auch eines kämpfenden und wankenden Glaubens zu haben, und vom Sakrament der Taufe an Beharrliche wie Strauchelnde mütterlich in der tröstlichen Gewißheit zu berathen, daß die Frist der Gnade für Keinen unbedingt hienieden abgelaufen sei. Unter solchen Umständen kann auch bei dem geordnetsten und ruhigsten Zustande der Kirche die orthodoxe Bezeugung nicht als das Kennzeichen betrachtet werden, wornach sich das Urtheil über den Einzelnen entscheidet. Wie viel mehr aber muß das Urtheil in dieser Beziehung vorsichtig sein, wo Zeiten großer Verfinsterung und Verwirrung über die Kirche oderü ber alle vorhandenen Konfessionen gekommen sind, und in der allgemeinen chaotischen Verwirrung der Erkenntniß selbst denen, welche die Wahrheit besaßen, schwer ward, den rechten Ausdruck ihrer Erkenntniß zu finden. Eine Verkennung dieser Rücksichten kann nur da eintreten, wo man glaubt, ohne alle Berücksichtigung der kirchlichen Zustände die Othodoxie gerade so, wie den seligmachenden Glauben, als Bedingung der Heilserlangung nennen zu dürfen, eine Ansicht, die, wie schon früher gezeigt, nur der falschen Orthodoxie möglich ist."

Aber nicht nur im Urtheil über Personen, sondern auch an dem über Lehren wird sich jener Unterschied bemerklich machen. „Die falsche Orthodoxie wird überall von der Entwicklung kirchlicher Erkenntniß absehen und die Form der einmal gewonnenen Einsicht als den Maßstab der Wahrheit betrachten. Sie wird Alles als Irrthum verwerfen, was nicht ihr eigenes ausgeprägtes Wahrzeichen trägt . . . Es fehlt ihr das richtige Urtheil sowohl über die kirchliche Vergangenheit als über die Zukunft; sie wird auch einer künftigen Weiterbildung hemmend in den Weg treten, weil sie den einmal in ihr gegebenen Typus kirchlicher Erkenntniß und kirchlichen Bekenntnisses als den schlechthin vollendeten betrachtet

und ganz und gar davon absieht, daß die Orthodoxie selbst nur der relative Ausdruck für ein gegensätzliches Verhältniß ist, in welchem der wahre Glaube sich gefunden und gegen den Unglauben oder Afterglauben gesichert hat, unbeschadet aller der weitern Ausbildung, welche bei Entstehung anderer und neuer Irrthümer der orthodoxen Bezeugung eben so natürlich als nothwendig ist. — Dies und nichts Anderes ist es, was man als die starre Abgeschlossenheit tadeln kann, welche nicht der Orthodoxie, wohl aber deren Karrikatur eigen ist. . . . „Die falsche Orthodoxie gleicht dem Egoismus, welcher das Erbgut der Väter lieber mit Unkraut aller Art überwuchern läßt, als daß er mit Pflügen und Umackern sich auf beschwerliche Neuerungen einlassen möchte… Die ächte Orthodoxie dagegen hat zwar nichts mit jener unstäten und flüchtigen Theologie gemein, welche allen Besitzstand an muthwillige Prozesse dahin gibt und die Summe ihrer Weisheit in ein großes Fragzeichen setzt; sie weiß, daß sie eine große Vergangenheit, einen reichen Schatz übereinkommener Einsicht durch Gottes Gnade besitzt, welchen treu zu bewahren ihre Pflicht und Aufgabe ist; . . . aber sie hat auch eine Zukunft. Denn sie ist die Erkenntniß jenes Glaubens, der sein lebendig Leben in der Kirche hat, welche die Weissagung des Herrn von einer großen Zukunft besitzt, einer Zukunft voll schwerer, früher nie erlebter Kämpfe, aber auch einer Zukunft, deren Ende die Herrlichkeit eines Sieges voll Majestät ist. Aus diesem Glauben gewinnt die wahre kirchliche Erkenntniß jene nie rastende, sondern allezeit strebsame Stellung, in welcher sie das Bewußtsein hat, daß es sich nicht blos um eine Bewahrung des Alten, sondern um eine Neubegründung, ja Neuschöpfung überall da handle, wo sie aus dem Zeugniß der Geschichte der Kirche selbst inne wird, daß irgend ein Theil der gläubigen kirchlichen Erkenntniß noch nicht jenes Läuterungsfeuer von Anfechtung und Befehdung bestanden hat, nach welchem erst das als ein Gut der Kirche, der Gesammtentwickelung des Reiches Gottes, gelten darf, wessen sich zu allen Zeiten die kindlich gläubige Erkenntniß des Einzelnen

mit vollem Rechte ruhig freuen mochte. Wo der kirchliche Glaube die Seele der orthodoxen Bezeugung ist, da ist ihr nichts so fremd als das bloße Ausruhen und Beharren bei dem Gewonnenen, obwohl sie nicht den Fortschritt macht, wie die politische Weisheit der Demagogen ihre sogenannten Reformen. Aber sie hat ein Auge auf die Zeichen der Zeit, welche nur die Pharisäer nicht verstehen; sie achtet auf den Willen des Herrn der Kirche, der in allen Bewegungen eines Zeitraums laut und vernehmlich in seinen Donnern sich bezeugt, und je nach dieser Stimme ihres Herrn ist sie bereit, entweder Gewonnenes und Erhaltenes zu vertheidigen, oder vorwärts zu dringen und zu den alten Gütern mit ihres Herrn Hülfe neue zu erkämpfen. Die weichen und zerfließenden Gemüther werden allerdings an der kirchlichen Erkenntniß etwas Starres und Abgeschlossenes finden; denn sie fühlt sich an wie die Rüstung eines gewappneten Mannes. Aber mit dem lebendigen Glauben ist in den Waffen ein lebendig Wesen, und an den Streichen, die treffen, wie an dem gehobenen Schild, welcher die feurigen Pfeile dämpft, werdet ihr merken, daß die geschlossene Rüstung die Wehr eines lebendigen Leibes, und nicht das innerlich hohle Schaustück einer Waffenkammer ist."

Aus der falschen Orthodoxie, nicht aus der ächten kommt endlich auch das, was man „Veräußerlichung des christlichen Wesens" nennen darf . . . Denn was ist Veräußerung, wenn nicht eben Trennung des göttlichen Glaubens und der ihm eigenen Lebensfülle von der menschlichen Erkenntniß und Darstellung dieses Glaubenslebens, als hätte letzteres für sich selbst Werth und Bedeutung. Allerdings — wo der Geist gewirkt hat, da hat er seine Spur in der Erscheinung zurückgelassen; denn die Wirksamkeit des Wesens erweist sich in der Form, die sie geschaffen hat. Nicht da ist also Veräußerlichung, wo die Kraft inneren Wesens ihre äußere Darstellung sucht und hat, sondern nur da, wo man die Form sucht ohne das Wesen, oder in der Form meint die Kraft des Wesens zu haben, in der Wirkung die schöpferische Macht, welche die Wirkung hervorgebracht hat. Ein solcher Irr-

thum kann aber im Reiche Christi nur aus jener falschen Orthodoxie kommen, von welcher schon oben gesagt wurde, daß ihr es eigen sei, das kirchliche Bekenntniß vom seligmachenden Worte der Verheißung, die orthodoxe Bezeugung vom Geiste des Glaubens zu trennen oder mit einander zu verwechseln, und dem ersten die Stellung einzuräumen, welche nur dem zweiten zukommt.'' — Aus dem Bisherigen ergeben sich denn auch die richtigen Grundsätze für die Erziehung zum kirchlichen Glauben.

Ob und wie weit es uns, den Gründern und den nachmaligen Redaktoren und Mitarbeitern der Zeitschrift, gelungen sei, ihr Programm durchzuführen hier ist hier nicht der Ort, weiter zu besprechen. Was sie selbst betrifft, so bemerken wir nur noch Folgendes: In den ersten sechs Jahren war ihre Haltung vorzugsweise polemisch und apologetisch; die fortgesetzten und immer maßloseren Angriffe katholischer Theologen, insbesondere der historisch-politischen Blätter, und ihre Mißhandlung der Reformationsgeschichte, die destructive Richtung der protestantischen Theologie, die von der linken Seite der Hegel'schen Schule ausging, drängten ihr diesen Charakter auf, machten Vertheidigung und Gegenwehr zur Pflicht. Dazu kam gleich hernach die schwere Bedrängniß, welche die protestantische Kirche Bayerns durch die bekannte königliche Kniebeugungsverordnung erfuhr und wider welche deshalb auch die Zeitschrift Protest einzulegen berufen war; gleichzeitig die nothwendige Abwehr der vielfachen Angriffe auf die Bekenntnißschriften und die Verpflichtung auf sie [1], die Besprechung innerer, einheimischer Schäden; seit dem Jahre 1843 der Kampf wider die Union — so sahen wir uns wirklich gleich jenen Männern von Israel genöthigt, in der einen Hand das Schwert zu halten wider die Anläufe der Samariter und mit der andern die Arbeit am Tempel des Herrn zu thun. Doch wurde auch das Letztere nicht versäumt. Die Zeitschrift hat eine ganze Reihe von Ab-

[1] Worüber Höfling schon 1835 die treffliche Abhandlung die Symbolorum natura, necessitate auctoritate atque usu geschrieben.

handlungen aufzuweisen, in denen sie versuchte, das Verständniß des kirchlichen Bekenntnisses der Gegenwart zu vermitteln, den innern organischen Zusammenhang seiner einzelnen Artikel aufzuzeigen, die praktischen Consequenzen und die theologischen Fragen, die sich daran anknüpfen, zu erörtern. Die Aufsätze: über Wort und Kirche, Kirche und Amt, Amt und Verfassung, über die Consequenzen des Prinzips, über die Nothwendigkeit und Methodik des klassischen Unterrichts (von Nägelsbach), die bahnbrechenden liturgischen Studien (von Höfling), die späteren Ausführungen über den Begriff als Dogma und über die Genesis des kirchlichen Lehrbegriffs, über die Grundbegriffe der Dogmatik, über die Probleme der Christologie, über Wort und Sakrament u. A. geben davon Zeugniß.

Indessen wir können, weil wir uns das Jahr vierzig zur Grenze gesetzt haben, weder die Geschichte der Zeitschrift [1] noch die unserer lutherischen Kirche überhaupt, weiter erfolgen.

Mit dem Nachweis des Uebergangs von der allgemein-evangelischen zur kirchlichen Richtung und der Erscheinung derselben im persönlichen Glaubensleben, in der Kirche und in der Theologie sind wir am Schlusse unserer Aufgabe angelangt.

Zur Vervollständigung werfen wir nur noch einen kurzen übersichtlichen Blick auf die nächstfolgenden Decennien, um daraus, im Zusammenhalt mit der Vergangenheit, die wir durchlaufen haben, ein Resultat für die Gegenwart zu gewinnen.

Die frohen Hoffnungen, mit denen wir der weitern Entwicklung des kirchlichen Lebens noch zu Anfang der vierziger Jahre glaubten entgegensehen zu dürfen, haben sich nur theilweise er-

---

[1] S. darüber den eingehenden Bericht der Zeitschrift. Bd. 46, Jahrg. 1863

füllt. Die richtigen Prinzipien, von denen die ganze Bewegung ausging, haben nicht den allgemeinen und durchgreifenden Einfluß ausgeübt, den man hätte erwarten sollen. Gar manche Keime, die damals aufbrachen, sind nicht zur Reife gediehen. Zeiten schwerer Kämpfe und Zerwürfnisse im Innern und störender Hemmungen von außen folgten nach. Zwar die Bedrängnisse und Unbilden, welche unsere heimische Kirche, wie bereits erwähnt, unter dem Ministerium Abel erleiden mußte, hat sie mannhaft und, auf den Ausgang hin angesehen, siegreich bestanden. Der politische und literarische Kampf, denn sie da um Gewissensfreiheit und Recht zu kämpfen hatte — in beiden war Harleß Vorkämpfer — hat ihr zwar viel Schmerz und Trauer gekostet, aber zur Stärkung ihres Gemeinbewußtseins dienen müssen [1]. Sie hat es niemals stärker als damals empfunden, was sie an ihrer confessionellen Eigenthümlichkeit besitze. Eine ähnliche Rückwirkung haben die, seit dem Jahre 1844 hervortretenden Tendenzen der preußischen Union auf Abschwächung und Verallgemeinerung des lutherischen Bekenntnisses geübt; namentlich gegenüber der Berliner Generalsynode vom Jahre 1846 und ihrem berüchtigten Ordinationsformular fühlte man sich nur um so stärker zur Wahrung des eigenen Bekenntnißstandes gedrungen [2].

Aber mit dem Jahre 1848 trat eine Katastrophe ein, welche den frischen und gesunden Fortgang der guten Sache in unserem eigenen Lager hemmte. Die großen politischen Bewegungen dieses Jahres entbanden die bis dahin mehr im Hintergrund gelegenen unchristlichen und antichristlichen Elemente; die Strömung des Libertinismus und der Freigeisterei schäumte auch bei uns in hohen Wogen auf; die Grundsätze Ronge's und Feuerbach's drangen weit in die Bevölkerungen ein und schlugen dem christli-

[1] Vgl. „Die Klagen der Protestanten in Bayern Tübingen 1846"; Die Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der protestantischen Generalsynoden in Bayern, Basel 1844.

[2] Vgl. Jahrgang 1847 (Bd. XIII N. F.)

chen Leben in den Gemeinden, besonders in den größeren Städten, tiefe Wunden. Doch stand diesen wilden Wassern gegenüber die protestantische Geistlichkeit wie Ein Mann zusammen. Allein bald sollte diese erfreuliche Einheit einem Dissensus weichen, der noch heute nicht ganz geheilt ist. Das Jahr achtundvierzig hatte den Fortbestand der Landeskirchen für einen Moment in Frage gestellt. Es drängte allen gläubigen Christen den Gedanken an die Möglichkeit oder Unvermeidlichkeit einer Trennung der Kirche vom Staate auf. Aber während der weitaus größere Theil auf der Ansicht bestand, daß die Kirche eine solche Scheidung nicht eigenmächtig herbeizuführen, sondern nur, wenn sie ihr aufgedrängt oder von dem Gewissen unabweisbar gefordert würde, hinzunehmen habe, faßte bei Einzelnen eine tiefe Abneigung gegen das Landeskirchenthum überhaupt Wurzel. Sie sahen darin nur ein Hemmniß für jede freiere, praktische Entwicklung und Bethätigung des kirchlichen Lebens. Noch mehr, dieselbe Richtung, an ihrer Spitze einer der trefflichsten und ernstgesinntesten unserer Geistlichen — stellte selbst den lutherischen Charakter der Landeskirche in Frage — theils um wirklicher, unläugbarer Schäden und Mißstände willen, theils wegen der Haltung und der Beschlüsse der Generalsynode vom Jahre 1849 bestritt sie ihm. Allerdings mit Unrecht; denn diese Synode hatte nahezu mit Einstimmigkeit erklärt, daß sie „auf dem Grund des lutherischen Bekenntnisses stehe und auf nichts anders als auf dieses Bekenntniß bauen wolle", sie hat auch eine Reihe von Beschlüssen über Gemeindevertretung, Agende, Katechismus und Ordination gefaßt, welche dem kirchlichen Bewußtsein einen bestimmteren und volleren Ausdruck geben sollten: nur die von jener Seite gestellte Forderung, den landesherrlichen Summepiskopat abzuwerfen, die Anträge derselben auf eine noch strengere Verpflichtung auf die Symbole, auf eine noch durchgreifendere Ausscheidung aller reformirten Elemente, und auf noch consequentere Durchführung lutherischer Grundsätze in Beziehung auf Verfassung und auf kirchliche Disciplin hatte die Generalsynode abgelehnt [1]. Aber der Dissensus war

[1] Vgl. Zeitschrift für Protestantismus und Kirche Jahrg. 1848, S. 40 ff.

nun eben mitten in die bekenntnißtreue Geistlichkeit selbst eingetreten und spaltete dieselbe in eine „strengere und mildere" Richtung. Beide standen auf gleichem Boden, aber die Ansichten über das, was die Consequenz der kirchlichen Prinzipien fordere, gingen weit auseinander. Der Streit über den kirchlichen Charakter der Synode und über den lutherischen der Landeskirche wurde von beiden Seiten der Form nach mit maßvoller Haltung, aber mit großer innerer Bewegung geführt; es handelte sich dabei vornehmlich um die Frage, ob und wie weit die in der Kirche vorhandenen, auch von der Majorität nicht geläugneten, Uebelstände mit Geduld zu tragen und allmählich zu beseitigen, oder sofort abzuschneiden seien, näher um die Frage: ob das Wesen der Kirche Ersteres zulasse, oder Letzteres fordere, — in der That also um einen verschiedenen Begriff der Kirche. Daher ließ sich keine Verständigung erzielen. Es kam so weit, daß der Austritt aus der Kirche in Aussicht gestellt wurde. Dieser innere Zwiespalt hat unendlich störend und lähmend auf die Entwicklung des kirchlichen Lebens unter uns eingewirkt; er hemmte jeden Schritt, den man gerne vorwärts gethan hätte, weil er ein Zugeständniß zur Negation des kirchlichen Charakters der Kirche zu enthalten schien, er brachte die Majorität der bekenntnißtreuen Geistlichen in eine wahrhaft penible Lage, die kleine, aber durch die leitenden Persönlichkeiten starke Minorität in eine zuwartende Sonderstellung; er brach um so mehr alle Freudigkeit und Lebensfrische zusammen, als man den strengeren Forderungen ein theilweises Recht prinzipiell nicht absprechen konnte noch wollte, und doch keine rechte Willigkeit zur gegenseitigen Vermittlung fand. Dazu, im unmittelbaren Anschluß daran, eine ganze Reihe von weiteren Dissidien über Kirche und Amt, über Kirchengemeinschaft und Abendmahlsgemeinschaft, über Heidenmission und innere Mission u. s. w. — Differenzen, die übrigens weit über die Grenzen unserer Landeskirche hinausreich-

[1] Ausführliche Mittheilungen darüber in Prot. und Kirche 1863, S. 42 ff.

ten — und die Kluft noch zu erweitern drohten. Nicht daß diese Fragen überhaupt aufgeworfen wurden, war das Schlimme; sie konnten, nachdem einmal das kirchliche Bewußtsein erwacht war nicht ausbleiben; sondern dieß, daß man sie sofort zu Prinzipienfragen machte, daß man ihnen eine trennende Bedeutung beilegte, daß man die von der Augustana so richtig bezeichneten Grenzen kirchlicher Einheit von der einen Seite nicht einhielt, während die andere — wir sagen es offen — zu wenig Ernst mit der praktischen Beseitigung der Mißstände machte, welche jene beklagten. So währte der Zwiespalt noch eine Weile fort. —

Indessen ließ sich die Masse der Geistlichkeit an dem lutherischen Charakter unserer Landeskirche nicht irre machen, denn sie war sich ihrer bekenntnißtreuen Stellung bewußt; die Opposition blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt und zog sich in die Stille zurück. Da geschah es, daß eine Aenderung in dem Personalstand des Oberconsistoriums eintrat; es trat der Mann an die Spitze, „dessen bewährte Liebe und Treue gegen die Lutherische Kirche ihm das allseitige Vertrauen gewonnen hatte", und die erste, unter seinem Präsidium tagende Generalsynode im Jahre 1853 hat durch ihre Haltung und durch ihre Beschlüsse den unbestreitbaren Thatbeweis für den lutherischen Charakter unsere Kirche geliefert, der man nicht hätte in Frage stellen sollen. Damit waren denn freilich noch nicht alle innern Differenzen ausgeglichen, und eben so wenig waren die oppositionellen Elemente in den Gemeinden beschwichtigt; es folgten noch heftige Aufregungen besonders im Jahre 1856 über die Einführung der Liturgie und über den Versuch, die Anfänge kirchlicher Disciplin anzubahnen — aber diese gemeindlichen Bewegungen haben die Bekenntnißeinheit nicht zerrissen, und jene theologischen Differenzen haben sich auf eine untergeordnete Bedeutung herabgesetzt. Man konnte wieder fröhlicher aufathmen. Wir können nun gemeinsam wieder vorwärts; unitis viribus können wir das Werk angreifen.

Und das mit erneuertem und verdoppeltem Ernste zu thun, ist die dringende Mahnung der Zeit an uns, an alle treuen Glieder unserer

Kirche. Arbeit und Kampf sind freilich gegenwärtig schwerer geworden als damals. Denn nicht nur haben wir heute noch dieselben Gegensätze, die wir droben S. 280 beschrieben, den römischen Katholicismus und den confessionslosen Protestantismus, wider uns: die antichristlichen und antikirchlichen Mächte sind seitdem zu noch größerer Herrschaft gelangt und noch tiefer in die Gemeinden eingedrungen; aus dem confessionslosen Protestantismus hat sich eine zwiefache Richtung herausgebildet, welche gleicherweise die lutherische Kirche bedroht, eine kirchenpolitische, die an die Stelle der Kirche und ihres Bekenntnisses die Gemeinden mit ihren jeweiligen Majoritäten setzen will und ihren radikal-rationalistischen Charakter hinter dem Aushängschild evangelisch-klingender Phrasen von Freiheit und Fortschritt verhüllt, — und eine Unionsdoktrin, die unter dem Vorgeben die „reformatorischen Prinzipien" zu wahren, an der Auflösung der confessionellen Eigenthümlichkeit unserer Kirche arbeitet; ja die allerneuesten Ereignisse rücken uns diese Gefahr noch näher [1]. So ist also unser Stand noch schwerer geworden. Aber wir haben das Wort Gottes, das gute Bekenntniß unserer Kirche zu diesem Wort und die Verheißung des Herrn für uns. Darum muthig vorwärts auf dem alten guten Grunde.

Nur mögen wir uns aus dem Dargelegten die Lehre entnehmen, daß zur Bewahrung der innern Einheit nichts nothwendiger ist, als das Festhalten an dem Wesensbegriff der Kirche, wie ihn Art. VII unserer Augustana aufstellt, und die Einhaltung der Grenzen kirchlicher Gemeinschaft, wie dieselben sie eben daselbst so einfach als richtig bezeichnet: Est autem ecclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta. Et ad veram unitatem ecclesiae satis est consentire de doctrina evangelii et administratione sacramentorum. Auf

---

[1] Vgl. Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1867 4. Hft. über die Denkschrift des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin, und die Beleuchtung derselben Denkschrift von einem lutherischen Theologen, Erlangen 1867.

die Einhaltung dieser Grundsätze kommt alles an; sobald man rechts oder links davon abweicht, beginnen die Gefahren der Verirrung und Zertrennung. Der consensus de doctrina evangelii, das schriftgemäße Bekenntniß, als Einheitsband und Zaun der Kirche, bleibe der feste Boden unter unsern Füßen; von ihm dürfen und wollen wir nichts nachgeben noch an die destructiven Gelüste der Gegenwart verkaufen, denn es ist ein einheitlicher Organismus, der sich nicht stückweise theilen läßt; — was jenseits desselben liegt, sei es in der Praxis oder in wissenschaftlicher Erkenntniß, das ist das Gebiet der Freiheit, auf dem wir der Gabe und Individualität des Einzelnen ihr volles Recht zugestehen — nur daß es nach der Regel des Glaubens geschehe. Die rechten innern Impulse aber, sowohl zur Bewahrung des Bekenntnisses als zur praktischen Bethätigung desselben, sowohl zur Vertheidigung als zur Förderung der Kirche in Lehren, in Erkenntniß, im Leben — die fließen allein aus jenem Quell, aus dem von jeher Ströme lebendigen Wassers auf die dürren Aecker sich ergossen haben, aus dem wie das alte Bekenntniß so auch die Erneuerung unserer Kirche, die wir oben beschrieben haben, hergeflossen ist: aus dem bußfertigen, rechtfertigenden Glauben an die Gnade unseres Gottes in Christo.

Schöpfen wir immer treuer und tiefer aus diesem Lebensquell, so dürfen wir getrost der Zukunft entgegensehen wie in Betreff unseres eigenen persönlichen Heils, so hinsichtlich des Geschicks unserer theuern Kirche: „Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen der Höchsten sind; der Herr ist bei ihr drinnen, er hilft ihr frühe.“

Anhang.

Es sei mir gestattet, mit Nachfolgendem eine Pflicht der Pietät zu erfüllen — ein Wort zum Gedächtniß meines seligen Vaters Friedrich Christian Thomasius beizufügen. Er gehörte zwar nicht mit zu denen, die dem neuern evangelischen Leben Bahn gebrochen haben, aber doch zu den redlichsten, würdigsten und berufstreuesten Dienern der Kirche [1], und seine Selbstbiographie, die er uns hinterlassen hat, gibt besonders in ihren älteren Abschnitten ein recht anschauliches Bild von dem Leben, Freuden und Leiden eines Geistlichen jener Zeit. Er stammte in gerader Linie von dem bekannten Rechtsgelehrten Christian Thomasius in Halle ab; sein Vater war Reichsfreiherrl. Seckendorfischer Amtmann zu Unternzenn, er selbst ebendaselbst am 14. Aug. 1770 geboren. Da der Vater frühzeitig und fast vermögenslos starb, so war ihm mit den andern Geschwistern eine harte Jugend beschieden, die ihn aber für's Leben gestählt und einen rechten Mann aus ihm gemacht hat. Die Waisen wurden unter die Verwandten vertheilt, — mein Vater nach Nürnberg zu einer alten würdigen Tante gebracht, wo er unter Unterstützung von Wohlthätern mit großem Fleiß das Gymnasium absolvirte und 1788 die Universität Altdorf bezog. Er lebte da in äußerst beschränkten Verhältnissen, auf den Umgang mit einigen Freunden, Veillodter, Witschel und Held, beschränkt, und siedelte nach andert-

[1] Vgl. S. 54.

halb Jahren nach Jena über, wo er an Döderlein einen Verwandten hatte. Auf dem Postwagen, der damals in Thüringen nichts als ein offener Leiterwagen mit hängenden Sitzen war, nur mit einem leichten Ueberrock bekleidet, reiste er dahin, hörte bei Griesbach, Döderlein, Schmidt, Reinhold u. A., auch bei Schiller ein Publikum über die Urgeschichte, und beschäftigte sich nebenher fleißig mit philologischen Studien. Aber bald erhielt er von Haus aus die Nachricht, daß das geringe Vermögen der Schwestern nicht mehr hinreiche, ein weiteres Kostgeld für sie zu bezahlen, und daß sie deshalb in Condition treten müßten, wenn sie an ihm, dem älteren Bruder, keine Stütze finden könnten. Darauf hin entschloß er sich, obwohl mit schwerem Herzen, seine Studienzeit einigermaßen zu verkürzen, um eine Stelle an dem Gymnasium zu Windsheim, die ihm angeboten worden war, anzunehmen. Seine herzliche Liebe zu den Schwestern überwog die Aussicht, die sich ihm damals eröffnet hatte, einen Liefländer als Leiter und Repetitor nach Göttingen begleiten zu dürfen. „Unter diesen Umständen wandte ich meine Zeit in Jena mit einem übertriebenen Fleiß oft bis tief in die Nacht hinein zu philologischen Studien neben den theologischen an, so daß ich dadurch und durch die elende Lebensweise endlich in ein tödtliches Nervenfieber verfiel, die einzige akute Krankheit, die mich Gott sei Dank in meinem Leben befallen hat.“

Im Jahre 1791 trat er in Windsheim als Conrector ein. Da mußte er neben den fünf öffentlichen Stunden täglich noch 2—3 Privatstunden ertheilen, um etwa 550 fl. für sich und die Schwestern zu verdienen. Er muß sich aber dennoch frisch und voll jugendlicher Begeisterung für diesen Beruf erhalten haben, wie ich aus einer Schulrede von ihm aus jener Zeit ersehe. Indessen wurde er schon 1792 veranlaßt, sich um die Seckendorf'sche Pfarrei Unternzenn und Egenhausen zu bewerben, die er auch auf seine Probepredigt hin erhielt. „So mußte ich denn der göttlichen Fügung, die mich, kaum 22 Jahr alt, ins Amt berief, zugleich mit Rücksicht auf meine Schwestern mit Dank und Demuth folgen

und bei der gänzlichen Fremdheit und Ungeübtheit in allen Zweigen der praktischen Amtsführung unter Gebet und Flehen mich mit der Hoffnung und dem Vertrauen rüsten, daß Gott, der mich auf diese Stelle geführt hatte, nun zum Wollen auch die Kraft geben werde, mein Amt nach seinem heiligen Willen zu führen und meine Stelle auszufüllen. Wie weit es gelang, möge der in Gnaden beurtheilen, der Alles recht richtet und in seiner Gnade den Willen für die That nimmt. Menschlicher Ansicht nach gelang es mir, denn die Gemeinden, die mir zugewiesen waren, gewannen mich bald herzlich lieb, und ich werde meiner Unterzenner, Egenhäuser, Breitenauer und Unteraltenbernheimer bis ans Ende meiner Tage mit Liebe und Freude gedenken." Es muß nach Allem was ich später erfuhr ein sehr inniges Verhältniß zwischen dem jungen Pastor und diesen Gemeinden bestanden haben. Er nahm hier auch seine beiden Schwestern in's Haus und lebte mit ihnen ein stilles, zufriedenes Leben. Und was waren das überhaupt damals für patriarchalische Verhältnisse! Es wurde in der Kirche gar nichts regiert; der junge Pfarrer blieb sich ganz selbst überlassen, der einzige Befehl der ihm zugieng war ein Generale vom Reichstag in Regensburg, welches eine Gedächtnißpredigt auf den römischen Kaiser Leopold anordnete. Mit einem wehmüthigen Rückblick auf die Gegenwart erzählt es der Vater. Der Patron hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm. Um so fleißiger hat er in dieser Zeit fortstudirt und seines Amtes gewartet. Aber bald wurde Alles anders. Die fränkische Ritterschaft wurde unter Preußischer Landeshoheit vasallirt; der Pfarrer aber von dem Patron, der sich nach Wien zurückgezogen hatte, angewiesen, bis auf's Aeußerste zu widerstreben. Er that dieß auch, bis zu dem Punkt, wo er mittelst preußischer Husaren zur Huldigung nach Ansbach eingebracht werden sollte. Da gab er auf den Rath der Nachbarn und anderer Seckendorf'scher Familienglieder nach. „Und nun — fährt er fort — erhob sich ein mir bisher ziemlich unbekannter Geschäftsbetrieb mit Tabellen, Berichten, Anzeigen, Quästionen, Circular- und Synodalpredigten. Doch

fand ich mich, jung wie ich war, leicht in diese neue Ordnung und konnte mit meiner allmählich erworbenen Gewandtheit manchen meiner ältern Nachbarn dienen, erwarb auch bald, ich darf es wohl sagen, die besondere Zufriedenheit meiner neuen Behörden. Insbesondere gelang es ihm mit Hilfe eines trefflichen Lehrers, die Volksschule, die ihm jederzeit sehr am Herzen lag, in einem vortrefflichen Zustand zu setzen. Sie galt für eine Art Musterschule. Um dieselbe Zeit durfte er sich auch in seiner ländlichen Stille der häufigen Besuche seiner Freunde Veillodter und Witschel erfreuen; die beiden Schwestern verheiratheten sich (die eine an Witschel, die andere an den Advokat Lindner in Nürnberg) und er selbst führte im Jahre 1801 meine treffliche Mutter, eine geborne Freudel, als Gattin heim — der Anfang eines langen, ehelichen Glücks. Sie war eine überaus liebenswürdige, fromme, einfache und sehr gebildete Frau.

Nach diesem „glücklichen Stilleben" [1], das jedoch auch durch manche schwere Familienereignisse und Sorgen getrübt wurde, wurde mein Vater auf die Pfarrei Ehingen am Hesselberg befördert, wo seiner eine schwere Arbeitslast wartete. Denn er wurde sogleich mit der Distrikts-Schulen Inspection [2], bald auch mit der Vertretung des kränklichen Dekans beauftragt. Es galt, in dem ganzen Distrikt die neue Schulorganisation ein- und durchzuführen, was mit eben so viel Mühe als Kampf gegen den Widerspruch der Gemeinden verbunden war; dazu die Führung des großen Pfarramts und der Unterricht der eigenen Kinder. Da war denn die Hausordnung die, daß der gute Vater Morgens von 8—11 uns Kinder (1 Sohn, 2 Töchter und einen Zögling) unterrichtete, Mittags sich auf's Pferd setzte (wenigstens mehrmal die Woche), um die Schulen umher, wohl 33 an der Zahl, zu besuchen, Abends dann noch eine Stunde uns widmete

---

[1] Er schrieb da auch im Jahre 1803 eine Abhandlung über die Veredlung des Cultus.

[2] Vom Jahre 1809 bis zum Jahre 1831 trug er diese Last.

und von da an fast regelmäßig bis Ein Uhr Nachts und wohl länger arbeitete — Berichte, Recurse, Gutachten, Fassionen, Dekanatsgeschäfte und was sich sonst ergab. Seine Tüchtigkeit und Arbeit erwarb ihm viele Freunde und fand auch allgemeine Anerkennung; aber die Hoffnung, durch die von ihm erbetene Versetzung auf das Dekanat Uffenheim (1816) einige Erleichterung zu gewinnen, erfüllte sich nicht, und konnte sich auch nicht erfüllen. Denn einerseits hatte er zu viel Erfahrung in Kirchen- und Schulsachen und genoß ein zu großes Vertrauen, als daß man ihm nicht so viel als möglich hätte übertragen sollen, und andrerseits konnte er auch seiner eigensten Art nach nicht anders, als überall da helfend eintreten, wo ihm ein wesentliches Bedürfniß entgegentrat. So ertheilte er auch jetzt noch, weil die dortige Lateinschule nicht ausreichte, nicht nur mir und meinem Jugendfreunde Bauer fortwährend Unterricht in den Sprachen, sondern auch nach meinem Abgang auf's Gymnasium einigen andern jungen Leuten, und sorgte daneben noch für die Ausbildung der Schwestern und einiger Freundinnen derselben „so daß ich — sagt er — fast bis in die letzten Jahre meines dortigen Aufenthaltes neben meinen vielen Geschäften fortwährend den Schulmeister machen mußte.“ Er war einer der pünktlichsten, fleißigsten und tüchtigsten Dekane, galt allgemein für einen Ehrenmann und genoß großes Zutrauen sowohl bei seinen Kapitularen, denen er stets ein treuer Freund und Vertreter war, als bei seinen Vorgesetzten. Den Antrag, an der Prüfung der Candidaten des Predigtamts Theil zu nehmen, so wie die Aufforderung, sich in eine größere Stadt zu melden, wies der bescheidene Mann ab, aber der wiederholten Wahl in die Kammer der Abgeordneten konnte er sich nicht entziehen. Er stand dort (Jahrg. 1822—23 und 1825—28) auf der liberalen Seite und suchte mit Freimuth, aber auch mit Vorsicht und Besonnenheit unter sehr schwierigen Verhältnissen für die kirchlichen Angelegenheiten zu wirken. Denn es handelte sich damals um Recht und Stellung der protestantischen Kirche zur katholischen und zwar in einer Versammlung die zum weitaus

größerem Theile aus Katholiken bestand [1]. Wie gerne wäre er späterhin dieser für ihn aufreibenden Thätigkeit überhoben geblieben; allein im Jahre 1831 fiel die Wahl abermal auf ihn, und so mußte er jene stürmische Versammlung mitdurchleben, „welche in ihrer starken oft übermäßigen Opposition manches Gute zu bewirken glaubte, was ihr später als übermüthig und zum Theil mit Recht als in seinen Nachwirkungen höchst nachtheilig zur Last gelegt wurde, und die doch unleugbar für unsere kirchlichen- und Consistorialangelegenheiten vieles erreicht hat, was später nimmermehr würde erlangt worden sein.“ Von da zurückgekehrt wurde er mit großen Ehren empfangen, welche er gern abgelehnt hätte, „wie die, die mich näher kennen, gerne glauben werden.“ Auch vier Generalsynoden hat er beigewohnt und nach Kräften mitgewirkt.

Der Aufenthalt in Uffenheim war ihm überhaupt, so wie der Familie, recht erfreulich und von Gott reichlich gesegnet. Viele Bande der Liebe und des Vertrauens knüpften sich, die Amtsführung ging gedeihlich von statten und die Anerkennung der Vorgesetzten, an der ihm immer viel gelegen war, erfreute ihn. Als den schwersten, ihn am tiefsten ergreifenden Vorfall bezeichnet er die Amtsentsetzung eines unwürdigen Pfarrers, die er selbst, weil mit Recht von ihm beantragt, vollziehen mußte. Noch sehe ich den Ausdruck des tief betrübten Gesichtes, als er sich zu diesem Akte anschickte. Indessen sah er sich doch allmählich nach größerer Ruhe und einer etwas einträglichern Stelle um. „Meine Liebe zu der Nürnberger Gegend, der Wiege meiner Kindheit, die Anstellung meines Sohnes in Nürnberg und manche andere Umstände lenkten mein Augenmerk auf die erledigte Pfarrei Poppenreuth; meine Bewerbung darum gelang und so bezog ich diese

---

[1] Aus einem im Manuscript vorliegenden eingehenden Vortrag meines seligen Vaters, ersehe ich, daß unter den damaligen Verhältnissen kaum mehr geschehen konnte, als was geschehen, ist und daß die Last der Vertretung ihm vornehmlich zugefallen war.

Stelle mit dem November 1832 und gedenke unter dem gnadenvollen Beistand unseres Gottes, den wir bisher so reichlich erfahren haben, es soll auch meine Lieben alle nicht gereuen, wenn ich hier nach Gottes Willen meine Laufbahn beschließen soll." Es war so der Wille des Herrn. Noch fünfzehn Jahre durfte er hier in unserer Nähe mit der guten Mutter verleben; ein halbes Jahr nach ihrem Tode folgte er nach, nach einem nicht langen aber beschwerlichen Leiden. Am 17. Februar 1847 habe ich ihm die müden Augen zugedrückt und darnach seine irdische Hülle eingesegnet.

Es war ein arbeitsreiches Leben, ein vollgemeßnes Tagwerk und Manneswerk, das sich damit geschlossen hat.

Seine theologische Richtung prägt sich in den zahlreichen Synodalreden, die er gehalten hat [1], aus. Ein Feind aller Extreme, wie er von vorn herein war, nahm er seinen Standpunkt in der Mitte zwischen den die Zeit bewegenden Gegensätzen. Obwohl er in seiner Jugend durch die Schule des Rationalismus hindurchgegangen war und von daher starke und bleibende Eindrücke empfangen hatte, bewahrte er doch stets die Pietät gegen Schrift und Offenbarung und befestigte sich darin auf dem Wege allmählichen Fortschritts. So läßt sich seine theologische Richtung als ein „moderater Supernaturalismus" bezeichnen. Was er vor Allem unwandelbar festhielt, war das formale Prinzip des Protestantismus, — die heilige Schrift als alleinige Quelle und Norm der Heilserkenntniß, und zwar nicht im Dienste des auflösenden Rationalismus, sondern in dem des positiven Offenbarungsglaubens. Dieses Prinzip pflegte er einem dreifachen Gegensatz entgegenzustellen: dem Ultramontanismus, (oder Hierarchismus), der alles Positive negirenden Aufklärung, und dem Mysticismus. Auf diese drei Extreme kommt er immer wieder zurück, ohne daß es ihm selbst gelungen wäre, ihnen gegenüber sich eine einheitliche, consequent durchgeführte theologische Grundanschauung zu bil-

[1] Die aber nicht für den Druck geschrieben sind.

den. Der ererbte rationalistische Zug und die wachsende positive Richtung standen in ihm wie zwei Faktoren, die sich nicht völlig durchdringen — er selbst bezeichnet sie zuweilen als Vernunft und als religiöses Gemüth — neben einander, daher er den Fuß bald vorwiegend auf die eine, bald auf die andere Seite setzte. Aber der gleichbleibende Grundzug seiner Gesinnung war mannhafte Wahrheitsliebe und aufrichtige Gottesfurcht.

Gegenüber dem ersteren Gegensatz, der ihm die Summe alles Obscurantismus, alles äußern Zwangs in Sachen der Religion und zugleich alles heimlichen Jesuitismus bedeutet, bestimmt er das Wesen des Protestantismus als das der Freiheit, — der freien, allein durch die Schrift normirten Ueberzeugung und Forschung: „der Protestantismus erkennt keine andere Erkenntnißquelle der religiösen Wahrheit als die Bibel und die von Gott durch Christi Lehre und Beispiel erleuchtete Vernunft. Nur was ein mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln verbundenes, durch unbefangenen Gebrauch der Vernunft geleitetes Bibelstudium für Christi Wort, Lehre und Gebet erkennt, ist dem Protestanten Gegenstand seines Glaubens und seines Thuns"; und in diesem Gegensatz geräth er dann zuweilen ganz in den Ton des Rationalismus, obwohl stets in sehr gemäßigter Weise: „Es war der große Zweck der Reformatoren, die unbeschränkteste christliche Gewissensfreiheit, mithin vollkommene moralische Unabhängigkeit von einem feststehenden Lehrbegriff zu erkämpfen" u. s. w. (Synodal-Rede vom Jahre 1823).

Unter diesem feststehenden Lehrbegriff versteht er jedoch immer ein „allgemein giltiges System der Orthodoxie", im Unterschied von dem, was allein aus der heiligen Schrift erkennbar ist, und nach dieser Seite hin ist er so weit von der Willkür der die Schrift entleerenden Aufklärung entfernt, daß er ihr vielmehr aufs entschiedenste entgegentritt. Ihr und ihren Verwüstungen war er von Herzen gram, sie galt ihm als Abfall von dem Geist der Reformation. Schon im Jahre 1817 hat er sie in einer in

fließendem Latein geschriebenen Synodalrede bekämpft[1]. Da sagt er: Si conditionem rei religiosae penitius indagamus, multa occurrent, quae satis luculenter probant, tempora nostra a fine illo sanctissimo (Reformatorum) longe aberrare et plurima momenta adesse, quae reformationis sensui ac fini obsint potius, quam prosint. In iis vel maxime posuerim vanam istam temporis nostri sapientiam, quae ita de religione disputat, ut eam omnem a naturae divinae humanaeque necessitate repetendam contendat, neque ulli rei locum in ea concedat, quae non necessariis conclusionibus rationis sanae intelligatur etc.[2]. Von dieser Verirrung sei auch die Gegenwart noch dergestalt beherrscht, daß man häufig nicht nur in den gelehrten Schulen, sondern auch auf der Kanzel und im öffentlichen Leben finde: Christianismum sine Christo. Und eben dagegen richtet sich seine Synodalrede, in welcher er die Gottheit Christi, die Wahrheit seines Wortes, positive Offenbarung, Wunder und Weissagung vertheidigt. Gerade darin, daß in dem Christenthum der Stifter der Religion mit

---

[1] Man sieht aus ihr, wie mächtig ihn die Feier des Reformations-Jubiläums ergriffen hat.

[2] Ausführlich schildert er diese „Krankheit unserer Zeit": Multi enim, qui Christo nomen dant, in hoc ipso doctorem quidem sapientissimum et humanissimum agnoscunt, qui quidem religionem judaicam perfectiorem reddiderit et veritates rationis ope cognoscendas clare et perspicue docuerit, ceteroquin eum hominem tantum et instrumentum divinum esse volunt, ceteris doctoribus vix praestantem. Ideoque praecepta ejus de Deo, universae gentis humanae parente, de providentia et mundi gubernatione et quae circa virtutem et mores docuit, agnosci volunt, reliqua vero, quae ad Christi personam ejusque interiorem conjunctionem cum Deo, ortum divinum . . . in summa, quae ad divinam redemtionem generis humani per Jesum Christum Dei filium attinent, haec omnia tamquam addidamenta humana et caduca rejiciunt, vestem haec omnia et corticem judicantes, quibus hoc tempore neque auctoritas neque fides tribuenda sit.

dem Inhalt derselben, die Heilsordnung mit dem persönlichen Vorbild der absoluten Heiligkeit, das göttliche Wort mit der göttlichen That, die Sittenlehre mit der Glaubenslehre zur Einheit zusammengehe, gerade darin bestehe die Eigenthümlichkeit und der einzigartige Vorzug des Christenthums. Es wird dann weiter gezeigt, einerseits, wie dieß in Predigt, Lehre und Jugendunterricht zu erweisen und auszuführen sei, andrerseits wie weit jene subjective Willkühr und zügellose Licenz den Grundsätzen der Reformatoren, dem Sinne Luthers, dem Geiste unserer Kirche widerspreche, und zuletzt Alles wieder auf das Festhalten an der Schrift zurückgeführt: Quid unquam nos tutos poterit praestare ab infinitis et infelicissimis erroribus, si verbo illi divino auctoritatem denegaverimus idque totum rationis humanae placitis subjecerimus, cum jam Ernesti probe monuerit: Omnino tenendum est hoc omnibus, qui in theologia feliciter velint versari, eam non esse disciplinam rationis et ingenii humani, quae tota subtilitate dialectica teneri possit, sed a fide duci, hoc est ab auctoritate Dei, res occultas rationi tradentis, et a factis, quae sacris literis tradita tenemus. Mit der Hinweisung auf den uns verheißenen göttlichen Beistand und mit der apostolischen Ermahnung: „Alles in Allem Christus" schließt die Rede.

So fest und entschieden stellt sich hier mein Vater auf die positive Seite.

Aber es geht ihm auch da, wie Pflaum; die Furcht vor dem „Mysticismus" hindert ihn, den Fuß darin noch weiter vorwärts zu setzen. Er unterscheidet zwar zwischen einem edeln, wahrhaft christlichen und einem eigentlichen Mysticismus, faßt aber unter letzterem Alles zusammen, was ihm für Schwärmerei, Schwelgen in dunkeln Gefühlen, Hintansetzung des Vernunftgebrauchs, Pietismus, aber auch mittelalterliche Romantik, trübe Mischung von Religion und Philosophie, Naturphilosophie und Hyperorthodoxie galt (die Stollberge, Kanne, Werner, Haller, Daub, und Harms!) So stellt er eine ganze Reihe von Klassen

auf [1] bis er zuletzt auf die merkwürdigen Regungen in der katholischen Kirche (Lindel und Goßner) kommt, die er genau kennt und womit er, in gerechter Würdigung derselben, zu dem edleren Mysticismus zurückkehrt. Es seien Männer, welche „sich mit ihrem Glauben auf die Bibel gründen und die Religion als Sache des Lebens betrachten und behandeln, die mit ihren warmen Vorträgen in Predigten, an Krankenbetten, im täglichen Umgang den ganzen Menschen ergreifen und vornehmlich die Gefühl- und Gemüthsseite erfassen — persönlich fromme Männer, treue eifrige Seelenhirten, von exemplarischen Wandel." Er selbst, mein Vater, stellt sich nun nicht auf ihre Seite; er befürchtet auch von ihnen, daß sie „zu viel auf das Gefühl, zu wenig auf Vernunft, auf freies Denken und Schriftauslegen geben"; aber die Weise, wie er die ganze Erscheinung des Mysticismus — mit ihren bedenklichen Auswüchsen und ihren edlen Seiten — zu erklären sucht und die Stellung, die er den protestantischen Geistlichen dazu einnehmen sehen möchte, charakterisirt am deutlichsten seine theologische Sinnesart. Seinen Grund habe dieser Mysticismus in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Wie dieser eine unvermeidliche Folge der überspannten Orthodoxie und des gesetzlichen Festhaltens am äußern Buchstaben im 17. Jahrhundert war, so sei der Mysticismus der nothwendige Rückschlag des einseitigen und alles Maß überschreitenden Vernunftgebrauchs im 18. Jahrhundert. „Der Gegensatz gegen die vorhandene Kirchengemeinschaft, der Bruch mit der überlieferten Gestalt des Christenthums, wie er in der katholischen nicht weniger als in der protestantischen Kirche eingetreten war, der drohende Zerfall beider — erzeugten in vielen Christen nothwendig eine Neigung zum Pietismus und Separatismus. Der Pietismus war nie ausgestorben, hatte sich immer noch eine, wenn auch oft sehr enge Freistätte erhalten, und da er nun die allgemeine religiöse Erkaltung und Erstarrung immer mehr wachsen sah, machte er sich auf, dagegen zu helfen durch seine Predigt gegen Kritik, Philo-

---

[1] Synodal-Rede vom Jahre 1821.

sophie und Vernunft, von der er sich fast mit derselben Entschiedenheit abkehrte als von der römischen Glaubensherrschaft, damit ihm das ächte, unverfälschte Christenthum bleibe. Er fand Anhänger, immer mehrere fromme Seelen, in denen sich das Prinzip des Mysticismus ausgestaltete — in verschiedenen Formen . . . Nicht sowohl die freiere Behandlung der Theologie trieb zum Pietismus, als vielmehr das Wegwerfen des alten Kerns, der stärkend und heilsam für das Gefühl geworden war." Deshalb ist die Erscheinung dieses Mysticismus oder Pietismus überhaupt eine berechtigte und treffen die Vorwürfe die man ihm macht, weniger die Sache selbst als einzelne Anhänger derselben.

Die Folgen derselben werden für beide Kirchen, im Ganzen angesehen, und trotz mancher bedenklichen und bedauerlichen Abwege, nur förderlich sein. „Wir dürfen hoffen, daß diese Richtung das Gefühl für das Religiöse, wie bereits an Vielen geschehen, in weitern Kreisen wecken, dem nicht allein lichtvollen, sondern auch gemüthvollen Christusglauben wieder allgemeine Anhänglichkeit erwecken, die zarten Blüthen der Tugend und des Völkerglücks, die beide an dem Froste der kalten, kritischen Verstandesperiode erstarrt sind, wieder zur fruchtbaren Entfaltung bringen wird." „Wenn unsere Kirche nach den Grundsätzen, auf denen sie beruht, die Forderung der gegenwärtigen Zeit würdigt und auf der Basis derselben ihre Institute diesen Forderungen gemäß veredelt und würdig gestaltet, so wird sie selbst jener erwachten Neigung zur Mystik zu der wohlthätigen Wirkung behilflich sein, daß das Reich Gottes wieder in dem Heiligthum des Herzens gesucht und gefunden, und daß die Religion wieder ebenso sehr Sache des Gefühls als des Verstandes werde, wo sie alsdann wieder inniger mit den Menschen verwachsen, in ihren Wirkungen sich immer segensreicher zeigen wird." — — „Wir haben ja lange genug das Wesen der Afteraufklärung mit angesehen, an deren Scheinlicht das fromme Gefühl für das Heilige und Göttliche in Vieler Brust erkaltet ist, wir bedürfen nun wie-

derum der Wärme, die sich gesellend zu dem wahren Licht, die Herzen der Menschen fruchtbar mache für das ächte Christenthum."

Nach diesen Gesichtspunkten möchten die Geistlichen die Erscheinungen der Gegenwart würdigen und durch Wort, Lehre und Vorbild pflegen.

In einer seiner letzten Synodalreden (vom Jahre 1829) erklärt er sich auch noch über seine Stellung zu den Symbolen der Kirche. Er sagt da: Unsere Kirche ist sich der Uebereinstimmung ihrer Symbole mit der heiligen Schrift bewußt und hat von jeher nur diejenigen als Glieder ihrer Gemeinschaft angesehen, die ihre in den Bekenntnißschriften niedergelegte, gemeinschaftliche Ueberzeugung theilen, nicht etwa deshalb, weil sie von Luther und Melanchthon herrühren, überhaupt nicht um menschlichen Ansehens willen, sondern lediglich, weil sie dieselbe für schriftmäßig hält. Dem Einwand, daß die Symbole als Werke einzelner Individuen einer längst vergangenen Zeit angehören, und daß deshalb nicht aus ihnen entnommen werden könne, was wirklicher Kirchenglaube sei, sondern nur etwa aus einer zustimmenden Erklärung der jetzt lebenden Kirchenglieder, hält er entgegen: „Die erstere Behauptung kann schon an sich nicht zugegeben werden, weil die Kirche eine Einheit ist nicht nur im Verhältniß zu den zugleich, sondern auch in Ansehung der nach einander lebenden; sie kann sich von ihrer Vorzeit nichts losreißen, ohne sich selbst aufzugeben. Was aber die Theilnahme der Kirchenglieder betrifft, so ist sie verschieden je nach ihrem Verhältniß zur Kirche und nach dem Verhältniß in welchem die einen vorzüglich fähig sind die christliche Erkenntniß aus den Quellen aufzusuchen und mitzutheilen, andere sie zu empfangen und aufzunehmen. Zu ersteren gehörten die Reformatoren. In ihnen faßte die unserer Kirche eigenthümliche Form des christlichen Glaubens und Lebens zuerst Wurzel und verbreitete sich von ihnen aus über Alle, die vermöge einer verwandten Geistesrichtung dieselbe in sich aufzunehmen, fähig waren. So sind sie nicht blos als einzelne Mitglieder, sondern als natürliche

Stellvertreter der von ihrer Wirksamkeit ausgegangenen Kirchen anzusehen, und als solche waren sie berufen, Bekenntnisse abzufassen, die, nachdem sie während dreier Jahrhunderte in dieser Eigenschaft anerkannt sind, nicht nach Belieben als blose Privatschriften wieder bei Seite geschoben werden können. — Unsere Bekenntnisse werden sie allerdings nur dadurch, daß wir sie recipiren, welches geschieht, nicht indem wir auf eigene Ueberzeugung Verzicht leisten und unsere Einsicht einer fremden Norm unterordnen, sondern indem wir eben so frei und selbstständig, als wir uns der evangelischen Kirche anschließen, auch in ihren Symbolen den Ausdruck des evangelischen Geistes wiederfinden, der ihnen den Ursprung gab und den wir uns angeeignet haben oder anzueignen im Begriff stehen. Die Reception der Symbole beruht auf einer Wiederholung ihrer ursprünglichen Ueberzeugung aus demselben Geiste, aus dem sie hervorgegangen sind, und der noch immer in der Kirche lebendig ist. — Ihr Inhalt und namentlich der der Augsburger Confession hat sich zu aller Zeit als wahr und fest gegründet in der heiligen Schrift bewährt, — und um dieser Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift willen, muß jedes evangelische Kirchenglied mit seinem Glauben und jeder Lehrer der Kirche mit Glauben und Lehre sich ihr anschließen." — Im weitern Verlauf beschränkt er jedoch den wesentlichen Inhalt der Bekenntnisse vorzugsweise auf dasjenige, was sich auf den Gegensatz der katholischen und protestantischen Kirche bezieht, unterscheidet dann weiter zwischen Haupt- und Nebensachen, — zwischen symbolischer und theologischer Orthodoxie, erklärt sich gegen allen äußern Zwang, und stellt dem Hängen an dem blosen Buchstaben die Uebereinstimmung mit dem Geist des Evangeliums entgegen. „Damit daß wir diesen Geist festhalten, und in ihn immer tiefer einzubringen thun wir unserer Kirche nnd Confession den besten Dienst. An diesen Geist hat sich die protestantische Freiheit zu halten, wenn sie segensreich wirken soll." So kommt er auch hier schließlich wieder auf das formale Prinzip des Protestantismus zurück.